Peu m'en chaut.

BIBLIOTHÈQUE
DE
THÉODORE ZIESING.
ZURICH.

AA 1843

Eon [de Beaumont, Charles-Geneviève

Memoiren

des

Chevalier von Eon.

Aus dessen Familienpapieren und nach authentischen Quellen,

welche

in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt sind,

zum ersten Male

bearbeitet und herausgegeben

von

Frédéric Gaillardet,

Verfasser von »La tour de Nesle.«

Frei nach dem Französischen

von

Dr. E. Brinckmeier.

AA1843

Erster Band.

Braunschweig, 1837.

Verlegt bei G. C. E. Meyer sen.

BIBLIOTHÈQUE CANTON DE VAUD LIBERTÉ ET PATRIE

Vorrede.

Es ist ein Wesen aufgetreten, welches, nachdem es länger als vierzig Jahre sich als Mann gezeigt, nach einander Officier und Dragonercapitain, Doctor des bürgerlichen und kanonischen Rechts, Parlamentsadvocat in Paris, außerordentlicher Gesandter, bevollmächtigter Minister war, und sich Ritter von Eon nannte, sich plötzlich als Weib erkannte, die Kleidung eines solchen annahm und sich Ritterinn von Eon nannte; welches, nachdem es vor Zeugen evidente Beweise seines ersten Geschlechts gegeben hatte, eben so evident vor andern Zeugen sein zweites bewies; nachdem es der Geliebte durch ihren Rang hochgestellter Mädchen und Frauen gewesen, Jungfrau, die Geliebte eines ausgezeichneten Gelehrten und die Braut eines der geistreichsten Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts, Beaumarchais, wurde; kurz, welches ein Leben mit zweifachem

Costüm und zweifachem Geschlecht lebte, eine Art wunderbarer Dualität, deren Mysterium drei und achtzig Jahre lang zwei vollkommen von einander verschiedene Personen in einer einzigen darstellte.

Welche von diesen beiden Personen war die wahre? Welches dieser beiden Geschlechter das angenommene? War es das männliche oder das weibliche? Besaß das Individuum, welches sie nach einander zur Schau trug, beide zugleich? War es zweifach? War seine Natur normal, oder eine Ausnahme? War es ein regelmäßiges Wesen oder ein Monstrum, ein Hermaphrodit? War es Mann, Weib, oder Mann und Weib zugleich?

Mag die eine oder die andere dieser verschiedenen Hypothesen die richtige sein, welche Gründe hatte dieses Wesen für die Verkleidung, welche seine Carrière anfing oder endigte? Welche politischen oder Privatereignisse hatten diese Travestirung des Anfangs oder des Endes herbeigeführt?

Das waren die Fragen, welche das Leben des Chevalier von Eon der Geschichte vorlegte, und die seit funfzig Jahren die Geschichte nicht beantworten konnte. Kein anerkanntes Document, kein authentisches Actenstück half die gesuchte Lösung herbeiführen. Zwar hat der Chevalier von Eon, unter andern zahlreichen Werken, Memoiren in zwei Bänden

und eine Broschüre: Vie militaire, politique et privée de Mademoiselle d'Eon, par Lafortelle, hinterlassen. Aber vierzehn Jahre vor seiner Metamorphose publiciert, bezieht sich ersteres Werk nur auf eine diplomatische Streitfrage, aus der man nichts ersieht. Das zweite, unmittelbar nach seiner Verwandlung erschienene, giebt nicht mehr Licht; es ist eine biographische Notiz ohne Interesse; unter der Censur derselben Macht geschrieben, deren Opfer der Chevalier von Eon war, sagt es Alles, ausgenommen das, was das Publicum zu erfahren wünschte. Daher ist denn auch das Problem für Alle gleich unauflöslich geblieben.

»Machen wir keine vergeblichen Versuche, diesen Schleier zu lüften!« das ist das letzte Wort des letzten Schriftstellers *), der sich mit dieser, allen Nachsuchungen Trotz bietenden, alle Forschungen vereitelnden Existenz beschäftigte.

Besondere Umstände haben uns in den Stand gesetzt, vollkommen und für immer den Schleier zu heben, welchen alle Hände aufgegeben, und die Auflösung des Räthsels zu ergründen, auf deren Auffindung alle Geister verzichtet hatten.

Ein Kind des Landes, in welchem der Cheva-

*) Herr von Propiac, Biographie universelle de Michaud.

lier geboren wurde, wo er seine Kindheit und einen Theil seiner Jugend verlebte, wo mehrere Jahrhunderte hindurch seine Familie wohnte, und wo sich noch einige seiner Angehörigen befinden, wußten wir, daß Letztere die Papiere des berühmten Chevalier besaßen; Papiere, die er selbst ihnen zum Theil übergeben, und die sie theils nach seinem Tode als seine Erben in Besitz bekommen hatten. Diese Documente waren bis jetzt unberührt und unediert geblieben, eine Art heiligen Vermächtnisses, welches die Familie respectierte, und dessen Geheimnisse sie mit Pietät verschloß. Als wir uns gegen Ende des letzten Winters in Tonnerre, der Vaterstadt des Chevalier von Eon, befanden, gelang es uns, diese fast dreißigjährige Versiegelung zu heben *). Dieses Glück verdanken wir Herrn Jacquillat-Despréaux, dem letzten Bewahrer der genannten Papiere, und einem sowohl als Mensch wie als Gelehrten ausgezeichneten Landsmanne.

Herr Despréaux stellte uns nicht nur die durch Erbschaft an ihn gelangten Documente zur freien Disposition, sondern unterstützte uns auch mit allen Nachrichten und Traditionen, sowohl des Landes als der Familie, welche er sorgfältig gesammelt und auf-

*) Der Chevalier von Eon starb 1810.

bewahrt hatte. Diese erste Mittheilung bereicherte uns mit Details über das politische und Privatleben des Chevalier von Eon, mit einer Menge Briefe von Diplomaten, Ministern, Kriegern, Königen und Fürsten, Verwandten und Freunden, Frauen, Maitressen u. s. w., endlich mit von seiner Hand geschriebenen Erzählungen und vollständigen, von ihm selbst skizzierten Uebersichten seiner Geschichte.

Indeß war in diesen Papieren eine bedeutende Lücke, und die Entstehung derselben folgende:

Als der Chevalier von Eon mit den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. über die Annahme von weiblichen Kleidern unterhandelte, war, wie man sehen wird, eine der Bedingungen des Vertrags, die Zurückgabe gewisser Documente, welche in Folge seiner geheimen Verbindungen mit gekrönten Häuptern und der daraus hervorgehenden Abenteuer in seinen Händen geblieben waren. Unter andern hatte der französische Hof nach dem Tode des Chevalier von Eon einen Theil seiner Papiere wegnehmen lassen, und sie in dem Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt. Die Restauration und selbst die Juliregierung hatten standhaft die Mittheilung verweigert; jedoch war es für uns von der größesten Wichtigkeit, sie zu erhalten.

Nach Paris zurückgekehrt, wandten wir uns zu diesem Zwecke durch Vermittelung an den Herzog von Broglie, der damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Dieser nahm unsere Bitte freundlich auf, und schickte selbst zu Herrn Mignet, Director der Canzlei, welcher zuvorkommend die Archive des Ministeriums unsern Wünschen öffnete. Zwei Monate hindurch durchsuchten wir alle Register des bedeutenden Zeitraums, welcher die politische Existenz des Chevalier von Eon umfaßt. In diesen Registern fanden wir die Abschrift einer großen Anzahl von Papieren, welche wir bereits besaßen, und eine reichliche Aerndte von neuen Documenten.

Dazu kommt, daß wir uns, ehe wir noch das Städtchen Tonnerre verließen, einen Auszug aus dem, im Archive der Parochie, in der er geboren war, gefundenen, und die genaue Beschreibung seines ursprünglichen Geschlechts enthaltenden Kirchenbuche, hinsichtlich der Taufe des Chevalier von Eon, verschafften. Ebenso hatten wir eine authentische Copie der Certificate seiner Beerdigung, begleitet von einer Untersuchung seiner Geschlechtstheile, welche bei seiner Section in Gegenwart eminenter Personen und der competentesten Autoritäten vorgenommen wurde, erhalten. Auf diese Art haben wir also das Wesen, dessen Geschichte wir schreiben

wollten, von seiner Geburt bis zum Tode verfolgt, und uns so seines ganzen Lebens bemächtigt.

Der Leser weiß jetzt die Quellen, aus denen wir geschöpft haben; er kennt die Minen, aus welchen wir die Materialien sammelten, mit deren Hülfe wir diese Memoiren zusammengestellt haben. Alles in denselben ist authentisch. Jeder Stein des Gebäudes trägt sein Siegel, und kann seinen officiellen, legalen Stempel zeigen. Die Archive des Staats und die größtentheils autographischen Schriften des Chevalier von Eon selbst haben den Stoff geliefert.

Unser Eigenthum an der Arbeit ist also nur das Aufrichten des Gebäudes und das Verdienst der innern Einrichtung, wenn dieses ein Verdienst ist.

Wir reden nicht von dem Style, weil er mit wenigen Ausnahmen Nebensache ist und sein mußte. Meist auf die Rolle eines Cicerone oder Dolmetschers beschränkt, haben wir uns oft selbst verleugnen und uns streng an das Gemälde halten müssen. Folgt die Feder dem Gedanken, so fliegt sie frei und rasch dahin. Gehorcht sie im Gegentheil den Ereignissen, so ist sie gezwungen, langsam ihren Lauf fortzusetzen, gleich einer Barke, welche unter Inselchen dahinfährt. In der Lage befanden wir

uns, als wir dieses Buch schrieben. Wir hatten Thatsachen und Data vor uns, und diese bildeten eben so viele Markpfähle, die uns unveränderlich den Weg vorschrieben. Wir waren genöthigt, unsre Erzählung durch alle Bizarrerieen des Weges zu führen, unsre Worte allen Krümmungen anzupassen, indem wir unsre Feder bei den einzelnen Begebenheiten zügelten, über keine hinwegeilten, freilich nicht, ohne bisweilen von einer zitternden Ungeduld befallen zu werden. Ist der Dichter sein eigner Herr, so ist der Historiograph ein Sclave; jener schreitet voran, dieser folgt nach. Glücklich genug, wenn unser passiver Versuch gelang, wenn er bei diesem anhaltenden Lavieren nicht gegen eine Klippe stieß und an ihr zerschellte, zählen wir, selbst wenn es hie und da geschehen, auf die Nachsicht des Lesers, um dem dadurch entstandenen Schaden in der Erzählung abzuhelfen.

Zu dieser anticipierten Entschuldigung der Form, deren unsre Schwäche nur zu sehr zu bedürfen fürchtet, müssen wir eine andere hinsichtlich des Inhalts unsrer Erzählung hinzufügen. Vielleicht können Personen von gar zu übertriebener literarischer Gewissenhaftigkeit an gewissen etwas gewagten, etwas zu nackten Stellen Anstoß nehmen. Geschieht das, so bitten wir, diese strengen Prüde-

rieen zu Gunsten folgender Gründe uns und sich selbst zu verzeihen. Wir schreiben das Leben eines Individuums, dessen unbekanntes Geschlecht der Gegenstand einer langen, heftigen Controverse war, dürfen also nichts übergehen, was in dieser Sache Licht geben kann; unsre Fackel muß am häufigsten den dunkel gebliebenen Streitpunct erhellen, den die gewöhnliche Scham vielleicht zu untersuchen verbietet. Außerordentliche Fälle werfen die gewöhnlichen Fesseln ab, auch muß man sich ja eben da instruieren, wo der Prozeß geführt wird. Wir suchen nichts, als die Wahrheit, müssen die Natur auf frischer That ergreifen, den Menschen entkleiden, und ihn, so viel als möglich, in einem Zustande physischer und moralischer Nacktheit zeigen, die weder dem Auge, noch dem Geiste einen Zweifel übrig läßt. Unsre Mission besteht also nicht darin, den Vorhang zuzuziehen, sondern ihn zu lüften. Jede Erzählung also, selbst die ausgelassenste, hat ihren Nutzen und folglich ihre Entschuldigung in dem Gegenstande, welchen wir lehren; jedes einzelne Stück, selbst das freieste und indiscreteste, hat sein Verdienst, und zwar grade durch seine Freiheit und Indiscretion. Vielleicht ist das das Unglück dieses Buchs; aber dieses Unglück entspringt aus einer zu sehr mit der Vernunft überein-

stimmenden Nothwendigkeit, als daß wir nicht entschlossen sein sollten, uns ihrem Gesetz zu unterwerfen.

Der Historiograph, welcher ein problematisches Leben erforscht, in welchem das Lösungswort noch verborgen geblieben ist, ist wie der Ackerbauer, der seine Pflugschaar in einen bis dahin jungfräulich gebliebenen Boden drückt. Er muß sich durch mehr oder minder dornige Erzählungen, durch mehr oder minder delicate Geschichtchen, die das Feld, welches er untersucht, beschatten, winden, ohne Furcht, sich an einer zu gewagten Obscönität zu stoßen, oder eine gar zu empfindliche Schamhaftigkeit zu beleidigen, weil die natürlichste Sprache für ihn die wahrste und einzig richtige ist. Der Styl ist der Mann, hat Buffon gesagt. Aus diesem Grund-Apophthegma, welches den Styl individualisiert und ihm eine personelle Physiognomie giebt, kann man mit Recht folgern, daß das Wort ein Genus, man könnte sagen, ein Geschlecht hat. Es giebt männliche und weibliche Worte. Es giebt geschriebene Seiten, welche allein schon das Signalement ihrer Autors enthalten, und authentischer sein Wesen bezeugen, als ein ärztliches Gutachten oder ein Taufschein. Erkennt man diese Principien an, so sind alle Einzelnheiten, selbst die nacktesten, nur eben so viele Zeichen, durch welche der Gedanke sich

offenbart, und der Gedanke ist eben so gut ein Reflex des Körpers, als der Seele, eine Münze mit doppeltem Gepräge. Auch ist seine äußere Form dasjenige für den Beobachter, was die Medaille für den Numismaten ist; sie dient ihm dazu, das Vergangene, von dem sie eine der Spuren darbietet und einen der Bausteine ausmacht, wiederzufinden und wieder aufzubauen. Kurz, er ist eine Art geschriebenes Depositum und Beweisactenstück, welches von den alten Zeiten der Zukunft überliefert wurde, und welches der Richter sorgfältig studieren und abwägen muß, um seine Richtigkeit zu erhellen.

Nachdem diese Erläuterungen, ja wir wagen es zu sagen, diese Rechtfertigungen gegeben sind, schließen wir, indem wir unsern Dank gegen den Herzog von Broglie, Herrn Mignet und Herrn Jacquillat-Despréaux öffentlich aussprechen.

Die Papiere, deren Besitzer der Letztere ist, werden von ihm zur Rechtfertigung, sobald dieses Buch erschienen ist, in der Bibliothek der Stadt Tonnerre niedergelegt werden, wie folgender, an uns adressierter Brief erklärt:

Tonnerre, den 8. März 1836.

»Mein Herr,

»Ich warte auf eine Gelegenheit, um Ihnen die Actenstücke zukommen zu lassen, welche Sie in Ihrem Briefe vom 24. Februar zu haben wünschen; sie liegen bereit. Haben Sie die Güte, sie mit denen, welche sich bereits in Ihrem Besitz befinden, zu vereinigen, und mir, wenn Ihre Arbeit beendigt ist, zurückzusenden. Alle diese Actenstücke werden von mir in die Stadtbibliothek niedergelegt werden. Beliebt es Ihnen, Ihrem Werke mehrere Facsimile's und Unterschriften beizufügen, so sind Sie im Stande, den Ort anzugeben, wo man die Originale finden kann. Ich bin entschlossen, dieses auszuführen, sobald die Briefe geordnet und auf eine geringere Anzahl reduciert sein werden. Könnten Sie vielleicht auf einige Tage nach Tonnerre herüberkommen, und mir bei der Auswahl helfen, so würde ich Ihnen sehr verpflichtet sein.«

»Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.«

»Despréaux.«

Inhalt.

Erstes Capitel.

Seite.

Landschaft und Stadt Tonnerre. — Das Haus des Chevalier von Eon. — Seine Taufacte. — Seine Manns- und Frauennamen 1

Zweites Capitel.

Erziehung des Chevalier von Eon. — Mutter Benoist, seine Amme. — Sein Leben auf dem Collège. — Er kommt nach Paris. — Rechtsschule und Fechtsaal. — Erste Werke des Chevalier von Eon. — Voltaire und Fréron. — Die Abbé's Grécourt und von Bernis. — Seltsamkeit der physischen und moralischen Organisation des Chevalier von Eon. — Leichtigkeit, mit welcher er sich weiblich kleidet. — Seine Enthaltsamkeit. — Nicht herausgegebener Brief Grécourt's. — Erste Zweifel der Freunde Eon's wegen seines Geschlechts. — Die Terza Gamba und der Marquis von l'Hôpital 12

Drittes Capitel.

Die Gräfinn von Rochefort und der Chevalier von Eon. — Wirkung einer in den Haaren spielenden Hand. — Die Maskenpartie. — Die Treiber im Hirschpark. — Ludwig XV. und Frau von Pompadour; Graf von Stainville und die Herzoginn von Choiseul-Romante. — Die Toilette. — Der Ball zu Versailles. — Ludwig XV. irrt sich. — Lebel und Graf Jean du Barry. — Das Stelldichein. — Unerwartetes Ereigniß. — Die Ohrfeige. — Glück des Chevalier von

Seite.

Eon und Unglück des Königs. — Abermals die Gräfinn von Rochefort. — Trost. — Chevalier von Eon wird Mann. — Sie vos non vobis. — Uebersicht 23

Viertes Capitel.

Monseigneur und seine Mitarbeiter. — Das Reimlexikon. — Der Chevalier von Eon wird von dem Prinzen von Conti nach Versailles geführt. — Lage Frankreichs, Europa gegenüber. — Feindschaft gegen England. — Kälte gegen Rußland. — Geschichte der Kaiserinn Elisabeth und des Marquis von la Chétardie. — Die Handelsprinzessinn und ihre Associé's — Verschwörung. — L'Estoc, Scepter und Rad. — Kaiserliche Dankbarkeit. — Der in's Gefängniß gesetzte und der vertriebene Geliebte. — Indiscretion und Rache. — Neigung der Czarinn zu Ludwig XV. — Bestucheff-Riumin und der Marquis von Valcroissant. — Geheime Mission des Chevalier von Eon nach St. Petersburg 65

Fünftes Capitel.

Fräulein von Beaumont und der Chevalier Douglas-Mackenzie. — Seltsamkeit der Regierung Ludwigs XV. — Die officiellen und die geheimen Minister. — Ansprüche Ludwigs XV. und des Prinzen von Conti auf den Thron von Polen und die Hand Elisabeths-Petrowna. — Specialia. — Der Chevalier von Eon als politischer Agent und Freiwerber — Diplomatische Instructionen. — Correspondenzmittel. — Momentaner Aufenthalt des Chevalier von Eon in Frauenkleidern bei der Herzoginn von Mecklenburg-Strelitz . . 81

Sechstes Capitel.

Conjecturen wegen der Reise des Chevalier von Eon. — Er ist Mannweib und Weibmann. — Ankunft in Rußland. — Plötzliche Rückkehr des Chevalier Douglas. — Sir Williams Hambury. — Bestucheff-Riumin und Michel von Woronzow. — Von Eon wird Elisabeth vorgestellt. — Er wird Vorleserinn der Cza-

Seite.

rinn. — Geheime Anekdoten des russischen Hofes. — Elisabeth, ihre Rachsucht, Frömmigkeit und ihre Liebschaften. — Eudoxia Lapukin erhält kurz vor ihrer Niederkunft die Knute und ihre Zunge wird mit einem glühenden Eisen durchstochen. — Der Tompeter. — Katharina die Große, Peter III. und Stanislas Poniatowski. — Aufklärung der geheimnißvollen Geburt Paul's I. — Zusammenkunft des Chevalier von Eon mit Nadège Stein 107

Siebentes Capitel.

Erste diplomatische Conferenz des Chevalier von Eon und der Kaiserinn Elisabeth. — Unerwartete Wendung derselben. — Verlegenheit des Chevalier von Eon. — Er zieht sich nicht mit Ehren heraus. — Sieg und Täuschung der Czarinn. — Das Compensationssystem. — Elisabeth und Iwan Iwanowitz Schwalow. — Der Chevalier von Eon und die junge Nadège Stein. 128

Achtes Capitel

Chevalier von Eon und Chevalier von Faublas. — Der neue Marquis B . . . — Mylord Ferrers und seine Frau. — Unerwartete Rache. — Tractat von Versailles zwischen Frankreich und Oesterreich. — Kleine Ursachen und große Wirkungen. — Geschichte Ludwigs des Jüngern und Elenore's von Aquitanien. — Chevalier von Eon bringt Ludwig XV. Elisabeth's Antwort. — Sein Mädchenname in St. Petersburg . . 139

Neuntes Capitel.

Zweite Reise nach Rußland. — Bruder und Schwester in einer Person. — Mylord Ferrer's physiognomischer Irrthum. — Elisabeth verbindet sich mit Frankreich und Oesterreich. — Bestucheff's Widerstand. — Secretissime. — Instructionen des Marquis von l'Hôpital. — Rouillé's Brief an Douglas. — Eon bringt Elisabeth's Einwilligung nach Versailles. — Er zerbricht unterwegs ein Bein. — Ludwigs XV. Tabatière. — Peter's I. seinen Nachfolgern hinterlasse-

Seite.
nes politisches Testament. — Plan einer Universalmonarchie 152

Zehntes Capitel.*)

Der Leidende und der Schutzengel. — Unthätigkeit der russischen Armee. — Der Großfürst und die Großfürstinn verkaufen sich. — Officielle Unterhandlungen. — Die Union Frankreichs und Rußlands steht auf dem Puncte, durch eine Taufe aufgelöst zu werden. — Depesche des Marquis von l'Hôpital und Antwort des Abbé von Bernis. — Der Marquis von l'Hôpital ruft den Chevalier von Eon zu Hülfe. — Dritte Reise des hinkenden Chevalier von Eon nach St. Petersburg. — Sturz und Verhaftung Bestucheffs. — Dieses Ereigniß wird Europa durch ein russisches Circular verkündet. — Der Gedemüthigte . . 177

Eilftes Capitel.

Unterhandlungen wegen des Prinzen von Conti. — Er überwirft sich mit der Pompadour. — Aufgeben der angesponnenen Unterhandlungen. — Eon bleibt der Sache des Prinzen treu. — Elisabeth will den Chevalier von Eon für immer an sich fesseln. — Weigerung dieses. — Seine Briefe an Tercier und von Bernis. — Elisabeth eifersüchtig auf Nadège. — Plan zur Abreise der beiden Liebenden. — Das Certificat eines Arztes. — Abschied. — Ohnmacht. — Anticipierte Entschuldigung einer bevorstehenden Untreue des Chevalier von Eon. Er nimmt wiederum Frauenzimmerkleider an und bringt Nadège's Brief an Sophie Charlotte von Mecklenburg. — Das Herz einer Deutschen. — Er wird krank. — Die junge Herzoginn pflegt ihn. — Genesung und Undankbarkeit. — Beleidigung und Verzeihung 190

Zwölftes Capitel.

Sophie Charlotte reclamiert Nadège Stein von der Kai-

*) Durch einen Schreibfehler ist im Texte „neuntes Capitel"

Seite.
serinn Elisabeth. — Der Chevalier von Eon kehrt nach Frankreich zurück und legt die Frauenkleider ab. — Das Frieſel. — Erſter Brief des Marquis von l'Hôpital wegen der Terza Gamba. — Der Chevalier von Eon tritt in die Armee des Oberrheins. — Seine Anhänglichkeit an die Famille von Broglie. — Beſorgniſſe wegen Nadège. — Conjecturen. — Verzweiflung und Thaten. — Wird verwundet. — Hörter, Ultropp, Oſterwiek, Wolfenbüttel. — Sophie Charlotte wird Königinn von England. — Politiſche Urſache dieſer Heirath. — Lord Bute und König Georg III. — Eon reist incognito nach England. — Die Königinn Sophie Charlotte reclamiert abermals Nadège Stein. — Zweiter Brief des Marquis von l'Hôpital wegen der Terza Gamba. — Tod der Kaiſerinn Eliſabeth Petrowna. — Brief der Kaiſerinn Katharina II. an die Königinn Sophie Charlotte. — Aufklärungen. 203

Dreizehntes Capitel.

Rußland verläßt die franzöſiſch-öſterreichiſche Alliance. — Doppelte Peripetie. — Tod Peters III. — Brief l'Hôpitals über Katharina's II. Thronbeſteigung. — Die Fürſtinn Askoff. — Der Familienpact. — Der Herzog von Nivernais wird mit dem Chevalier von Eon nach London geſchickt. — Portrait des Herzogs von Nivernais. — Brief des Herzogs von Briſſac. — Geburt Georg's IV. — Die Königinn Charlotte bewirkt den Frieden. — Mr. Wood und ſein Portefeuille. — Brief des Chevalier Douglas. — Tractat von Paris und London. — Inſurrection in London. — Doctor Wilkes und Doctor Mulgrave. — Der Chevalier von Eon als Zeuge. — Bringt die Ratification des Friedens nach Verſailles. — Erſtaunen des Herzogs von Praslin und Billet des Herzogs von Nivernais. — Das Ludwigskreuz. — Brief des Herzogs von Choiſeul. — Großes Project Ludwigs XV. auf England. — Geheime Ordre.

---

zweimal gedruckt, und dann mit der Bezeichnung der Capitel irrthümlich bis zum Schluß fortgefahren. Der Leſer wird gebeten, dieſen Fehler gütigſt zu verbeſſern.

Seite.

—Nivernais langweilt sich in London. — Eon denkt an Nadège und an Rußland. — Graf Guerchy wird französischer Gesandter in England. — Besorgniß des Herzogs von Praslin wegen des neuen Gesandten. — Eon zum Residenten, dann zum bevollmächtigten Minister in London ernannt. — Brief des Herzogs von Nivernais. — Der Sylphe. — Die französischen Herren werden mager. — Letztes Epigramm und letztes Compliment des Marquis von l'Hôpital 223

Vierzehntes Capitel.

Ungnade des Marschalls und des Grafen von Broglie. — Der Chevalier von Eon ist der Ring einer geheimen Correspondenz zwischen von Broglie und Ludwig XV. — Die Beinamen. — Die Pompadour will durchaus die Correspondenz entdecken. — Vergebliche Bemühungen. — Unterredung des Chevalier von Eon. — Er wird verrathen. — Mittel der Pompadour, dem Könige das Geheimniß zu entreißen. — Die nächtliche Orgie und der goldne Schlüssel. — Der Untergang des Chevalier von Eon wird beschlossen. — Etes-Vous bien sûr de cela, mon ami? — Der Chevalier von Eon erhält Instructionen gegen den Gesandten, und dieser gegen den Chevalier. — Unzeitiger Angriff. — Der Herzog von Nivernais wird wider Willen in die Intrigue gezogen. — Unerschütterliche Festigkeit des Chevalier von Eon. — Ungerechtigkeiten gegen ihn. — Voilà bien du bruit pour une omelette au lard! — Seltsamer Vorschlag. — Zorn des Herzogs von Praslin und Angriffe des Grafen von Guerchy. — Entgegnung des Chevalier von Eon. — Er verläßt das Gesandtschaftshôtel und zieht sich in ein Privathaus zurück. — Das Ungewitter 254

Funfzehntes Capitel.

Der Chevalier giebt den Bitten des Herzogs von Nivernais zum Theil nach. — Brief Ludwigs XV. — Der Mensch und der Monarch. — Jesuitischer Brief Guerchy's. — Die rechte und die linke Tasche. —

Seite.
Zurückberufung des Chevalier von Eon. — Wirkung, welche diese Ungnade auf ihn macht. — Das diplomatische Corps macht dem Chevalier Complimente über seine Festigkeit. — Ein Prolog. — Erste Scene. — Der Aventurier. — Die Herausforderung. — Vous ne savez pas le sort, qui Vous attend en France. — Zweite Scene bei Mylord Halifax. — Das Wort »weitere Ordres.« — Das Ehrenwort. — Don Quixote und Sancho Pansa. — Fiasco 270

Sechszehntes Capitel.

Der Graf von Guerchy dringt auf die Abreise des Chevalier von Eon. — Dieser zögert. — Calembour. — Ludwig XV. kommt ihm zu Hülfe. — Briefe des General-Controleurs und des Herzogs von Choiseul. — Von Eon ergreift die Offensive und klagt Guerchy an. — Waffenstillstand. — Das Diner. — Complot gegen den Chevalier von Eon. — Opium. — Das Complot scheitert. — Der Chevalier von Eon wird krank. — Besuch des Grafen von Guerchy. — Die Pompadour und die Köche. — Vorschlag einer Promenade. — Klugheit. — Der Schlosser und der Wachsabdruck. — Die Domestiken und die Portechaisen. — Der Chevalier von Eon an Ludwig XV. — Die Cartouchianer. — Beschuldigung der Tollheit. — Der Giftmischer und Meuchelmörder. — Die Häscher und das Auslieferungsgesuch. — Doppeltes Spiel Ludwigs XV. — Vertheidigungsmaßregeln. — Sophie Charlotte verweigert die Auslieferung. — Muthlosigkeit des Grafen von Guerchy. — Er capituliert. — Sein Parlamentair wird bloß bei dem Anblick des Chevalier von Eon von panischem Schrecken ergriffen. — Brief des Chevalier an Guerchy. — Er will die Papiere nicht herausgeben. — Das französische Ministerium verfolgt Eon, seine Verwandten und Freunde. — Er wird für einen Staatsverräther und Rebellen erklärt und seines Gehalts beraubt. — Seine Ergebung in den Willen des Königs. — Wird von seinen Freunden verlassen. — Brief an seine Mutter. — Der Herzog von Choiseul bietet ihm Schutz und eine Anstellung in der Armee an. — Briefe der Gräfinn von Roche-

Seite.

fort an den verbannten Chevalier von Eon. — Der König von Preußen, die Kaiserinn von Rußland und d'Alembert. — Der Bernardinermönch, sein Weib und sein Kind. — Marquis von Grimaldi und der König von Polen. — Der Herzog von Duras und der Lieblingshund des Königs. — Frau von Geoffrin, ihr Mann und der Theaterzettel. — Frau von la Ferté-Imbaut. — Madame Du Deffant. — Der Kopf des heiligen Dionysius 292

Erstes Capitel.

Landschaft und Stadt Tonnerre. — Das Haus des Chevalier d'Eon. — Seine Taufacte. — Seine Manns- und Frauennamen.

Der Chevalier d'Eon wurde zu Tonnerre geboren, einer kleinen Stadt im Yonne-Departement, seit lange durch ihre Weine berühmt, deren antiker Ruf neuerdings sich durch den mussierenden Burgunder, einen würdigen Nebenbuhler des Champagners, verjüngt hat, mit welchem er jetzt das Scepter des gastronomischen Reiches theilt.

Die Hauptstadt von Tonnerrois hat in der That zuerst die Hälfte eines Throns errungen, den damals ein Einziger besetzt hielt, und dem allmächtigen Rival das grüne Blatt entrissen, welches sie den vertrockneten Weinreben der alten Krone hinzufügte. Die Wiege des Chevalier d'Eon und der Schau-

platz eines Theils seines Lebens, kann die industriöse Stadt hier mit Recht einige topographische Nachrichten verlangen; denn ein gewisses Band wird in diesen Memoiren Beide häufig mit einander verbinden, den Menschen und die Oerter, welche wir zu schildern im Begriff sind.

Auf der Straße von Joigny nach Bordeaux, wenn man einem von zwei Reihen von Weinbergen beherrschten und eingefaßten Thale folgt, kommt man nach Tonnerre. Dem Reisenden, dessen Auge diese beiden Bergreihen vergleicht, in deren Mitte er wandelt, fällt die sonderbare Aehnlichkeit auf, welche die Buchten und Vertiefungen Beider mit einander haben. Wie durch Verabredung entspricht jedem äußern Winkel ein innerer, jeder Ecke eine Vertiefung, jedem Vorgebirge eine Bay. Die Ringe dieser doppelten Kette von Zwillingsgebirgen vermählen sich harmonisch, und bilden eine Art chromatischer Tonleiter und fühlbarer Harpeggien, deren Töne und Noten das Terrain durch seine Variationen moduliert zu haben scheint. Wenn die beiden Hügelreihen sich einst näherten, so würden sie so gut in einander passen, daß diese beiden getrennten Theile des nämlichen Ganzen nur noch einen einzigen ausmachen würden, wie jene Räder-

werke, deren Zähne so genau in einander passen, daß man sie für zusammengeschmiedet hält.

Um diese auffallende Erscheinung zu erklären, ist Büffon bis auf die Sündfluth zurückgegangen. Aber das Auge wird durch diese Erklärung nicht befriedigt, und begreift diese Risse, diesen gleichförmigen Bruch, diese noch frische, blutende Zerrissenheit nur, wenn es furchtbare Explosionen im Innern der Erde annimmt.

Diese Hügel sind die ersten Fluctuationen, die ersten Wellen jenes ungeheuern Gebirgoceans, der tief in Niederburgund anfängt, und, Wogen auf Wogen häufend, bis zu den Felsen des Jura, seinen ältern Brüdern, und den Gipfeln der Schweiz, seinen Riesenältern, sich hinzieht. Es sind die ersten Stufen jener Felsenleiter, welche, gleich der Jakob's, sich von der Erde bis zum Himmel erhebt; die ersten Zweige jener Quarz- und Granitfamilie, welche mit dem Hügel beginnt und mit dem Gletscher endigt.

Die Weinberge von Tonnerre erheben sich terrassenförmig auf jeder Seite dieses enormen Amphitheaters. Im Sommer gleichen ihre grünenden Blätter Tausenden kleiner flatternder Fahnen, während im Winter diese nackten, in dem Boden befestigten Thyrsusstäbe Musketen ähnlich sind, welche das

Land bewachen. Besonders aber im September ist der Anblick reich und mannigfaltig: dies ist die glückliche Zeit der Jagd und der Weinlese. Nähert man sich um diese Zeit Tonnerre, so merkt man die Stadt, ehe man sie sieht, so ahnt man sie, ehe man sie kennt. Diese Blättermassen, welche im Winde schwanken und euch einen Gruß zuzunicken scheinen, diese Myriaden von Trauben an den Weinstöcken, die Lieder des unter dem Schatten des Weinlaubs verborgenen Winzers, der wiederhallende Ruf des einsamen Jägers, der seinen in diesem Labyrinth verlorenen Hund wiederlockt, das Bellen der Hunde, welche sich auf ihre Beute stürzen, diese festtägliche Miene endlich, diese Zeichen regen Lebens, welche die Hügel von Tonnerre beleben, der Weinduft, welcher sich von ihnen erhebt und die Athmosphäre sättigt: Alles ruft dem Wanderer zu: »die Stadt ist nahe!« wie man aus dem Geräusch des aus der Erde sprudelnden Wassers die Quelle merkt, und nach dem Schlage des Pulses der Ader folgt, und endlich sagt: »Hier ist das Herz!«

Da wo die Stadt liegt, ist die Hügelreihe unterbrochen; sie rundet sich ab, beschreibt einen Halbkreis, und aus der Mitte dieses Halbkreises erhebt sich ein hoher Berg, der, wie ein stehendes Kameel,

die an seiner Brust und seinen gewaltigen Flanken erbaute Stadt trägt und anschaut. Einige Häuser und eine Kirche hängen sogar auf seinem Rücken. — Dies war in der That die erste, natürliche Lage des alten Tonnerre. Auf dem höchsten Theile, auf dem excentrischsten Rücken des Berges, der die Wiege der Stadt war, sieht man noch Spuren eines alten Schlosses, der Wohnung der ehemaligen Grafen von Tonnerre, welche von dieser unbezwingbaren Höhe hinab das Thal beherrschten. In die Ebene sich hinabziehend, hat die Stadt nicht ganz ihre Wiege verlassen, gleich dem Araber, der seine Füße in das Land hinausstreckt, mit dem Kopfe aber in seiner Hütte ruht.

Auf beiden Seiten des alten Schlosses erhoben sich ehedem eine Eremitage und eine Abtei, welche der Vandalismus der neuern Zeit unerbittlich verstümmelte, ohne daß die Stadt bei der Zerstörung dieser heiligen Hallen, bei dem Umsturz dieser eleganten Säulen und aller jener von der Zeit verschonten Ueberreste, welche um Gnade und Rache schreien, bewegt worden wäre. Vergebens riefen sie das Andenken von zwanzig oder dreißig Generationen zu Hülfe! . . . . die Achtung vor Alterthümern ist eine Religion, und wie alle andere, verschwindet auch diese. Das Kloster, die einzige

Macht, welche ihr Haupt erheben und in dem Himmel ihre Thürme den Zinnen der festen Schlösser entgegensetzen konnte; das Kloster und die Burg, diese beiden Königthümer des Mittelalters, diese beiden rivalisierenden Häupter der Feudalität, liegen umgestürzt unter dem Fuße einer dritten Macht, eines modernen Königthums, welches man den Pflug nennt. Man pflügt, säet, zieht Gräben, wo man ehedem Capellen baute: das ist der Uebergang der Vergangenheit in die Zukunft.

Auf dem Gipfel des Centralberges, gleichsam auf der Stirne der Stadt, existiert noch eine Kirche, deren Thürme denen gleichen, welche man sonst die Elephanten im Kriege tragen ließ: es ist die Kirche des heiligen Petrus. Von den Häusern verlassen, welche sie umgaben, und sich heimlich eins nach dem andern, von Terrasse zu Terrasse, von ihr entfernten, steht sie da, allein und unbeweglich, mit ihren Blicken die Umgegend beherrschend.

Zu ihrer Linken und am Fuß des Felsen, welcher sie trägt, mitten in einem mit Nußbäumen und herrlichem Grün bedeckten Amphitheater, öffnet sich eine unermeßliche Höhle von sphärischer Form. Aus dieser gähnenden Schlucht entspringt perpendiculair eine enorme Wassermasse. Diese Fontaine, deren Quelle man vergeblich sucht, war einst dem

Bacchus geweiht, der ihr den Namen Fosse-Dione (Dionensis) gelassen hat. Hier stiegen, um Wasser zu schöpfen, die Grafen von Tonnerre und die Bewohner der hohen Stadt auf einer in den Fels gehauenen Treppe hinab, von der man noch jetzt Spuren sieht.

Zur Rechten von St. Pierre, mitten im Thale, erhebt sich eine zweite Kirche, deren viereckiger Thurm beständig nach seinem Rival hinaufschaut, der, obschon weit niedriger, ihn dennoch durch seine Lage mehr als doppelt überragt: die Stellung ist überhaupt Alles in der Welt, und man ist oft nur durch sie groß. In der untern Stadt endlich und vor den beiden andern Kirchen zieht sich der Länge nach eine dritte dahin, die dem geistlichen Hospital von Tonnerre gehört, dessen Namen sie trägt: ein ungeheures Schiff, dem an Größe nur die alte historische Kirche von Vézelay gleich kommt, und dessen ursprüngliche Gewölbe nur in Italien etwas Analoges finden sollen. Dieses Denkmal und das davon abhängende Hospiz wurden von Margarethe von Sicilien, Gemahlinn Carl's von Anjou und Schwägerinn des heiligen Ludwig, errichtet. Durch den Willen Gottes und die sicilianische Vesper Wittwe geworden, suchte sie hier ihren Schmerz zu vergessen. Margarethe wurde in dem Chor beer-

digt, wo man ihr Grab neben dem des großen Louvois sieht. Als im Jahre 1542 Franz I. sich mit seiner Schwester in Tonnerre, in der Kirche dieses Hospizes befand, traf ihn hier ein Gesandter Carl's V., der, gleich den römischen Gesandten, welche Krieg und Frieden in den Falten ihrer Tunica trugen, dem König von Frankreich die Kriegserklärung des Kaisers und Königs der Spanier überbrachte.

Sieht man jetzt von der Höhe der Plateforme, wo St. Pierre steht, vorwärts, und betrachtet das zu den Füßen sich ausdehnende Thal, so erblickt man zwei kleine glänzende Flüsse, welche sich beide nach der Stadt zu bewegen. Der erste, in grader Linie fortströmende, ist der Canal de Bourgogne, der Handelsfluß. Der zweite fließt langsam, ohne zu eilen, schlängelt sich wiegend dahin, fließt unter allem Gebüsch hindurch, weilt bei jeder Blume, liebkost sie mit seinen Wellen und benetzt sie mit seinem Wasser; gleich einem Künstler fließt er mit Liebe und wandert mit Poesie; er ist der Fluß der Natur. Man nennt ihn Armançon, und er ist einer jener begünstigten Geliebten der Yonne, die seiner harrt, und an deren Busen er sich zehn Meilen weiter hinab wirft. Der Canal hält sich bei der Stadt nicht auf, sondern eilt, sein mit Holz, Eisen

oder Wein beladenes Fahrzeug nach dem Bestimmungsorte zu bringen. Der Armançon dagegen macht einen Umweg, und theilt sich, um die Stadt besser zu genießen und seine Beute in dreifachen Schlingen zu halten, in drei Arme. Nachdem er dann murmelnd über alle Kiesel gerollt ist, sich an allen Mauern hingezogen hat, vereinigen sich die drei Zungen, mit denen er verliebt die Füße der Stadt beleckte, plötzlich wieder in eine einzige, wie ein Fächer, der sich schließt, oder ein Schmetterling, der seine Flügel einzieht, und der Flüchtige eilt zu neuen Ufern, zu neuen Liebschaften.

Am Eingange der Vorstadt, hinter der Brücke über den zweiten Arm des Flusses, erhebt sich das väterliche Haus des Chevalier d'Eon, die alte Domaine seiner Familie. Am 5. October des Jahrs 1728 ist er unter seinem Dache geboren.

Der Vater des Chevalier d'Eon war Parlamentsadvocat, Director der königlichen Domainen, Subdelegat der General-Intendanz von Paris. Er hatte den adlichen Namen Louis d'Eon de Beaumont, und seine Mutter hieß Dame Françoise de Chavanson, und nicht de Charenton, wie fast alle Biographen geschrieben haben.

Die Geburt des Chevalier d'Eon war von keinem Geheimniß umgeben, in keinen Schleier ge-

hüllt; Arzt, Hebamme, Amme, Freunde und Verwandte, Alles, was näher oder ferner eine Frau bei dem feierlichen Acte des Gebärens umgiebt, hatte Zutritt bei der Mutter, war bei der Niederkunft zugegen, und zwanzig Zeitgenossen konnten den Neugebornen sehn und betrachten: das ist in dem Lande von notorischer Wahrheit und historisch erwiesen.

Das Kind wurde zwei Tage nach seiner Geburt in der Pfarrkirche Notre-Dame getauft, und in die Taufregister, die damals die Kraft einer gerichtlichen Acte besaßen, unter dem Namen und in der gesetzlich constatierten Qualität eines männlichen Kindes eingetragen, wie aus dem hier beigefügten, in den Archiven der Pfarrkirche aufgefundenen Actenstücke erhellt.

Auszug aus den Registern der Pfarrkirche Notre-Dame von Tonnerre.

Taufschein*).

»Am 7. October 1728 wurde getauft Charles Geneviève Louis Auguste Andrée Timothée, des Edlen

*) In einem in der Biographie universelle von Michaud enthaltenen Artikel über den Chevalier d'Eon sagt Herr Propiac in einer Note:

„In den Registern der Pfarrkirche Notre-Dame de Tonnerre giebt man ihm die Namen Charlotte Geneviève Louise Auguste Andrée Timothée; aber

Louis d'Eon de Beaumont, Directeur der Königlichen Domainen, und der Dame Françoise de Chavanson, ehelicher Sohn, geboren am 5. d. M. Pathen waren Herr Charles Regnard, Parlamentsadvocat, Baillif von Crusy, und Dame Geneviève d'Eon, Gemahlinn Herrn Maison's, Weinhändlers in Paris, welche unterzeichnet haben.«

Unterzeichnet: Geneviève d'Eon-Mouton,
Regnard,
Bordes, Dechant von Tonnerre.

---

dieses ist von Widersprüchen und Irrthümern voll, vielleicht mit Absicht."

Diese Nachweisung ist durchaus falsch; denn das einzige Actenstück, welches wir in der Parochialkirche Notre-Dame de Tonnerre finden konnten, ist dasjenige, welches oben wörtlich abgedruckt ist. Es hat nur zwei Namen mit weiblichen Endungen: Geneviève und Timothée. Letzterer ist gemeiniglich ein Mannsname und wird in jedem Falle unveränderlich gleich geschrieben.

Ersterer ist an sich nicht auffallender, als die Namen Marie, Sophie, Eleonore ꝛc., welche viele Männer führen. Man kann diese Namen ferner direct von seiner Pathinn und Muhme herleiten; denn den Namen seiner Pathe Geneviève auszuschließen, hieße ihn seines schönsten Emblems berauben.

Zweites Capitel.

Erziehung des Chevalier d'Eon. — Mutter Benoist, seine Amme. — Sein Leben auf dem Collège. — Er kommt nach Paris. — Rechtsschule und Fechtsaal. — Erste Werke des Chevalier d'Eon. — Voltaire und Fréron. — Die Abbé's Grécourt und de Bernis. — Seltsamkeit der physischen und moralischen Organisation des Chevalier d'Eon. — Leichtigkeit, mit welcher er sich weiblich kleidet. — Seine Enthaltsamkeit. — Nicht herausgegebener Brief Grécourt's. — Erste Zweifel der Freunde d'Eon's wegen seines Geschlechts. — Die terza gamba und der Marquis de l'Hôpital.

Der Chevalier d'Eon war also in Tonnerre geboren, ohne daß irgend ein Geheimniß bei seiner Geburt vorwaltete. Tonnerre sah ihn heranwachsen, ohne daß eine ungebräuchliche Vorsicht, eine ungewöhnliche Maßregel sich zwischen seine Jugend und die öffentliche Neugier stellte. Hätte die Familie eine so wichtige Betrügerei beabsichtigt, so würde das Kind von dem Tage seiner Geburt an bis zur

Mündigkeit von allem Umgange entfernt, an den Heerd gebannt und dem Auge der Fremden entzogen worden sein. Die gewöhnlichste Vorsicht schon hätte aus diesen Maßregeln eine gebieterische Nothwendigkeit gemacht. Ohne sie konnte in jeder Minute das Geheimniß compromittiert werden, und dabei stand die Ehre einer ganzen Familie auf dem Spiele! Statt dessen wurde das Kind einer Amme, Namens Mutter Benoist, welche das volkreichste Stadtviertel bewohnte, übergeben; sie nahm den Säugling zu sich, und erzog ihn öffentlich mitten unter den Ihrigen. Selbst als späterhin das Geschlecht des Chevalier d'Eon zu einer Art öffentlichen Räthsels wurde, lebten noch hundert alte Weiber, welche den äußeren organischen Zustand des Mannes bekräftigen und genügende Zeugnisse beibringen konnten.

Kaum erwachsen, trat der junge d'Eon in das Collège, und seine scholastische Erziehung war eben so öffentlich, als jene. In jeder Hinsicht ein loser Schalk, Gamin in der ganzen Poesie des Worts, gebrauchte und mißbrauchte er alle Vorrechte seines Standes, indem er vor nichts Achtung hatte, alle Schaam gegen Andere verletzte, und das Leben eines Schülers mit seinen unschuldigen Scandalen, seinen Straflosigkeiten, Freiheiten, Unverschämtheiten und

Unordnungen, kurz ein Leben führte, welches ganz in der Ordnung war. Er war, zum Glück für die Geschichte, ein ausgemachter, vollkommener Gamin, ohne Tugend, ohne Zurückhaltung, die sein reines Blut hätte verdächtigen können. Seine Lehrer, wie seine Freunde, haben ihm dieses für die Nachwelt wichtige Verdienst zuerkannt; und ein Pfarrer, Herr Marcenay von Tonnerre, hat sogar der Wahrheit gemäß erklärt, daß er den kleinen Taugenichts nackt gesehn habe, als er ihm zum Lohn für mehrere kleine Sünden einst väterlich die Peitsche applicierte.

Das steht also fest!

Der junge d'Eon vollendete seine Studien im Collège Mazarin in Paris. Dieses Collège mußte jeder Sohn eines Edelmanns besuchen, welchen sein Vater für die Ehren der viereckigen Mütze oder die majestätische Toga bestimmt hatte.

Nachdem er das Collège verlassen, wurde er Secretair des Herrn de Sauvigny, eines Freundes seiner Familie und General-Intendanten von Paris. Von der Zeit loderte in seiner jugendlichen Seele jene Liebe zu den Waffen auf, deren Flamme sein ganzes Leben hindurch brannte. Das Klirren der Fleurets, der Kampf auf dem Fechtboden, die beängstigenden Alternativen des Angriffs und der Vertheidigung, erfüllten ihn mit einem Entzücken, dem

er nie widerstehen konnte. Bald theilten seine Studien sich in die Fechtkunst und Cujacius, und der Unterricht des berühmten Motet ging Hand in Hand mit dem Studium der Institutionen und Pandecten. Der junge d'Eon wurde zu gleicher Zeit Doctor des bürgerlichen und kanonischen Rechts, Parlamentsadvocat und Großprofoß des Fechtbodens.

Er giebt die Leichenreden auf seine Beschützer, Maria von Este, Herzoginn von Penthièvre, und des Grafen Dons-en-Bray, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, heraus, und diese Versuche sind gute Werke in doppeltem Sinne. Die Année littéraire und andere periodische Sammlungen drucken sie ab, und bald setzen ihn ein »Essai historique sur les finances,« und zwei Bände »Considérations politiques sur l'administration des peuples anciens et modernes,« in Verbindung mit Allem, was die literarische und politische Welt an Celebritäten und Gewalten besitzt.

Dies waren Duclos, Crébillon, Marmontel, La Harpe, Laclos, Champfort, Voltaire der Anti-Fréron, und Fréron der Anti-Voltaire.

Durch eine außerordentliche Geschmeidigkeit, das erste Anzeichen seiner künftigen Carrière in dem schwierigen Gebiete der Diplomatie, wußte der Chevalier d'Eon sich stets zwischen diesen beiden Tod-

feinden, dieſen beiden die Zähne gegen einander fletſchenden Doggen, zu halten, ohne von ihren Zähnen verwundet zu werden. Lange Zeit hindurch ein unparteiiſcher, neutraler Zuſchauer, hörte er mit unauslöſchlichem Gelächter die monſtröſen Epigramme, die boshaften Spitzen, die Kränkungen, welche dieſe beiden Kämpfer einander in das Geſicht warfen, jeder in der Hoffnung, ſeinen Freund zu Boden zu ſtrecken. Wie oft ſah er den Löwen von Ferney ſich unter den Umwindungen der Schlange krümmen, wie oft bei den Stichen ihrer geweihten Zunge brüllen, wie Aſtaroth unter den Füßen des heiligen Michael! Wie oft ſah er den Vertheidiger der Kirche jämmerlich ſchreien, ſich die Stirn bekreuzen vor den läſterlichen Flüchen und enormen Gottloſigkeiten, welche ſein Gegner auf ihn ſchleuderte! Ein ſeltſamer Kampf, an welchem Himmel und Hölle theilnahmen, deren Champions ſich durchbohrten, ohne ſich tödten zu können; denn Gott und Satan beſchützten ſie auf gleiche Weiſe, und heilten ihre Wunden mit einem gleich wirkſamen Balſam. Der Chevalier d'Eon hatte Zutritt zu ihren Lagern, und kannte das ſchwache Innere derſelben; aber mit zwanzig Jahren bleibt man nicht ein gleichgültiger Zuſchauer bei einem Kampfe auf Tod und Leben; ſein Herz wurde bei dem Anblick des ſchwachen, in dem Kampfe unter-

liegenden Theils gerührt, er empfand das Mitleid einer edlen Seele, näherte sich Fréron, und wurde sein Gehülfe an der Année littéraire. Wir haben in seinen Papieren viele Fragmente von Manuscripten zu dieser anonymen Mitwirkung gefunden. O, wenn Voltaire das gewußt hätte!

Während der Chevalier d'Eon sich aus Edelmuth mit Fréron, dem Paladin der Religion, liierte, verband er sich aus Sympathie mit den Abbé's Grécourt und de Bernis, diesen beiden fröhlichen Aposteln, welche die Moral zum Teufel jagten und das zu strenge Lager der Religion verließen, um zu den glänzenden Fahnen der Musen und der Liebe überzugehn. Der eine, parfümiert, frisiert wie Anakreon, sollte von seinem ersten Auftreten an das Idol der neuen Kirche werden, zu deren Adepten er sich machte: unenthaltsam, schmutzig wie Diogenes, hielt der Andere sich an die leichtfertigsten Schönheiten, substituierte den leichten, durchsichtigen Scherzen des Abbé de Bernis freche Lüste, setzte an die Stelle seiner Galanterie Schmutz, seiner Fröhlichkeit Orgien, kurz that den Blüthenknospen, welche sich seinem Rivale von selbst öffneten, Gewalt an, und entblätterte schamlos die Rosen, die eine leichte Hand zu pflücken wußte. Von der Kirche und der Welt, die er beide auf gleiche Weise beleidigt hatte, ver-

BIBLIOTHEQUE CANTON DE VAUD

lassen, sah sich Grécourt selbst von seinen Freunden verläugnet; nur der einzige Chevalier d'Eon bot ihm eine treue, hülfreiche Hand dar. In folgendem, aus dem Schlosse Véret in Touraine datierten Briefe offenbart ihm der proscribierte Abbé alle Schwierigkeiten seiner Lage. Véret gehörte dem Herzog von Aiguillon, der sich zum Mäcenas dieses neuen Ovid gemacht hatte; es war ein heiteres Haus, dessen Mauern Zeugen vieler Sünden gewesen waren, dessen Dach viele wenig erbauliche Vergnügungen, und keineswegs katholische Mysterien beschattet hatte. Grécourt nannte es sein irdisches Paradies; aber zu der Zeit, als er den Brief schrieb, war es sein Fegefeuer geworden, wo er Buße that.

Brief des Abbé Grécourt an den Chevalier d'Eon *).

Schloß Véret .... (ohne Datum).

Confiteor tibi, guter d'Eon; ich bin sehr strafbar und werde gewißlich verdammt, wenn Sie und die Ihrigen sich bei den Großen der Erde nicht für mich verwenden. Schwere Sünden ruhen auf

*) Das in diesem Briefe erwähnte Verbrechen, ist die Herausgabe seines Gedichts „Philotamus," welches von den Jesuiten, seinen Feinden, dem Glaubensgericht denunciert, und 1745 verdammt wurde.

meinem Gewissen, aber einige kleine haben auch Sie wohl zu tragen; das wird Sie nachsichtig machen. Liebe des Nächsten und Vertheidigung desselben sind übrigens Pflichten, denen sich kein Christ entziehen darf.«

»Wir waren Brüder in Apollo, Brüder in Bacchus und Bruder in Priapus, Söhne des Bacchus und der Venus, und haben allen diesen Göttern gemeinschaftlich, und mehr als ein Mal geopfert.«

»Hinsichtlich des letztern Artikels jedoch muß ich bekennen, daß Sie sich, im Vergleich mit mir, nur kleine Sünden vorzuwerfen haben! . . . aber dennoch steht unsere Sache beinahe gleich, und Sie müssen mich nichts desto weniger schützen.«

»Meine Feinde durchsuchen Himmel und Erde, um Gedichte von mir zu finden, in denen sie Obscönitäten und Gottlosigkeiten ohne Zahl zu finden vorgeben. Ich schmeichle mir indeß, hierin mehr als verläumdet zu sein, da die Religion mir stets ehrwürdig war, und ich überdies ein besonderes Talent besitze, Unanständigkeiten sehr anständig zu sagen.«

»Dennoch wage ich nicht, mich an meine Familie zu wenden, weil die Gottlosigkeit bei einem Priester ein so delikates Verbrechen, und für ihn

dasselbe ist, was die Unkeuschheit für eine Vestalinn bedeutet; er darf derselben nicht einmal verdächtig sein.«

»Erwirken Sie mir also die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren; ora pro nobis; Sie sind der Einzige, welcher mich vertheidigen kann. Die Langeweile quält mich und schwächt meine Gesundheit; noch ein Jahr Verbannung, und ich sterbe!«

»Ihr Freund Grécourt.«

Der arme Abbé prophezeite; diese rührenden Klagen waren sein Schwanengesang. Der Chevalier d'Eon hatte ihm durch seine Bitte bereits schon einmal die ersehnten Thore von Paris geöffnet, aber Grécourt war ein unbußfertiger Sünder; von neuem strafbar, von neuem verbannt, kehrte er nach Véret zurück, um in den Kellern dieses Schlosses die unversieglichen Tröstungen zu finden, welche auch Horaz zu schätzen wußte.

Von demselben Punkte ausgehend, folgte der galante Bernis einem andern Wege und erreichte ein anderes Ziel. Die Marquise von Pompadour sah ihn, liebte ihn, gab ihm eine Wohnung im Schlosse, und machte ihn zum Minister. Marie Louise Elisabeth von Bourbon, Tochter Ludwigs XV., sah ihn ebenfalls, liebte ihn, und machte ihn zum Cardinal . . . das Portefeuille eines Ministers, ein Cardinals-

hut, das Bett einer Maitresse und die Liebe einer Prinzessin von königlichem Blut! . . . dahin konnte in jener Zeit ein kleiner Abbé mit seinem kleinen Kragen, seiner kleinen Figur, einem kleinen Talent und kleinen Versen gelangen! . . .

Außer diesen beiden Abbé's hatte d'Eon Umgang mit Piron und Lachaussée, Heraklit und Demokrit, von denen der Eine stets weinte und der Andere unaufhörlich lachte, und welche Beide ihre Thränen und ihr Lachen in eine gemeinschaftliche Quelle, den Wein, versenkten; — mit dem Herzog von Nivernais, welcher literarische Diplomatie und diplomatische Literatur trieb; — mit dem Prinzen von Conti, der fortwährend für sich einen Thron, und für seine Verse Reime suchte, zwei Dinge, die ihm, so oft er sie erreicht zu haben glaubte, stets wieder entwischten; mit dem Grafen du Barry, mit Sainte-Foy, Bezenval, Lauzun, Dampierre und allen jenen durch Geist, Tapferkeit und Luxus berühmten Namen, welche an der Stirn des siebzehnten Jahrhunderts jene bizarre Glorie von so fest zusammengeschmiedeten Lastern und Tugenden bilden, daß die Geschichte kaum das Gold von dem Kupfer zu scheiden vermag.

In diese Mosaikgesellschaft, diese lebendige Vereinigung des Guten und Bösen, diese buntscheckige

Welt geschleudert, wo die Gewissen aus Stücken bestanden, und Jedermann Laster und Tugend unter demselben Rocke trug: mitten in diese Mestizen-Race geworfen, in welcher alle Species sich durchkreuzten, alle Naturen sich vermischt hatten, und Nichts rein und unvermischt war, verdankte der Chevalier d'Eon sein Glück einem jener Zufälle, welche aus dem täglichen Zusammentreffen so vieler entgegengesetzten Elemente entstehen.

Ein unbekannter Mensch aus der Provinz, ohne Gunst, ohne Ansehn, wurde er aus seiner Sphäre durch eine jener Intriguen gerissen, welche auf dem schmutzigen Boden, auf dem er ging, wucherten. Als er seine Füße gehoben fühlte, klammerte er sich geschickt an die Größen der Zeit, und ließ seine Beute nicht wieder fahren; fiel er später, so geschah es, weil seiner Hand der Stützpunkt fehlte, nicht aber umgekehrt.

Ehe wir die Erzählung des Abenteuers beginnen, welches die erste Phase eines in der Welt vielleicht einzig dastehenden Schicksals war, wollen wir vorläufig einige zur Kenntniß des Helden derselben nothwendige Bemerkungen vorausschicken.

Wie wir gesagt haben, war der Chevalier d'Eon allerdings ein vollkommener Mann, was das Materielle seiner Geschlechtsorganisation betrifft. Aber

zwei besondere Eigenthümlichkeiten, zwei seltsame Modificationen hingen seiner Constitution an, und verdunkelten die Männlichkeit derselben. Historisch und physiologisch die Erscheinung dieser beiden Anhängsel seiner physischen Complexion erklären, heißt von vorn herein die beiden Haupturſachen der Zweifel enthüllen, von denen, selbst vor seiner Metamorphose, das Geschlecht des Chevalier d'Eon umgeben war, und den materiellen Ursprung des Räthsels angeben, dessen Auflösung bisher mit ihm begraben lag.

Von diesen beiden Erscheinungen gehörte die eine dem Körper, die andere dem Temperament.

Was den Körper, oder wenigstens dessen äußere Bildung betrifft, besaß der Chevalier d'Eon eine überraschende Fähigkeit, im Nothfall sich in ein Frauenzimmer umzukleiden. Durch diese Seltsamkeit schien die Natur ihn im Voraus zu der Rolle bestimmt zu haben, welche er späterhin spielen sollte; ohne diese natürliche Anlage, würde ihm nie jene schreckliche Rolle auferlegt, würde man nie zu der menschenmörderischen Idee gekommen sein, ihm zu sagen: »Mann, Du sollst ein Weib sein!« Folglich wäre er dann auch nie genöthigt gewesen, dieser bizarren Zumuthung zu gehorchen.

Der Chevalier d'Eon hatte von der Natur sehr zarte Formen erhalten. In seinem zehnten Jahre

zog ihm die Mutter gern die Kleider seiner Schwester an; in diesem Costüm hätte ihn jeder für ein kleines Mädchen gehalten, so fein war seine Taille, so zart seine Hand, so klein sein Fuß; aber unter der äußern Form des jungen Mädchens regte sich der junge Knabe; beider Naturen theilhaftig, besaß er männliche Kraft unter einer weiblichen Hülle. Noch im zwanzigsten Jahre besaß er alle diese Vorzüge, lange blonde Haare, blaue, zärtliche, durchsichtige Augen; nicht groß, aber robust, hatte er eine ramassierte Kraft. Sein Arm war äußerst zart geblieben, seine Finger schlank und dünn; zogen sich aber die Muskeln dieser Arme zusammen, so war seine Hand so stark, daß man unter dieser rosigen Haut eiserne Zangen versteckt wähnte. Seine Taille konnte man mit zwei Händen umspannen; er zog einen Frauenschuh an, hatte keinen Bart, kaum zeigte sich ein leichter Flaum um das Kinn.

Man wird bald sehen, daß in diesem Portrait nichts übertrieben ist.

Seine Alters- und Freudengenossen, besonders die beiden Abbé's, Grécourt und de Bernis, wußten diesen äußern Hermaphroditismus mehr als einmal trefflich zu benutzen. Stammgäste solcher Oerter, deren Heiligkeit sehr problematisch war, beständige Priester in Tempeln, deren Göttinnen nichts weniger

als Schwestern der Jungfrau Maria waren, waren diese beiden Abbé's genöthigt, sich umzukleiden; denn sie durften das heilige Gewand nicht vor profanen Altären tragen. Sie fügten sich der christlichen und öffentlichen Moral, aber der Teufel verlor nichts dabei, wenn ja Gott etwas dadurch gewann. Es war also ein für sie glücklicher Gedanke, den Chevalier d'Eon an ihren gemeinschaftlichen Masqueraden theilnehmen zu lassen; denn das Vergnügen wurde dadurch um ein Drittel gesteigert.

Ich komme jetzt zu dem zweiten Punkte der versprochenen Erläuterungen. Ein gefahrvoller Weg, den wir nur zurücklegen können, wenn wir uns in den Mantel der Zurückhaltung und in den Schleier der Umschreibung hüllen. Mögen sie uns als Aegide dienen.

Unter den Männern, wie unter den Frauen, giebt es mehr oder minder frühreife Naturen. Bei den Einen entwickeln sich die körperlichen Fähigkeiten schon früh; bei Andern schlummern dieselben. Diese sind der todt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangene Thon, welchem noch kein Leben eingehaucht ist. Dies währt dann so lange, bis irgend eine unvorhergesehene Regung sie erweckt. Diese congeniale Paralysie bedarf einer Art Electricität oder eines Galvanismus.

Der Chevalier d'Eon gehört zu dieser zweiten

Kategorie. Sein Geschlechtstrieb blieb lange neutralisiert. Eine Art Erstarrung fesselte in ihm die seinem Alter eigenen Versuchungen. Und doch war er mit kräftigem Blut, einem glühenden Charakter und einem leicht zu entzündenden Gehirn geboren. Seine Männlichkeit lag ganz im Gehirn, dort befand sich alles Feuer, das Uebrige war Eis. Eine seltsame Anomalie, eine bizarre Idiosynkrasie, des Nachdenkens der Physiologen werth. Bei ihm schien das Lebensprincip sich in das Gehirn zurückgezogen und die Extremitäten verlassen zu haben.

Die Freunde des Chevalier waren über diese Asthenie verwundert, welche für sie etwas Uebermenschliches, Monströses war. Besonders war Grécourt, der Wüstling, ganz erstaunt.

»Du bist ein Schneemann!« sagte er. »Guter Gott! welches Eis! — Oder sprich, was bist Du? Engel oder Weib? Denn ein Mann bist Du auf keine Weise.«

In einem Briefe an den Grafen von Broglie, den wir später ganz mittheilen werden, erzählt der Chevalier selbst diesen schon damals sich äußernden Argwohn seiner Freunde.

»Es peinigt mich,« schreibt er, »daß ich noch so bin, wie die Natur mich geschaffen hat; und daß mein ruhiges Temperament mich nie der Wollust zuführte, hat der Unschuld meiner Freunde in Frank-

reich, Rußland und England den Gedanken eingegeben, ich sei weiblichen Geschlechts; die Bosheit meiner Feinde hat dieses denn übertrieben, u. s. w.« (London, 7. Mai 1771.).

Indeß hatte die Natur den Chevalier d'Eon nicht mit einer beständigen Agenesie geschlagen. Sie sollte bald das Interdict aufheben, womit sie als kluge Mutter seine ersten Jahre belegt hatte, und ihn aus dem Joche emancipieren, in welches seine Männlichkeit eingeschlossen war. Gleich den bezauberten Rittern des Mittelalters, mußte auch unser Held durch eine hohe schöne Dame von seinem Zauber erlös't werden. Aber wie männlich er sich auch späterhin zeigen mochte, stets behielt er das Andenken an seine frühere Paralysie bei, schleppte ihren Schatten mit sich, und dieser Schatten verdüsterte alle Stunden seines Lebens. Dazu kam noch, daß seine Freunde stets diese für seine Eigenliebe so schmerzhafte Wunde reizten. Ein alter Epikuräer, der Marquis de l'Hôpital, der späterhin französischer Gesandter in St. Petersburg wurde, und dessen Gesandtschaftssecretair der Chevalier d'Eon war, zeichnete sich vor Allen durch die Beharrlichkeit aus, alle seine Briefe mit dem Salz der Anspielungen auf diese Infirmität zu würzen, welche er scherzend die terza gamba unsers Helden nannte. An den Höfen

von St. Petersburg, London und Versailles, auf dem Schlachtfelde, auf dem Krankenlager, überall verfolgten denselben die sarkastischen Spöttereien seines blutgierigen Vampyr's.

Diese terza gamba, der Gegenstand so vieler Spöttereien von Seiten des alten Botschafters, war indeß nichts weniger, als paralytisch geblieben. Die die vollkommene Regsamkeit derselben beweisenden Certificate sind im Ueberfluß da. Zwar konnte er sich mit einem Abbé Grécourt nicht messen, aber ein Platz im Gefolge eines solchen ist noch immer ein schöner Platz, in einem Jahrhundert, in welchem alle Laster gigantisch zugeschnitten waren, und welches man den Zenith des Lasters, das Apogeum des Bösen und die Grenzlinie der Unreinigkeit nennen kann, an deren Stirn das: »Non plus ultra!« geschrieben steht.

Der Chevalier d'Eon paßte nicht für seine Zeit. Seine natürliche Herzensreinheit empörte sich an der Schwelle dieser Lupanare. Nur zitternd setzt er den Fuß dahin, und läßt sich von seinen Gefährten mehr hineinziehn, als er ihnen folgt. Er fühlt, daß er hiezu nicht berufen, und schaut rückwärts, als wolle er auf andern Altären opfern .... Er war ein unter die Teufel gefallener Engel. Auf dem Lande geboren, war er in jenem reinen, einfachen Glauben,

in jener Religion voll Tugend erzogen worden, welche damals nur tief in den Provinzen ein Asyl zu haben schienen, und es gelang nie, diese gute Aussaat in ihm zu vernichten. Die ersten Eindrücke erlöschen nie in der Seele; die Kindheit ist ein jungfräulicher Boden, in welchen jedes Samenkorn tief hineinfällt, wo jede Wurzel sich weit ausbreitet und sich mit tausend Armen festhält.

Statt Gott für diese privilegierte Reinheit zu danken, klagte der Chevalier d'Eon ihn gleichsam eines Verbrechens an. Er war mortificiert. Wenn die Tugend in der That bisweilen erröthen und an sich selber zweifeln kann, so ist dieses alsdann der Fall, wenn sie das Laster so gemein, so allgemein sieht, daß sie sich fragen muß, wer von Beiden hienieden die Ausnahme, wer die Regel sei. Falsches und Wahres, alle Ideen durchkreuzen sich und stoßen zusammen; der Mensch weiß den Faden nicht zu finden, der ihn aus diesem Labyrinthe führen soll. Es giebt kein Volk, welches nicht auf seinem Wege einige neblige Phasen zählte, in welchem jeder Horizont schwindet, wo die Vernunft ihr Steuerruder, und die Welt ihren Polarstern verloren hat. Das sind die dies nefasti der Geschichte, die bösen Stunden der Menschheit. Ludwigs XV. Zeitalter war für Frankreich eine dieser Epochen. Menschen und

Grundsätze, Alles war verderbt, entstellt, falsch. Die Gesellschaft lag gebeugt unter der Wucht ihrer Laster, und der Chevalier d'Eon erröthete über seine Kraft und aufrechte Stellung mitten unter dieser allgemeinen Hinfälligkeit. Alles um ihn her stand auf dem Kopfe, und er glaubte die Füße nach dem Himmel zu kehren, weil Jedermann mit dem Kopfe auf dem Boden stand. Er glaubte gefallen zu sein, weil er der einzige war, welcher aufrecht stand.

Man muß sich auf diesen Standpunkt einer optischen Umkehrung stellen, um seine Klagen und komischen Ausrufungen über das, was er sein Unglück nannte, selbst nach den Abenteuern zu begreifen, welche wir jetzt und im Verlaufe dieser Memoiren erzählen werden.

Drittes Capitel.

Die Gräfinn von Rochefort und der Chevalier d'Eon. — Wirkung einer in den Haaren spielenden Hand. — Die Maskenpartie. — Die Treiber im Hirschpark. — Ludwig XV. und Madame de Pompadour; Graf de Stainville und die Herzoginn von Choiseul-Romante. — Die Toilette. — Der Ball zu Versailles. — Ludwig XV. irrt sich. — Lebel und Graf Jean du Barry. — Das Stelldichein. — Unerwartetes Ereigniß. — Die Ohrfeige. — Glück des Chevalier d'Eon und Unglück des Königs. — Abermals die Gräfinn von Rochefort. — Trost. — Chevalier d'Eon wird Mann. — Sic vos non vobis. — Uebersicht.

Es war im Jahre 1755.

Grécourt war gestorben, wie Santeuil, Chaulieu, La Fontaine, indem er beichtete und Gott um Verzeihung für seine Sünden bat. Der frische Bernis blühte in Gesundheit, Poesie und Fülle, er ist der Abbé des Duftes und der Rosen; Voltaire, dieser

boshafte Pathe, hat ihm den Namen Babet la Bouquetière gegeben, so hieß eine dicke Blumenverkäuferinn an der Thür der Opéra.

Es ist anfangs Februar; Hof und Stadt treffen Anstalten, den Carneval würdig zu feiern. Man redet von Festen, Bällen und Masqueraden.

Der Chevalier d'Eon lebte damals in dem Hause des Generallieutenants Grafen Dons-en-Bray, Sohnes des Expräsidenten der Academie der Wissenschaften, dessen Leichenrede er gesprochen und herausgegeben hatte.

»Eines Abends,« sagt er, »befanden sich in dem Hôtel des Grafen, Rue de Bourbon, Faubourg St. Germain, der Herzog von Nivernais mit seinen Töchtern, den Damen de Gisors und de Brissac, und die Gräfinn von Rochefort, die junge interessante Wittwe, deren Benjamin ich war. Die weißen zarten Finger der sorglosen Gräfinn spielten in den blonden Locken meines weichen Haars, als ich plötzlich erbebte und bei der Berührung dieser weiblichen Hand eine mir bis dahin unbekannte Empfindung mich ergriff.«

»In den Haaren existiert ein Fluidum, welches, wie die Elektricität, sich schon bei der Annäherung eines sympathischen Einflusses in Be-

wegung setzt und vor diesem her durch alle Fibern unsers Körpers fliegt.«

»Ich fühlte mein ganzes Wesen von diesem magnetischen Strome durchschauert; es war mir, als sprühten Funken aus meinem Kopfe und knisterten unter dieser Hand, bei deren Berührung meine Haut schauderte und meine Haare sich emporsträubten .... Aber mit aller Kraft verbarg ich diese neue, unerklärbare Empfindung; ich fürchtete, irgend eine Bewegung möchte meine Aufregung verrathen und das innere Wohlbehagen enthüllen, welches ich empfand. Ich stellte mich also so unbefangen als möglich. In mich selbst zusammengekrümmt, die Hände in einander verschlungen, meine Muskeln und Nerven straff anziehend, empfand ich die süßeste Wonne; aber diese kitzelnde Empfindung condensierte sich so sehr, und meine Glieder wurden damit bis zu dem Grade gesättigt, daß mein ganzer Körper von einem unwiderstehlichen Zittern ergriffen wurde. Ich bebte, und erschrocken, von der Gegenwirkung getroffen, zog die Gräfinn ihre Hand zurück. Sie erhob die Augen und erröthete, als sie meine purpurrothen Wangen, meinen strotzenden Hals, meinen feuchten Blick, meinen vergrößerten Augapfel bemerkte ....«

»Die Gräfinn von Rochefort war eine hohe,

schöne Frau mit schwarzen schöngeschnittenen Augen und sammtenen Brauen*), und mochte sie nun von meiner Unreife wissen, oder aus meinem knabenhaften Aeußern dieses schließen, sie ging mit mir völlig ungeniert um, indem sie sich und mir kleine Vertraulichkeiten wie zwischen Schwester und Bruder gestattete. Sie nannte mich ihren kleinen d'Eon, behandelte mich wie ein Kind, und erklärte, daß sie mich sehr lieb habe. Aber von diesem Augenblicke an entfernte sich die Gräfinn unmerklich von mir, und nahm allmälich eine kalte Zurückhaltung an. Der ungewohnte, flammende Blick, mit welchem ich sie angeschaut, war für ihren feinen, durchdringenden Geist wie ein Blitz gewesen. Sie merkte, daß statt des Kindes ein Mann dastand, und daß an die Stelle der Schwester jetzt die Frau treten müsse . . . Sie spielte nicht mehr mit mir, sprach weniger, aber ich bemerkte, daß sie mich desto mehr ansah; sie sagte nicht mehr, daß sie mich liebe, und fing an mich zu lieben; so sind die Frauen! . . . . «

Zu den oben erwähnten, bei dem Grafen Donsen-Bray versammelten Personen fügt der Chevalier

*) Sie hieß Maria de Brancas, Wittwe des Kercadio du Liscoët, Gräfinn von Rochefort, und verheirathete sich zum zweiten Male mit dem Herzog von Nivernais.

d'Eon noch den Grafen Lauraguais, Sainte-Foy, Dampierre, Bezenval und den berüchtigten Jean du Barry, der damals in keinem andern Rufe, als dem eines reizenden mauvais sujet stand. Das Innere war damals noch unter der Form versteckt .... Aber wenn der junge Adler noch im Ei steckt, so pickt er schon an der Schaale, und aus diesem Picken kann man schließen, was aus ihm werden wird, wenn er erst Federn und Krallen hat und sich emporschwingen kann.

»Wird die Frau Gräfinn morgen auf den großen Hofball in Versailles gehen?« fragt Graf de Lauraguais Madame de Rochefort, deren Blick eine große Zerstreuung verräth.

»Ja, Herr Graf, ich werde hingehn.«

»Lassen Sie uns sämmtlich hingehn,« schlägt sogleich der Herzog von Nivernais vor, »wie es heißt, wird der Ball köstlich.«

»Ja,« antwortet Graf Jean, »man versichert, Frérot*) werde sich in einen wirklichen König, und Pompadourette**) sich in eine rechtliche Frau verkleiden.«

---

*) Frérot war einer der Spottnamen, mit denen man Ludwig XV. bezeichnete.

**) Eine von Voltaire gebrauchte, halb boshafte, halb scherzende Benennung der Pompadour. Voltaire war wie

»In eine rechtliche Frau .... das möchte zu schwierig sein, aber in eine Fee. Sie hat, wie man sagt, alle Verführungskünste hervorgesucht, um einen Ritter in seiner Bezauberung festzuhalten, dem die Liebe seiner Burgfrau bereits langweilig wird, und der geneigt ist, neue Abenteuer zu suchen.«

»Ah!« riefen Alle voll Neugierde.

»Ja, meine Herren; Ludwigs XV. Gluth hat abgenommen. Alle Aerzte von Paris suchten ein Heilmittel; alle Treiber des Hirschparks, alle Vampyre von Versailles sind einem Wild auf der Fährte, und suchen ein Opfer, um die königliche Erstarrung durch ein junges warmes Blut zu heben.«

»Und die Nachsuchungen waren bisher vergeblich?« fragte du Barry.

»Beinahe. Es giebt in diesem Augenblicke eine Menge von Tugenden aller Größen und Alter, bereit, sich dem Heile des Throns zu opfern; aber die Langeweile hat um den erhabenen Kranken einen so tiefen Abgrund gezogen, daß alle dargebrachten Opfer denselben nicht ausfüllen konnten. Der Schlund ist noch offen und erwartet einen Decius.«

---

die Katzen, stets war unter dem Sammetpfötchen die Kralle ausgestreckt .... aus Gewohnheit.

»O, warum habe ich nicht eine Cousine oder Schwester!« sagte du Barry für sich, gleichsam als ob ihn ein Vorgefühl der Zukunft ergriffe.

»Die Kälte, welche zwischen der Pompadour und dem Könige herrscht, ist nur ephemer, meine Herren« sagte Sainte-Foy; »das Feuer ist von etwas Asche bedeckt, wird aber schon wieder aufflammen. Die Pompadour ist seiner Majestät zu nothwendig! Sie gehört zu seinen Gewohnheiten, und Ludwigs XV. Leben besteht aus nichts als Gewohnheiten. Nie gehen die Bewegung, der Impuls von ihm aus, stets empfängt er sie, gehorcht ihnen, und folgt unabänderlich dem Wege, auf welchen man ihn gebracht hat. Sein Schritt kann daher wohl zögern, ja sogar einmal einen Abweg machen, wird aber bald auf den betretenen Pfad zurückkehren. Ludwig XV., meine Herren, hängt sich an das, was ist, eben weil es ist. Das ist sein einziger Grund; er wird morgen lieben, weil er gestern liebte, und immer, weil er schon einmal geliebt hat. Darin besteht sein Herz und seine Liebe; beide sind eine Maschine, die sich durch Gewohnheit und äußern Antrieb bewegt.«

»Sie Alle kennen den Grafen von Stainville. Er speculierte einst auf eine dieser kleinen anomalen Zögerungen in der täglichen Umwälzung

Ludwig's um das Pompadourgestirn, wollte dieselbe kühn benutzen, und in dem entstandenen leeren Raume sein Glück begründen. Er hatte eine Verwandte, die Gräfinn von Choiseul-Romante, eine junge, schöne, etwas coquette und ehrgeizige Frau, der die Aussicht, einen Thron zu theilen, natürlich den Kopf verrücken mußte. Stainville bearbeitet sie, reizt ihre Begierden und Wünsche, und als er sieht, daß sie reif und verdorben genug ist, macht er sich zum Unterhändler, und bietet sie, als die seines erhabenen Appetits würdigste Frucht, selbst seinem Könige an. Der König erzeigte ihm die Ehre, die Entehrung seiner Verwandten anzunehmen. Das arme Weib wurde ausgeliefert . . . aber es geschah, wie ich gesagt habe. Bald kehrte Ludwig XV. auf den bekannten Weg, zu der Pompadour, zurück . . . . Stainville bemerkte es, und sah, daß er verloren war, wenn er nicht seinen Untergang durch den seiner Verwandten beschwüre. Es bedurfte also zweier Infamieen, um die erste wieder gut zu machen. Er hatte die eine begangen, um sein Glück zu gründen, die andere war nöthig, um der Züchtigung zu entgehn. Die Logik ist unerbittlich, und eine Schmach folgt der andern! . . . Er entwandte der Gräfinn von Choiseul daher einen Brief Ludwigs XV., welcher die,

wenn auch vorübergehende, Liebe des Königs beurkundete, und lieferte ihn der Pompadour aus, indem er die Unglückliche in dem Abgrunde verließ, in welchen er sie geworfen hatte.«

»Der Schändliche!« riefen die Gräfinn von Rochefort und alle Uebrigen.

»Sagen Sie: der große Politiker!« murmelte du Barry leise.

»Die Pompadour,« fuhr Sainte-Foy fort, »hat dem Grafen de Stainville als Belohnung erstlich eine Gesandtschaft, dann einen Herzogshut mit dem schönen Namen Choiseul versprochen, den er so trefflich geehrt hatte. Die Pompadour blieb also allmächtig, und wird es lange Zeit bleiben. Das morgende Fest ist für sie ein neuer Triumph, und für ihre Feinde eine neue Niederlage.«

»Für uns, die wir zu keiner Partei gehören, soll es ein Tag des Vergnügens werden,« antwortete der Herzog von Nivernais. »Wir lachen über Sieger und Besiegte, das ist das Recht der Galerie .... Welches Costüm nehmen wir? denn wir gehen masquiert hin, nicht wahr?«

Jeder wählte sich nun ein Costüm, außer dem Chevalier d'Eon, dessen Augen und Gedanken ganz bei der Gräfinn von Rochefort waren.

»Und wie sollen wir ihn verkleiden?« fragte

Lauraguais, indem er den Chevalier auf die Schulter schlug.

»Als Frauenzimmer,« antworteten zugleich du Barry, Sainte-Foy, Dampierre und Bezenval.

»Herrn d'Eon scheint dieses Costüm sehr gut zu stehen,« sagte die Gräfinn von Rochefort.

»Zum Erstaunen,« antwortete du Barry. »Unvergleichlich täuschend, und ich könnte Ihnen erzählen . . . .« Er schwieg; Sainte-Foy hatte ihn am Rocke gezupft und dadurch eine Indiscretion verhindert.

»Schön, d'Eon,« sagte der Herzog von Nivernais, »Madame de Rochefort wird Ihnen eins ihrer Kleider leihen; nicht wahr, Gräfinn?«

»Mein neuestes Ballkleid und meine älteste Kammerfrau stehen Herrn d'Eon zu Dienst, und da eine anständige Dame nicht allein auf einen Ball gehen kann, so erbiete ich mich zur Begleiterinn.«

»Angenommen! Es wird ein Scherz zum Entzücken.«

»Morgen also, meine Herren,« sagte Nivernais, »bei Madame de Rochefort; meine Schwestern und ich werden um acht Uhr hier sein, dann fahren wir zusammen nach Versailles.«

Am folgenden Tage stellte sich der Chevalier

d'Eon frühzeitig ein. »Schon der Gedanke,« sagt er, »ein Kleid der Gräfinn anzuziehn, auf meiner Haut ein Kleidungsstück zu fühlen, welches den Busen dieser anbetungswürdigen Frau umhüllt, dessen Stoff diesen schönen Körper berührt hatte, erregte in mir im Voraus ein Schaudern unsäglicher Wonne. Dieses Kleid muß mit duftenden Emanationen der Frau, welche es getragen hat, erfüllt sein. Es wird mich berauschen, da schon der Gedanke daran mich berauscht. Ich ging schon früh hin; ich mußte mich ja ankleiden, und Frauenzimmerkleider machen viel zu schaffen. Man übergab mich einer alten Kammerfrau, die in der Toiletten-Diplomatie ergraut, und außer dem Bereich aller Verläumdung war.«

»Nachdem diese alte Dame sich zweimal verneigt hatte, wies sie auf ein Toilettencabinet, in welches sie mich allein einzutreten bat, um die ersten Kleidungsstücke anzulegen, wobei ihr die Schamhaftigkeit verböte, zugegen zu sein. Ich gehorchte diesem Scrupel der Decenz, that wie jene geheißen, und vertraute mich dann der sechszigjährigen Keuschheit an .... Meine Metamorphose war aus dem Gröbsten heraus, und ich trug bereits weibliche Gewänder, übte mich in den kleinen Minauderieen, welche die Taktik des Corps bilden, unter dessen Fahnen

ich jetzt einrolliert war, als Madame de Rochefort eintrat. Die Gräfinn übernahm es, die letzte Hand an das Werk zu legen; die Kammerfrau zog sich daher zurück und ließ mich mit jener allein. So lammartig und ruhig ich vorher gewesen war, eben so wild wurde ich jetzt. Ich hatte Feuer in den Adern und Queckſilber in den Beinen. Vergebens schmält die Gräfinn, ich kann nicht ruhig bleiben. Vergebens ſtechen mich die Nadeln, ich muß mich umdrehen, und ſollte ich noch mehr geſtochen werden.«

»Aber die Gräfinn hat ſich vor mich hingeſtellt. Aus meinem Haar iſt eine Blume losgegangen, die ſie wieder feſtſtecken will. Um dieſes zu erleichtern, muß ich mich bücken: meine Stirn berührt die der Gräfinn, meine Wange ſtreift ihre Wange, mein Mund iſt dem ihrigen gegenüber, eine Linie, ein Nichts trennt ſie; ich ſchlürfe ihren Athem ein, in welchem ich mich berauſche. Ich berühre ihren Hals, ihre nackten Schultern, und fühle, wie meine Sinne, meine Augen ſich verwirren; . . . . dieſes Fleiſch iſt wie ein Diamant . . . . ich drücke meine heißen Lippen darauf, falle auf die Knie und rufe: Verzeihung, Madame, ich liebe Sie!«

»Die Gräfinn war anfangs beſtürzt und wich

einige Schritte zurück. Als sie mich aber in dieser demüthigen Stellung sah, fand sie ihren Muth wieder und rief mir statt alles Scheltens lachend zu: Sehen Sie sich doch vor, mein Herr, Sie werden Ihr Kleid verderben.«

»Ich verstand, was sie sagen wollte, und fing wie ein Kind, welches das erste Mal ohne Strafe davonkam, meinen Fehler von vorn wieder an. Die Gräfinn widerstand mir mit Festigkeit, aber nicht ohne Bewegung. Ich gehorchte ihrer Vertheidung, und hörte, wie sie leise sagte: Reizendes Kind! Das war meine einzige Belohnung: das Herz der Gräfinn schlug eben so stark als das meinige.«

»Während der Fahrt von Paris nach Versailles saßen wir neben einander, und saßen schweigend mitten zwischen dem Geschnatter unsrer Reisegefährten; unsre Hände aber hatten sich eng in einander geschlungen: eine stumme Sprache, beredter als das Wort. — Das Herz hört durch alle Sinne!«

Man fuhr in Versailles ein, und unser Telemach und sein schöner Mentor — sechsundzwanzig Jahre mit der Aufsicht über vierundzwanzig beauftragt — ließen nicht ab von ihrer süßesten Umschlingung. Im Gegentheil, je mehr sie sich dem

Schlosse näherten, je deutlicher das Geräusch des Balles ihnen in das Ohr drang, desto fester zieht die Gräfinn von Rochefort ihren jungen Freund an sich. Ihr Arm drückt den seinigen, als wollte sie sagen: »Verlaß mich nicht, es ist Gefahr für Dich da!« In der That war die Insel, wo sie landeten, eben so reich an Syrenen und Versuchungen aller Art, als die fabelhafte Insel der Calypso.

Wie der Herzog von Nivernais es vorhergesagt hatte, war der Ball prächtig: ein ächt königliches Fest, wo Luxus sich auf Luxus häufte. Von einem Cirkel von Odalisken und einer Hecke aufmerksamer Höflinge umgeben, bläht die Pompadour sich wie ein Pfau; es ist die arrogante Unverschämtheit der Favorit-Sultaninn mitten im Harem.

Von Schönheit, Edelsteinen und Schmuck strahlend, geht sie stolz umher, und trägt das Brot von Millionen Menschen an ihrem Kleide! . . . .

Aber Ludwig XV. scheint sich zu langweilen, eine dem aufmerksamen Beobachter sichtbare Wolke bedeckt seine Stirn. Sieht man die Gleichgültigkeit, mit welcher er alle diese entfesselten Schamhaftigkeiten betrachtet, welche ihre Reize wie in einem Bazar des Orients zur Schau stellen, so begreift man leicht, daß der oberste Richter in dieser

Concurrenz der Lubricität unbefriedigt geblieben ist, und daß unter allen diesen Rivalinnen, welche sich um die Gunst des Sultans bewerben, keine noch seine Wahl zu fesseln wußte.

Aber, still! .... die königliche Boa, in der Verdauung ihrer Vergnügungen begriffen, hat ein Zeichen des Lebens gegeben .... sein Mund hat sich geöffnet, sein Kopf sich aufgerichtet .... Still! sein Blick haftet ... seine Ringe bewegen sich .... Sehen Sie, wie er sich bald langsam, bald schneller bewegt .... Er lauert einer Beute auf .... Wer ist diese?

Folgen wir der Richtung seines Blicks! ... Es ist ein Frauenzimmer! eine eben angekommene Dame, deren Tournüre eine Mischung von Männlichem und Weiblichem zeigt, deren Gesicht eine bizarre Vereinigung von Bescheidenheit und Zuversicht ausdrückt, und deren ganze Gestalt sich wie ein Frescobild mit scharfen, kräftigen Umrissen ausnimmt. Wären ihre Haare nicht blond, ihre Augen nicht blau, ihre Haut nicht weiß gewesen, so hätte man sie für eine Andalusierinn oder Italienerinn gehalten, so sehr ahnt man Kraft unter dieser Weichheit, erkennt man südliche Gluth unter dieser scheinbaren Kälte.

Unter den Falten dieser Basquine, welche

beim Tanze nachwirbelt, liegt eine starke Hüfte; diese zarte Taille, welche bei jeder Wendung das Corset krachen macht, verbirgt Muskel- und Nervenkraft . . «

Ludwig XV. betrachtete diese Amazone, und fand in diesem lebendigen, ritterlichen Gange, in dieser Haltung etwas Neues, Malerisches, Seltsames, welches seine schlummernden Sinne belebte, und ihm wiedergab, was er seit langer Zeit verloren . . Wünsche! . . . .

Auf dem Ball befand sich eine Person, welche den König nie verließ. Sie war sein Schatten, sein Wiederschein, die Completierung seines Wesens, der Vollstrecker des königlichen Gedankens, der Arm, bereit, dem Befehle des Kopfes zu gehorchen. Diese von der Geschichte mit Infamie gebrandmarkte Person, war Lebel, erster Kammerdiener des Königs, und Minister seiner Vergnügungen. Premierminister unter solch einer Regierung, hatte Lebel die Verderbniß in seinem Departement; denn die Verführung war eine der Apanagen des Königthums, ihre Lieblingsdomaine, die ihre Intendanten, Directoren und Commis hatte: die Entehrung der Familien wurde hier cantonweise berathen.

»Höre,« sagt Ludwig zu dem Menschen, welcher die königlichen Begierden in Pacht hatte; »wer ist jenes Frauenzimmer . . . kennst Du sie?«

»Nein, Sire; aber ich kenne ihren Begleiter.«

»Wer ist er?«

»Der Graf du Barry, einer der bekanntesten mauvais sujets Ihres Königreichs.«

»Ah, ah! . . . . sollte sie mit ihm hiehergekommen sein?«

»Ja und nein: die Dame ist mit der Gräfinn von Rochefort und dem Herzoge von Nivernais gekommen; der Graf du Barry gehört zur Gesellschaft des Herzogs. Im Augenblick will ich Erkundigungen einziehn.«

»Geh'.«

Und Ludwig entfernte sich schnell von Lebel. Die Marquise von Pompadour hatte ihre Unterhaltung bemerkt, und da sie wußte, was in diesen kleinen Unterredungen gewöhnlich verhandelt wurde, so näherte sie sich rasch, um das Gespräch zu unterbrechen und die Ausführung des Complots zu verhindern. Es war zu spät; Lebel wußte Alles, was zu wissen nöthig war.

Graf Jean brachte Mademoiselle d'Eon nach ihrem Platze zurück, und führte sie der unruhigen Gräfinn von Rochefort wieder zu, die es nicht gern sah, wenn ihre Freundinn sich weit von ihr entfernte . . . . ohne Zweifel um ihre Unschuld

besorgt. »Welch ein Eifer!« sagte der stets etwas boshafte du Barry; »man sollte diese Aufmerksamkeit für Eifersucht halten. Wäre die Comtesse etwa? . . . . «

Lauraguais unterbrach ihn.

»Weißt Du,« redete er ihn ex abrupto an, »daß dieser kleine d'Eon ein Wunder ist? Niemand vermuthet, daß unter dem Kleide ein Mann steckt.«

»Seltsam!«

»Hast Du den König nicht beobachtet? Er ist ihm beständig mit den Augen gefolgt.«

»Unmöglich.«

»Ich schwöre es. Seit länger als einer Viertelstunde ist sein Blick auf ihn geheftet.«

»Wenn . . . . nein, nein, das wäre zu komisch! da müßte man vor Lachen bersten.«

»Auf wen von Ihnen, meine Herren, hat es denn Lebel abgesehn?« fragt Sainte-Foy, indem er sich ihnen nähert. »Seit einiger Zeit umstreift er Sie, wie der Wolf eine Heerde oder der Fuchs einen Hühnerstall, und doch ist weder Huhn, noch Schaaf unter Ihnen. Da geht er eben vorbei.«

»Dich sieht er an,« sagt Lauraguais zu du Barry; »er will mit Dir reden, ich habe es vorausgesehn.«

»Um Gotteswillen!« ruft Graf Jean, indem er ihm das Taschentuch vor den Mund hält. »Lache nicht, Lauraguais; Sainte-Foy, drehe Dich um; oh, das wird das spaßhafteste Abenteuer, welches die Welt gesehn hat . . ... Entfernt Euch; überlaßt mir die Sache, und ich verschaffe Euch einen Witz, an den Ihr Euch lange erinnern sollt.«

Lauraguais und Sainte-Foy mischten sich unter die Menge, und du Barry ging dem Schein nach zwecklos und unbekümmert umher; sein sarkastisches Gesicht hatte die Maske der naivsten Gutmüthigkeit, der völligsten Unbedeutendheit angenommen, und er selbst kaum zehn Schritte gethan, als Lebel ihn anredete.

»Nun, Herr Graf, Sie tanzen nicht?«

»Nein, Herr Premier.«

»Sie haben Ihre Dame verlassen?«

»Meine Dame?

»Ja, die junge, schöne Person, deren Cavalier Sie eben waren.«

»Ah! . . . ich habe sie zu Frau von Rochefort zurückgeführt.«

»Sie ist also eine Verwandte der Gräfinn?«

»Nein, eine Verwandte von mir, eine Cousine, die mir anvertraut wurde . . . . und ich

glaubte, meinen Schützling in keine bessere Hände geben zu können.«

»Gewiß. Aber in der That, Herr Graf, Ihre Cousine ist entzückend.«

»Finden Sie das?«

»Man fand es schon vor mir.«

»Wer?«

Lebel nähert sich du Barry's Ohre.

»Unmöglich!« sagt dieser.

»Ihr Glück liegt in Ihrer Hand, Herr Graf.«

»Was sagen Sie! . . . . großer Gott!«

»Machen Sie Ihre Bedingungen.«

»O, ich würde mich ganz auf Seine Majestät und Sie verlassen . . . . aber . . . . «

»Haben Sie Bedenken?«

»Das nicht; ich bin Seiner Majestät durchaus ergeben; aber das junge Mädchen ist aus der Provinz, hat Vorurtheile, Grundsätze . . . . Sie verstehn mich . . . . «

»Und man kann auf keine Nachgiebigkeit rechnen.«

»Ich zweifle.«

»Nun denn, man nimmt die Festung mit Sturm oder List, wenn sie sich nicht ergeben will. Sie sind der einzige Wächter Ihrer Cousine?«

»Ja.«

»Seine Majestät zieht sich in einer Stunde zurück; bis dahin befreien Sie Ihre Verwandte von der Begleitung der Gräfinn, bringen sie unter irgend einem Vorwande in die Galerie . . . dort befindet sich zufällig eine achtbare Frau . . . . oder ich . . . Sie vertrauen uns das junge Mädchen an . . . . und das Uebrige überlassen Sie mir.«

»Gut; in einer Stunde bin ich bereit. Empfehlen Sie der alten Abgeordneten Klugheit, und daß sie jede Erklärung vermeidet.«

»Sein Sie unbesorgt, und zählen Sie auf dieselbe, wie ich auf Sie rechne.«

Die beiden Negozianten trennten sich: der Eine geht zum Könige, der Andere zu seinen Freunden zurück.

»Sie ist die Ihrige, Sire,« sagt Lebel zum Könige.

»Die Sache ist abgemacht,« sagt Graf Jean seinen Cameraden. »Wir müssen d'Eon jetzt zu einer Partie bereden, ohne daß er etwas ahnt: das ist das Schwierige. Er ist so schamhaft, daß er sich vor solch einem Abenteuer fürchten wird.«

»Er wird darauf eingehen, geschähe es auch nur aus Eigenliebe.«

»Das gebe Gott! Wankt er, so helfen wir nach.«

»D'Eon, bist Du ein Mann?«

»Ich habe es nie so lebendig gefühlt, als heute Abend.«

»Bravo! . . . . Das ist der Einfluß des Costüms.«

»Man hat mir Dejanira's Hemd auf die Haut gelegt.«

»D'Eon, theurer Freund,« sagt du Barry, »willst Du mir einen Dienst leisten?«

»Welchen?«

»Wenn Du tausend Louisd'or für mich, Deinen Pylades, der dieselben so herzlich braucht, und eine junge, schöne Frau für Dich gewinnen könntest, würdest Du es thun?«

»Wo sind die Louisd'or, wo ist die Frau?«

»Das heißt vernünftig reden! Höre also: eine vornehme Dame des Schlosses hat sich in Dich verliebt, mit mir gewettet, Du sei'st kein Mann, und sich erboten, den Beweis auf der Stelle in ihrem Boudoir zu sehen. Ich habe die Wette gehalten. Die Dame ist in ihre Zimmer gegangen, und ihre Duenna erwartet Dich in der Galerie; willst Du sie warten lassen?«

»Ist die Dame jung?«

»Jung.«

»Schön?«

»Schön.«

»Ich eile zu ihr.«

»Halt, noch ein Wort. Die Kammerfrau hält Dich für ein Frauenzimmer, sei also discret.«

Fünf Minuten später schritt unser Held durch die Umgebungen des Schlosses, in Begleitung einer Matrone, welche ihm jede Aufmerksamkeit erwies.

Unsre jungen Spaßvögel waren in der Galerie zurückgeblieben, wo sie vor unterdrücktem Lachen zu ersticken drohten.

»Meine Herren,« sagte Lauraguais zuerst, »die Partie, welche wir angezettelt haben, zieht einige Jahre in der Bastille nach sich; ich warte das Ende nicht ab.«

»Ich auch nicht.«

»Ich auch nicht.«

Nach diesem allgemeinen sauve qui peut kehrten die Einen auf den Ball zurück, um den Herzog von Nivernais zu benachrichtigen, während die Andern nach ihren Wagen riefen, und endlich Alle nach Paris fuhren.

»Teufel! diese Wohnung ist prachtvoll!« sagte der Chevalier d'Eon, der allein in einem

Zimmer geblieben war: »hier herrscht ein wahrhaft königlicher Luxus. Was sehe ich? der Namenszug Ludwigs XV.! . . . die verschlungenen L L! Wäre ich bei einer Prinzessinn?«

Während er sich seinen Gedanken hingab, ereignete sich in dem Ballsale etwas, welches weder er, noch die, welche ihn gesandt hatten, erwarteten. Durch des Königs und Lebels etwas hastiges Weggehn beunruhigt, hatte Frau von Pompadour sich plötzlich zurückgezogen, entschlossen, um jeden Preis den Grund ihres Verdachts herauszubringen. Seit einiger Zeit theilt sie das Lager seiner Majestät nicht mehr, bringt des Nachts nicht mehr in seine Zimmer, hat aber den Schlüssel dazu behalten; sie kennt die geheimsten Zugänge, und kann unvermuthet in das eleganteste Gemach eintreten. Und was thut ein eifersüchtiges Weib nicht!

»Ich hatte das Auge auf die Thür von carmoisinrothem Sammet mit goldenen Nägeln geheftet, durch welche ich eingetreten war,« sagt der Chevalier. »Plötzlich öffnet sich neben mir ein Pannel in dem Holzwerk. Eine Frau erscheint, es ist die Marquise von Pompadour! von ihrem Aerger noch verschönt: den schönen Frauen steht doch Alles gut! . . . . Ihre geschlossenen Lippen ließen

für den Mund nur einen kleinen, schmalen, anbetungswürdigen Streifen übrig! ihre von Eifersucht gefärbten Wangen strahlten in Frische, und ihre mit fieberischer Röthe übergossenen Wangen glänzten in entzückendem Purpur .... Verwundert nahe ich voll Begierde der Favoritinn; aber sie reicht mir mit ihren kleinen Händen die beste Ohrfeige, welche ich je empfangen habe. Diese sonderbare Anrede bringt mich anfangs außer Fassung, aber mein Muth kehrt bald zurück. Der Widerstand war für mich immer eine Angel. Dem Anschein nach, denke ich, ist dies eine bei den königlichen Maitressen gewöhnliche Formalität, und wende mich entschlossen zum Angriff. Die Pompadour ist verlegen, sie hat erwartet, die schuldige, die reuige, auf frischer That ertappte Sünderinn vor sich zu sehn; statt dessen trifft sie eine Trotzige, die ihr dreist entgegen geht, und entschlossen scheint, ihr nicht zu weichen. Sie ist nun ihrerseits erschrocken, tritt zurück, und hat beinahe Lust, um Hülfe zu rufen.

»Madame!« ruft sie mir erschrocken zu.

»Oh! ich bin ein Mann, kein Frauenzimmer.«

»Was sagen Sie!«

»Was Sie bereits wissen.«

»Was wollen Sie?«

»Ihnen den Beweis davon geben und die Wette gewinnen.«

»Welche Wette? welchen Beweis?«

»Den Beweis, daß ich ein Mann bin und die Wette, welche Sie dagegen gemacht haben.«

»Ich?«

»Sie! Oh, ich werde gewinnen.«

»Lassen Sie mich, ich bitte Sie. Sie sind ein Mann, sagen Sie?«

»Ohne Zweifel.«

»So sind Sie also nicht zu einem Rendezvous gekommen?«

»Verzeihen Sie.«

»Zu wem?«

»Zu Ihnen.«

»Ich verstehe Sie nicht .... Madame .... Mein Herr .... ich werde rufen .... Großer Gott! .... es ist ein Mann ... Mein Herr, Sie vergessen .... in dem Zimmer des .... Ach!! ....«

»Ich hörte nichts. Es war eine Ottomane dort ....« —

»Ich erhob mich triumphierend, reichte meiner Gesellschafterinn höflich die Hand und sagte: »Hassen Sie mich nicht meines Sieges wegen.«

»Die Marquise eilt vor einen Spiegel bringt in einem Augenblicke die durch meinen unerwarteten Angriff etwas verwirrte Toilette wieder in Ordnung, sieht mich dann an, als könne sie ihrem Erstaunen nicht glauben, und bricht dann in ein lautes Gelächter aus.«

»Obgleich ich mir diese Fröhlichkeit nicht erklären konnte, so ist dieselbe doch so ansteckend, daß ich Chorus mit meiner Heldinn machte; als sie aber die dem Abenteuer vorhergehenden Umstände ab ovo erfahren hatte, als ich ihr Alles erzählte, was meine Freunde mir gesagt hatten, sah sie mit einem Blicke die Wahrheit ein, die mir entgangen war. Sie merkte bald, daß ihre Gegenwart in dem Stücke ein unvorhergesehenes Ereigniß sei, und beschloß, sich zu entfernen, um die Lösung desselben nicht zu verzögern.«

»Sie hob sanft die Draperie, hinter welcher sie hervorgetreten war, und verschwand eben so schnell als sie gekommen war. Da ich den Knoten nicht entwirren konnte, so fing ich an, mich zu fragen, wer der Betrogene sei .... vielleicht ich selbst? .... Schon gut, habe ich doch mein Schäfchen in das Trockne gezogen! Kaum hatte ich mir diese Antwort gegeben, als die große Thür sich öffnete; ein Mann, coquett und königlich geschmückt, kam mit kleinen Schritten vorwärts: es war Lud-

wig XV. Ich erkannte ihn sogleich und fuhr erschrocken zurück.«

»Erschrecken Sie nicht, meine Schöne,« sagte er, und der galante Monarch streichelt meine Wangen mit seiner weichen parfümierten Hand. Ich machte große Augen. Sollte auch er mich für ein Frauenzimmer halten? dachte ich, und muß ich auch ihm beweisen, daß ich ein Mann bin?«

»Bald konnte ich nicht mehr zweifeln. Die Gedanken des Königs manifestierten sich so evident, daß ich jetzt, und zwar jetzt zuerst, den Streich ahnte, welchen man mir gespielt. Meine Lage war sehr schwierig. Seine Majestät wurden scandalös unternehmend, und griffen wie ein ächter König an, der nicht gewohnt ist, Widerstand zu finden. Ich nahm daher meinen Muth zusammen, stellte mich vor den König und rief: Sire, man hat Sie getäuscht, und ich bin das Opfer einer List . . . «

»Ich trat einen Schritt zurück, und ich befand mich mit dem Rücken an einer gewissen Ottomane, deren ich mich eben so glücklich bedient hatte. Eben so kühn, und erfahrner als ich, ließ mir Ludwig XV. nicht Zeit, meine Anrede zu vollenden, und bringt mich in die Stellung, in welche ich wenige Minuten früher die frische Marquise von Pompadour gebracht hatte. So unversehens auf dem

Rücken liegend, schrie ich, und suchte mich aufzurichten, um die Sache dem Monarchen mit einem Worte zu erklären; aber es war zu spät, Ludwig XV. hatte dieses Wort schon selbst gefunden, und da es nicht dieses war, welches er suchte, so sanken seine erhabenen Arme gelähmt nieder, während sein Mund vor Erstaunen offen stand.«

»Sire, das ist es, was ich Ihnen sagen wollte,« sagte ich eben so verwirrt als er.«

»Ha! ha! ha! hi! hi! hi!« kicherte es plötzlich in allen Vocalen hinter der Draperie. Ludwig XV. und ich kehrten uns zugleich bei diesem Geräusche um, und die Pompadour erschien.«

»Wer war der Verbrecher?«

»Ludwig XV.! Der Monarch stand da, beschämt wie ein Fuchs, den ein Huhn gefangen genommen hat. Er wurde feuerroth und in Schweiß gebadet . . . Aber die Pompadour war gütig, verzieh, und forderte als Lohn für ihre Güte eine vollkommene Amnestie für die übrigen Theilnehmer an der Komödie. Sie habe zu sehr gelacht, als daß Jemand weinen solle, sagte sie . . . . Vielleicht hatte sie noch einen andern Grund, aber sie sagte nichts davon . . . . und ich eben so wenig.

»Das ist eine Metamorphose zum Erstaunen,«

sagte Ludwig XV., indem er mich verwundert ansah, nachdem der Friede unterzeichnet war.

»Es ist wahr,« antwortete die Pompadour, »die tugendhafteste, scharfsichtigste Frau würde sich täuschen.«

»Darauf nahete sich mir der König und sagte:«

»Können Sie schweigen?«

»Möge Ew. Majestät meinen Eifer, meine Ergebenheit auf die Probe stellen.«

»Gut; so beobachten Sie über alles, was hier vorgefallen ist, ein tiefes Stillschweigen. Halten Sie sich bereit, meine Befehle zu vollziehen; bald sollen Sie mehr erfahren.«

»Eine Viertelstunde später fuhr ich nach Paris zurück . . . . in dem Wagen der Madame Pompadour, deren Lebewohl in einen einzigen, unübersetzbaren Blick zusammenfloß . . .«

»Als ich bei der Gräfinn von Rochefort eintrat, waren der Herzog von Nivernais, und die Damen von Gisors- und von Brissac, seine Schwestern, kurz unsre ganze lustige Gesellschaft noch versammelt. Scherze regneten auf mich herab, aber ich setzte ihnen ein unzerstörbares Phlegma entgegen. Von meinem Geheimnisse geschützt, antwortete ich ihnen durch Spöttereien, die meine Geg-

ner aus der Fassung brachten. Ohne Zweifel schien durch meine Ruhe ein Zug geheimer Zufriedenheit, welcher sie decontenancierte.«

»Was war geschehen? was hatte Ludwig XV. gesagt? das war es, was sie zu wissen wünschten, und trotz ihrer Bestürmungen nicht erfuhren. Die Rollen wechselten. Ich kehrte gegen meine Freunde dieselben Waffen, welche sie gegen mich gerichtet hatten.«

»Eine einzige Person nahm nicht Theil an dieser Scene; sie allein war beständig traurig gewesen. Sogar die Spur einer Thräne bemerkte ich unter ihrem großen schönen Auge, und klagte mich sogleich, ohne zu wissen warum, als die Ursach derselben an. Ich wußte nicht, was ich mir gegen diese Frau vorzuwerfen hatte, und doch fühlte ich mich schuldig.«

»Endlich gingen Alle, und ich blieb allein zurück, um mich meiner weiblichen Kleidung zu entledigen; die Dienerinnen der Gräfinn schliefen bereits, und ich gab nicht zu, daß man sie weckte, da ich ohne ihren Beistand fertig zu werden glaubte. Aber schon die ersten Versuche boten mir unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Mein Kleid war hinten zugehakt, und ich mochte mich drehen, wie ich wollte, meine Hand konnte den fatalen Haken

nicht erreichen. Endlich meine Bemühungen aufgebend, war ich versucht, in meinen Weiberkleidern das Hôtel Dons-en-Bray wiederzugewinnen; aber meine Coiffüre war in Unordnung, bot nur noch Ruinen dar. Und um sechs Uhr Morgens in bloßem Kopfe und Ballkleide über die Straße zu gehn, hieß alle Gamins von Paris in Aufruhr bringen. Ich war daher gezwungen, zu klingeln; vielleicht kam dann die alte Kammerfrau, welche mich angekleidet hatte, mir zu Hülfe. Statt deren war es die Gräfinn.«

»Ich errathe Ihre Verlegenheit,« sagte sie mir. »Das Alter macht schläfrig, und ich möchte um keinen Preis den Schlummer meiner Bonne stören; nehmen Sie daher meine Hülfe an.«

»In ihrem Tone lag eine durchdringende Milde und melancholische Grazie, von der ich lebhaft ergriffen wurde. Ich wollte die Hand wiederum ergreifen, welche mir in dem Wagen so lange überlassen wurde. Aber die Gräfinn zog sie zurück, und lange zurückgehaltene Thränen traten in ihre Augen.«

»Meine, wenn auch nur vermuthete, Untreue hatte ihr Herz getroffen .... Ich errieth die stumme Sprache ihres Schmerzes, und war zum Glück im Stande, sie zu trösten. Die Begeisterung,

welche ich so lange vom Himmel erwartet, und die der Himmel mir heute zum ersten Male geschickt, hatte mich nicht verlassen. Mein Wort siegte daher, denn es hatte den Weg zum Herzen gefunden . . . . «

Wir übergehen den Schluß. Zwischen dem Chevalier d'Eon und der Gräfinn war nicht mehr die Rede, weder von Agrafen, noch Kleidern . . . . Was hätte die keusche Kammerfrau gesagt, wenn sie gegenwärtig gewesen wäre!

Der Inhalt dieses Tags oder vielmehr dieser Nacht war also:

1) daß der Chevalier d'Eon, durch den magnetischen Einfluß der jungen schönen Gräfinn von Rochefort von seiner organischen Lethargie befreit, einer Andern die Erstlinge einer Dankbarkeit brachte, welche allein dieser gehörte;

2) daß der König von Frankreich, statt seiner Maitresse einen Streich zu spielen, sich selber einen solchen gespielt hatte, und durch dasselbe bestraft wurde, wodurch er gesündigt hatte;

3) daß die in ihren Grundfesten erschütterte Macht der Pompadour durch dasselbe, was ihren Sturz herbeiführen sollte, nur noch mehr befestigt wurde;

4) daß unser Held, von der Liebe emancipiert,

seine neue Freiheit würdig einweihte. Eine zweifache Taufe wusch ihn von der Erbsünde rein, welche seine Männlichkeit befleckte, und sprach das: »du bist ein Mann!« aus.

Dieser Tag war also der Tag seiner Aufnahme, und wird sein Osterfest, seine Hegyra, seine Aera sein. Er ist die Demarcationslinie, der Grenzpunct zwischen Vergangenheit und Zukunft. Von diesem Centralpuncte werden alle seine Schicksale ausgehn; Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Alles wird sich dahin zurückführen lassen, wie es davon ausging. Es ist der Zusammenfluß, oder, so zu sagen, die Quelle seines Schicksals. Alles emaniert daraus, Alles convergiert dahin, wie die Strahlen nach dem Brennpuncte, und das Blut nach dem Herzen*).

*) S. im 2. Bande einen Brief des Chevalier d'Eon an seinen Schwager O'gorman, der die Hauptsachen dieses Capitels enthält; und am Ende dieses Bandes einen Brief der Gräfinn von Rochefort, in welchem sie fest glaubt, die erste Geliebte des Chevalier d'Eon gewesen zu sein.

Viertes Capitel.

Monseigneur und seine Mitarbeiter. — Das Reimlexikon. — Der Chevalier d'Eon wird von dem Prinzen von Conti nach Versailles geführt. — Lage Frankreichs, Europa gegenüber. — Feindschaft gegen England. — Kälte gegen Rußland. — Geschichte der Kaiserinn Elisabeth und des Marquis de la Chétardie. — Die Handelsprinzessinn und ihre Associé's. — Verschwörung. — L'Estoc, Scepter und Rad. — Kaiserliche Dankbarkeit. — Der in's Gefängniß gesetzte und der vertriebene Geliebte. — Indiscretion und Rache. — Neigung der Czarinn zu Ludwig XV. — Bestucheff-Riumin und der Marquis von Valcroissant. — Geheime Mission des Chevalier d'Eon nach St. Petersburg.

Zwei bis drei Wochen waren seit den Ereignissen des Balls vergangen, welche unglaublich sein würden, könnte man in die dabei betheiligten Personen einen Zweifel setzen, überstiegen nicht die Annalen, welche wir durchforschen, nicht so schon alle Grenzen der Phantasie, und herrschte nicht überall Zufall, In-

trigue und Laune vor. Das darf in diesem unermeßlichen Pêle-Mêle, dieser Art von politischem Babel, in welchem alle Nationen zusammenflossen, dessen von der Welle des Volks bespülten Fuß man vergaß, und von dessen Höhe Verdienst und Capricität erwählt und zu Ansehn gebracht wurden, etwa wie die Fische, welche der Fischer zufällig an der Angel fängt und aus dem Flusse an das Land wirft, nicht vergessen werden.

Der Chevalier d'Eon sah sich an einer dieser Angeln gefangen.

Zwei bis drei Wochen also waren seit dem Ereigniß des Balls vergangen, als der Chevalier d'Eon eines Morgens zu dem Prinzen von Conti gerufen wurde. Er hatte manchmal gemeinschaftlich mit dem Prinzen und Grécourt Gedichte gemacht, unter andern etliche boshafte Verse, deren Ruhm die beiden Roturiers aus Artigkeit Monseigneur überließen, mit dem sie aber vor ihrem Gewissen und den Gesetzen der Prosodie die Verantwortlichkeit theilten.

Des Chevalier erster Gedanke war, der Prinz habe wahrscheinlich auf eigene Hand der Poesie solch eine Gewaltthat anthun wollen; da sei denn sein poetischer Karren in den Schranken des Reims festgefahren, oder in die Einschnitte der Cäsur gefallen, und riefe nun seine Freunde und Bekannten an,

ihn aus dem literarischen Hohlwege zu ziehen, in welchen er gefallen war.

In dieser Meinung nahm unser Held sogleich ein Reimlexikon und eine Abhandlung über die Verskunst unter den Arm, und begab sich in das Hôtel des Prinzen.

»Guten Tag, lieber d'Eon,« rief dieser ihm entgegen; »ich grüße Sie, Herr Gesandter.«

Der Chevalier betrachtete ihn aufmerksam, um zu sehen, ob Monseigneur nicht vielleicht noch von dem poetischen Dämon besessen sei.

»Ah, das überrascht Sie,« fuhr der Prinz fort; »Sie sind Gesandter, lieber Freund, mein und Sr. Majestät Gesandter.«

»Ew. Hoheit scherzt.«

»Keineswegs; es ist die reine Wahrheit, unterschrieben und besiegelt .... nur Ihre Einwilligung fehlt noch, die Sie hoffentlich nicht verweigern werden.«

Dem Chevalier entsank das Reimlexikon.

»Erklären Sie mir ...« sagte er stammelnd.

»Erklären Sie mir vielmehr, was Sie dem Könige gethan haben, um sich bei ihm in so hohe Gunst zu setzen; Ludwig XV. redet seit einiger Zeit von nichts als von Ihnen, und hat sich viel nach Ihnen erkundigt. Gerechtigkeit und Freundschaft verpflich-

teten mich, Gutes von Ihnen zu reden; denn ein Schmeichler bin ich nicht . . . Morgen gehn Sie nach Versailles, um eine geheime Gesandtschaft an den Hof von Rußland in meinem und Sr. Majestät Interesse zu übernehmen.«

Dem Chevalier entfiel seine Abhandlung von der französischen Verskunst.

»Sie nehmen den Posten an, nicht wahr? Ich werde es als einen Freundschaftsdienst ansehn; denn der Auftrag erfordert nicht nur geistigen Scharfblick, sondern auch eine körperliche Disposition, die vielleicht Sie allein besitzen . . . Morgen also in Versailles! . . . . ich werde Sie in das Cabinet des Königs führen; denn die Sache muß geheim bleiben. Selbst die Minister dürfen nichts davon erfahren.«

Dem Chevalier öffnete sich also eine neue Carrière, die diplomatische, und da wir ihm in seinen Metamorphosen folgen müssen, so tritt nun der Politiker an die Stelle des Privatmannes.

Bevor wir aber der Spur dieser sich mit dem unermeßlichen Meere der Gesellschaft vermischenden Welle folgen, müssen wir einen Augenblick am Ufer stehn bleiben, und unsere Blicke vor- und rückwärts kehren, wie der Matrose bei dem Einschiffen den Wind beobachtet und sich orientiert.

Sieben Jahre waren seit dem durch den Tod

Kaiser Karls VI. verursachten letzten Kriege verflossen, in welchem man fast ganz Europa gegen eine von ihren Unterthanen König genannte Frau marschieren sah. Auch Frankreich, oder vielmehr Cardinal Fleury, der es beherrschte, hatte sich durch den großen Friedrich zu diesem gottlosen Kreuzzuge verleiten lassen. Letzterer schloß alsdann einen Privatfrieden mit Maria Theresia, mittelst der Abtretung von Schlesien, und überließ es den andern Mächten, sich selbst aus dem Handel zu ziehen.

Der Tractat von Aachen jedoch hatte eine allgemeine Umwandlung hervorgebracht; in dem Augenblicke, von welchem wir reden, herrschte zwar der Frieden noch, aber es war ein kriegsschwangerer Friede, und schon traten die Wehen ein. Ganz Europa merkte es an den unterirdischen Stößen: der eingeschlossene Sturm regte sich immer lauter, wie der Vulcan, welcher murrt, ehe er ausbricht.

Jeder erwartete einen neuen Ausbruch, und suchte erschrocken nach einem Asyl gegen die Lava des neuen Vesuvs.

Von England fuhren die Blitze aus, welche dem Ungewitter vorangingen. Für England war der Tractat von Aachen in der That nur ein Ruhepunkt, auf welchem der erschöpfte Leopard Großbritanniens athmen und neue Kräfte sammeln wollte,

um sich noch schrecklicher und gewaltiger auf die weiße Standarte Frankreichs zu stürzen.

So währte zwischen den beiden rivalisierenden Nationen der Kampf von Riesen fort, die weder durch Siege, noch Niederlagen ermüdet wurden; jenes blutige Ringen, welches das Universum zum Schauplatz hatte und das zehn Jahrhunderte nicht beendigen konnten! . . . Zuerst machte dieser lebhafte, unersättliche Haß einen Umweg. England griff unsere entferntesten Colonieen an und bemächtigte sich Canada's, ehe es sich auf Frankreich stürzte.

Andererseits ärgerte sich Oesterreich immer mehr über die schöne Provinz, welche ihm Preußen entrissen hatte, und war bereit, sich auf seinen siegreichen Feind zu stürzen. Wachsam und stark, folgte dieser mit den Blicken allen Bewegungen jenes, und bereitet sich vor, seine Beute zu vertheidigen.

Das arme Sachsen war damals unfähig, auch dem kleinsten Ehrgeize Widerstand zu leisten. Sein König ist hundert Meilen entfernt, und seine Staaten sind dem Einfalle des Wolfes ausgesetzt, ohne daß der Hirt zu seinem Schutze da ist. Stanislaus August, zugleich Churfürst von Sachsen und Polen, hat in letzterm Reiche genug zu thun, welches Factionen zerreißen, welches Rußland bedrängt und um

das sich drei Mächte streiten. Und Stanislaus Augustus steht am Rande des Grabes.

Im Norden endlich hält Rußland das türkische Reich im Schach, baut, trotz aller Protestationen, Festungen auf sein Territorium *), und wartet nur auf das Signal, um seine Adler und Cohorten nach den Umständen auf den Orient oder Occident, vielleicht auf beide, zu schleudern.

Jeder suchte sich in dieser allgemeinen Umwälzung Freunde zu erwerben; denn in den Tagen der Gefahr ruft der Mensch den Menschen, und sucht seine Kraft durch Einigung zu verdoppeln.

Mehr als jedes andere Land hatte Frankreich Bundesgenossen nöthig. England hatte vermittelst einer jener Felonieen, welche es seitdem so oft wiederholte, und welche seinen Namen mit Feuerzügen auf die Mauern von Copenhagen geschrieben haben, ohne vorgängige Kriegserklärung auf unsere Schiffe Beschlag gelegt. Mehr als dreihundert Fahrzeuge waren auf diese Art die Beute einer Seeräuberei geworden, welche eine machiavellische Regierung entehrte, und ihre punische Treue an den Pilory der Geschichte stellte. Unsere ganze Marine war auf eine einzige Fregatte reduciert!

---

*) Das Fort St. Elisabeth.

Das war Frankreichs Lage im Beginn des siebenjährigen Krieges, welcher das politische System Europa's verändern und beide Hemisphären in Brand stecken sollte.

Der erste Gedanke des Cabinets von Versailles richtete sich auf Friedrich; es änderte aber bald seinen Plan, als es das egoistische Benehmen dieses Fürsten im vorhergehenden Kriege bedachte. Privatstreitigkeiten, von denen wir später reden werden, vereinten sich mit dem allgemeinen Mißvergnügen, und machten den Bruch noch größer.

Friedrich wurde aufgegeben; es blieben also Frankreich nur zwei Alliirte übrig, Spanien und Rußland. Oesterreich hegte noch jenes Vorurtheil, das es zu unserm Urfeinde machte, wie England. Zweihundert Jahre eines kaum unterbrochenen Kriegs und das Wort Richelieu's waren die von der Hand eines Priesters auf seine Stirn geschriebenen Stichworte des Nationalfluchs, welche die Hand eines Priesters bald verwischen sollte. Spanien erklärte sich neutral. Von Polen, dieser alten Freundinn und Schwester Frankreichs, reden wir nicht; es starb unter innern Spaltungen, unter den Wunden seiner eignen Kinder. Statt von ihm Hülfe zu fordern, wollte Frankreich ihm diese bringen, — ein schönes Ziel, dem Ludwig XV. untreu wurde, dessen

Beharrlichkeit es groß und unabhängig machen konnte.

Es blieb also Rußland übrig; aber durch eine in den Umständen liegende Fatalität war Frankreich gespannt mit demselben; seit beinahe vierzehn Jahren war die diplomatische Verbindung zwischen Beiden, wo nicht aufgehoben, doch sehr lau. Es war kein offener, doch ein geheimer Krieg, durch, so zu sagen, negative Feindseligkeiten unterhalten. Man schlug sich nicht, aber man grollte mit einander und schadete sich gegenseitig; und da man die Ursach, welche beide Nationen trennte, nicht entfernen konnte, so war an keine Annäherung zu denken.

In St. Petersburg herrschte Elisabeth. Die Tochter Katharina's und Peters des Großen, war sie durch ihre Mutter, kraft des Gesetzes Peters I., welches dem regierenden Souverain erlaubt, seinen Nachfolger zu bestimmen, vom Throne ausgeschlossen, und hatte die Krone von Hand zu Hand gehen sehn, welche ihr durch das Erbrecht zukam. Zuletzt besaß diese Krone ein Kind, der junge Iwan, unter Anna's, seiner Mutter, und seines Vaters, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, Regentschaft. Elisabeth glaubte, dieser Augenblick sei für die Ausführung ihrer lange genährten Pläne günstig; das Scepter wankt stets in der Hand eines Kindes, und

wenn Ehre und Treue es nicht schützen, so bedarf es von Seiten des Ehrgeizes nur einer schwachen Anstrengung, um sich desselben zu bemächtigen. Mit vorsichtiger, mißtrauischer Politik bewilligte die Regentinn der Tochter Peter's nur eine sehr mäßige Pension, so daß sie nicht im Stande war, sich durch Geld Anhänger zu erwerben. Man wußte damals so gut, wie jetzt, daß Geld der Nerv der Ereignisse ist. Aber der erfinderische Geist Elisabeth's half der Armseligkeit ihrer Mittel ab. Elisabeth war jung und schön. In ihren Adern floß das feurige Blut Catharina's und Peter's; Wollust war für sie ein unersättlicher Durst, Vergnügen ein unersättlicher Hunger, und statt dieser Ueppigkeit einen Damm zu setzen, hatte die, zu rechter Zeit unmoralische, Familie ihr ein eignes Bett gegraben. Die Verwandten des jungen Mädchens hatten ihr so viele Liebhaber gegeben, als sie wollte, um durch Befriedigung ihrer Lüste ihre Gedanken von dem Throne abzuleiten. Aber das Mittel, durch welches sie sich zu retten glaubten, sollte sie verderben.

Von Waffen und Geld entblößt, machte Elisabeth ihre Jugend und Schönheit zu Waffen und Geld. Ihr Schatz lag in ihren Augen, ihren Reizen; sie bediente sich derselben als Belohnung, als Verführungsmittel für jeden, den sie an sich fesseln

wollte. Sie belohnte mit einem Lächeln, bezahlte mit einer Liebkosung, und vertheilte sich selbst, aus Mangel an Geld, unter ihre Anbeter. Die Speculation war gut... Schon war die ganze Caserne der Preobrajensky gewonnen. Die Regentinn ahnte etwas, und wollte die Nebenbuhlerinn vermählen; aber diese weigerte sich hartnäckig; denn eine Ehe zerstörte ihre Hoffnungen, indem sie ihr das einzige Mittel raubte, mit dessen Hülfe sie dieselben realisieren konnte.

Zu ihren Hauptverbündeten gehörten zwei Fremde, zwei Franzosen: der Arzt Lestoc, und der französische Gesandte, Marquis von la Chétardie. Ersterer hatte die innern, Letzterer die äußern Angelegenheiten zu besorgen.

Ihren Bemühungen gelang es, daß Schweden bald eine Armee in Finnland einrücken ließ .... Die Regentinn ruft Elisabeth; diese weint, ruft Himmel und Erde als Zeugen ihrer Treue an, und geht frei, aber unentschlossen, erschreckt zurück. Indeß kommen die Schweden näher, man muß einen Entschluß fassen. Elisabeth zögert .... zufällig liegt ein leeres Blatt auf dem Tische: Lestoc nimmt es, zeichnet ein Rad und eine Krone darauf, und sagt: »die eine für Sie, oder das andere für mich; es giebt kein drittes.« Sie giebt nach; die Casernen empören sich, und Iwan, die Regentinn

und ihr Gemahl werden bei Nacht ergriffen, und fast nackt in einen Kerker geworfen.

Das geschah am 6. October 1741.

Einige Zeit nachher wurden la Chétardie und Lestoc in dem Bett der Kaiserinn Elisabeth durch neue Geliebte, und in ihrer Gunst durch den berüchtigten Bestucheff-Riumin ersetzt, welcher Erstern nach Frankreich zurückschickte, und Letztern in das Gefängniß setzen ließ, wo er bis zur Thronbesteigung Peter's III. blieb. In Folge derselben kaiserlichen Dankbarkeit wurde Schweden der Krieg erklärt.

»Madame,« sagte damals der Hetman der Cosacken zu Elisabeth, »wäre der Kaiser, Ihr Vater, meinem Rathe gefolgt, so hätten wir mit Schweden keinen Krieg.«

»Und was mußte geschehen?« fragte die Kaiserinn.

»Als die Russen in Schweden eingedrungen waren, mußte man die Blüthe der Bevölkerung hieher führen und die Uebrigen erwürgen . . .« Und als man darin eine Barbarei sehen wollte, antwortete der Cosack: »O Madame, sie sind auch ohne das gestorben! . . .« — So war damals ganz Rußland . . . . Schweden wurde geschlagen, verlor einen Theil Finnlands und wurde Elisabeth's Verbündeter durch den Tractat von Abo, im Jahr 1748.

Nach Frankreich zurückgekehrt, rächte la Chétardie sich wegen der kaiserlichen Undankbarkeit seiner Geliebten durch Epigramme und boshafte Enthüllungen. Die Indiscretion ist der Trost verlassener Liebhaber. Elisabeth und Bestucheff fühlten sich dadurch schwer beleidigt, und als der Marquis einige Jahre später von Seiten Frankreichs mit einer zweiten diplomatischen Botschaft an den russischen Hof gesandt wurde, ließ Bestucheff ihn ergreifen, und ohne Weiteres über die Gränze zurücktransportieren. Zwar ärgerte sich Versailles über dieses barbarische Verfahren, that aber, da es Rußlands bedurfte, als lache es darüber. Der arme Gesandte verlangte Genugthuung für den diplomatischen Fußtritt, welchen er erhalten hatte: da gab man ihm einen zweiten; er wurde in die Citadelle von Montpellier geschickt, um über sein Benehmen nachzudenken.

Man erwartete, ein glänzendes Resultat aus dieser Demüthigung hervorgehn zu sehn, aber die Feigheit ist eine schlechte Rathgeberinn.

Der russische Hof sah verächtlich auf die Schmeicheleien des französischen Hofes hinab! Und dieser Bruch dauerte zu der Zeit, von welcher wir reden, bereits vierzehn Jahre.

Durch seinen Character ein Feind des französischen Esprit, durch Geburt Russe, durch Erziehung

Engländer, durch Sympathie Preuße, hatte Bestucheff-Riumin die verwundete Eitelkeit Elisabeth's benutzt, um Frankreich die Pforten des moscovitischen Reichs zu verschließen. Seine Geschicklichkeit vergiftete die Wunde, um seine künftige Herrschaft zu begründen und der Nation, deren Herr er war, seine Politik einzuimpfen. Sobald er zu Ansehn gelangte, hatte er sich dem englischen Hofe unterworfen, und für die beträchtlichen Summen, welche er erhielt, Rußland demselben fast lehnbar gemacht. Und dieser geheime Handel mußte bald gegen Frankreich öffentlich ausbrechen, wenn es diesem nicht gelang, seinen Feind in dem Vertrauen der Kaiserinn zu stürzen.

Elisabeth hatte, trotz ihres Zorns, immer noch Sympathieen beibehalten, welche denen ihres Ministers entgegengesetzt waren. Die Engländer sind ihr zuwider, und der epigrammatische Mund des Königs von Preußen hat sie verwundet, denn Friedrich verschonte Niemanden. Dagegen liebte Elisabeth Frankreich. Von früher Jugend an hegte sie für Ludwig XV. eine zärtliche Neigung, es war selbst die Rede davon, Beide mit einander zu verheirathen . . . Auch hört Bestucheff nicht auf, das Erwachen dieser alten Liebe zu fürchten.

Um dieses zu bewerkstelligen, hatte man verschiedene geheime Unterhändler mit eigenhändigen

Briefen des Königs an Elisabeth nach St. Petersburg geschickt. Aber Bestucheff hatte an der Grenze eine Douanenlinie aufgestellt, welche nichts Verdächtiges passieren ließ. Nur ein Einziger, der Chevalier von Valcroissant, war glücklicher als die Uebrigen, wurde indeß mitten im Reiche ergriffen, und mit Ketten belastet in die Festung Schlüsselburg am Ladogasee geschleppt.

Hier war er seit einem Jahre, als Ludwig XV. den Chevalier von Eon als Frau verkleidet sah, und plötzlich erkannte, wie vortheilhaft ihm diese Verkleidung sein könnte. Schon haben die Pompadour und er den Gedanken gehabt, daß nur eine Frau in Rußland eindringen, Bestucheff's Wachsamkeit täuschen, und bis zu Elisabeth gelangen könne. Aber dann mußte diese Dame noch dazu eine Fremde und von einem Fremden begleitet sein. Und welche Frau besäße den Geist und die Verschwiegenheit, welche solch eine Mission erforderte? . . . . Das Problem schien völlig unauflöslich zu sein.

Das waren die Schwierigkeiten, welche Ludwig XV. nicht besiegen konnte, und die die Erscheinung des Chevalier von Eon wie durch Zauber hob.

Bald darauf wurde unserm Helden von Sr. Majestät der Vorschlag gemacht, sich in Frauenkleidern in Rußland hineinzuwagen, sich der Kaiserinn

vorzustellen, Elisabeth einen Brief von Ludwig XV. zu übergeben, und so der geheime Vermittler einer mysteriösen Correspondenz zu sein, vermittelst welcher man die Harmonie zwischen den beiden Reichen wieder herzustellen und eine Versöhnung zu bewirken glaubte, welche die Interessen Frankreichs und seine kritische Lage immer nothwendiger machten.

Bei den ersten Worten war der Chevalier erstaunt, und fast in Versuchung, die Sache für einen Scherz zu nehmen; als ihm die Sache aber erklärt wurde, als er hörte, was erst dem Marquis von la Chétardie, dann dem Chevalier von Valcroissant geschehen war, wurde er nachdenkend und begriff, daß keineswegs von einem Scherz die Rede sei, da seine diplomatische Verkleidung ihn sehr leicht in einen Kerker am Ladogasee oder in die Einöde Sibiriens führen konnte; dadurch gewann die Mission in seinen Augen ein edleres Ansehn. Die Gefahr bewirkte, daß er dabei Ehre und Ruhm zu finden hoffen durfte. Was einen Andern erschreckt und davon abgebracht haben würde, beruhigte und bestimmte ihn. Was lag an der Maske? was an der Form? . . . . . wenn er nur seinem Lande nützlich war, und er konnte es sein . . . . Er nahm den Vorschlag also ohne Zaudern an, und fügte sich halb ernsthaft, halb lachend, in den Willen Seiner Majestät.

Fünftes Capitel.

Fräulein von Beaumont und der Chevalier Douglas-Mackenzie. — Seltsamkeit der Regierung Ludwigs XV. — Die officiellen und die geheimen Minister. — Ansprüche Ludwigs XV. und des Prinzen von Conti auf den Thron von Polen und die Hand Elisabeths Petrowna. — Specialia. — Der Chevalier von Eon als politischer Agent und Freiwerber. — Diplomatische Instructionen. — Correspondenzmittel. — Momentaner Aufenthalt des Chevalier von Eon in Frauenkleidern bei der Herzoginn von Mecklenburg-Strelitz.

In Paris lebte ein schottischer Edelmann, Namens Douglas, ein Sproß jener alten edlen Familie der Douglas, und Mackenzie, welche man in den Annalen Schottlands auf jedem Schritte findet; er verließ Großbritannien in Folge politischer Meinungsverschiedenheiten, hegte gegen den Engländer, den Beherrscher seines Landes, jenen heiligen Haß,

dessen lebendige Energie Walter Scott uns so schön gezeichnet hat, und hatte Frankreich seine Erleuchtung und seinen Arm angetragen.

Auf ihn warfen Ludwig XV. und der Prinz von Conti die Augen, um ihn zum Begleiter des Fräuleins von Beaumont zu machen. Der Schotte war geistreich und gebildet, und besaß mineralogische Kenntnisse, welche er zum Vorwande einer scientifischen Excursion gebrauchen konnte. Dazu ist er ein Sohn Großbritanniens, und dieser Umstand eine hinreichende Erklärung aller seiner Reisen. Da übrigens zwei Agenten nützlicher sein mußten, als ein einziger, und der Schotte wahrscheinlich mit der Rolle eines bloßen Postillon oder Cavaliere servente nicht zufrieden war, so wurde er in das Geheimniß eingeweiht und hatte seinen Theil an der Mission.

Man trug ihm alle äußern politischen Beobachtungen der Stadt und des Reichs auf; der Chevalier von Eon, der bis zu Elisabeth dringen sollte, sollte das Palais mit seinen Geheimnissen näher erforschen. Der Eine war also beauftragt, das Herz, der Andere, die Glieder zu studieren.

So stellte Ludwig XV. mehrere Arten von Agenten an, welche über die ganze Erde verbreitet wurden. Es war ein ungeheures Netz, mit wel-

chem er Europa umgarnte. Wollte er Neuigkeiten erfahren, so brauchte er nur an dem Centralseile zu ziehn, um Rapporte aller Art zu empfangen. Eine Menge Vertraute und Spione streiften innen und außen umher, nichts war einfach, nichts offen in dieser seltsamen Regierung, in diesem complicierten Labyrinth, dessen Geheimnisse selbst der Eingeweihteste nie ganz erfahren hat.

In erster Linie kommen die öffentlichen Minister, welche gewöhnlich von der Pompadour oder einer andern Geliebten designiert wurden; dann die geheimen Minister, welche Ludwig XV. nach seinem Herzen, und, sonderbar! oft aus den Feinden seiner Maitresse wählte; diese entschädigten ihn für jene, und waren eine Art Compensation für ihn. Man kann sagen, daß Ludwig XV. nur zu gewissen Stunden und insgeheim herrschte; er saß während des Zwischenacts auf dem Thron, wenn der Vorhang nieder und der Director nicht da war; kam dieser aber auf die Scene zurück, so verließ Ludwig den Thron. Auch waren seine Autoritätsversuche ohnmächtig, und fast keiner offensiv. In diese Camarilla verbannt, conspirierte er hier um das Königthum, aber seine Conspirationen starben bei der Geburt. Wie Carl V. nach seiner Abdankung, intriguierte er, und zwang sich, um seinen

Ehrgeiz zu betrügen, an der Stelle seiner umgestürzten Autorität, mit großen Kosten eine imaginaire zu erbauen. Hier intriguierte man gegen die anerkannten Minister und Beamten, und faßte Beschlüsse, welche Ludwig auszuführen versprach, die aber am nächsten Morgen schon wieder vergessen waren. Dennoch fing man jeden Abend von Neuem an, obgleich jeder Tag dasselbe Resultat brachte.

Wie mit den Ministern, ging es auch mit den Gesandten: Ludwig XV. hatte geheime und öffentliche; jeder officielle Gesandte correspondierte mit dem officiellen Minister, jeder geheime Gesandte mit dem geheimen Minister. Bisweilen ging eine Ordre für einen Beamten von einem unsichtbaren Collegium aus, welches sie dem Könige gerathen, der sie der Maitresse annehmbar zu machen suchte, und diese beauftragte, dieselbe dem Ministerconseil zu übergeben; es war eine Parodie des Rathes der Zehn in Venedig.

An der Spitze des geheimen Ministeriums Ludwigs XV. standen der Graf von Broglie, der zu der Zeit, von welcher wir reden, als Gesandter am Hofe von Polen war, ferner der Prinz von Conti und Herr Tercier, erster Beamter der auswärtigen Angelegenheiten. Die beiden Letztern waren folglich die einzigen, mit denen der König

vom Chevalier von Eon sprach. Indeß wurde ein Theil dieses romanhaften Unternehmens dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Rouillé, offenbart, in der Absicht, ihm das, was er nicht wissen sollte, desto besser zu verbergen. Der Minister billigte und contrasignierte die Sendung des Chevalier Douglas. Die des Chevalier von Eon blieb als Geheimniß unter der Pompadour, Ludwig XV. und dem Prinzen von Conti. In Folge dieses Verfahrens erhielt der Schotte seine Instructionen vom Ministerium, der Franzose von dem Triumvirat; ersterer sollte mit dem Minister, letzterer mit dem Könige correspondieren.

Die besonderen Interessen, von welchen der Prinz von Conti dem Chevalier von Eon im Anfang des vorigen Capitels redete, waren sowohl eigne, als allgemeine. Es ist dieses eine historische Nachweisung, welche uns die vorliegenden Papiere geben, und die wir hier mittheilen müssen, denn sie sind merkwürdig und gleichsam eine Ecke des Bildes, welches wir zu malen versucht; eine jener kleinen Scenen der politischen Peripetie, deren Ensemble wir gegeben haben.

Der Prinz von Conti war der Neffe des gleichnamigen Prinzen, welcher nach Sobieski's Tode zum Könige von Polen erwählt wurde. Zugleich

mit ihm waren aber von Gegenparteien ein Paar andere Könige erwählt worden. Da die Rechte aller Concurrenten gleich waren, so trug der Schnellste den Sieg davon. Als der Franzose ankam, seine Ernennung in der Hand und die Königskrone auf dem Haupte, war der Platz schon besetzt. August II., Churfürst von Sachsen, hatte ihn eingenommen .... Sein Mitbewerber sah sich also genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren, mit der Krone unter dem Arme und der Ernennung in der Tasche ... Dieses Andenken verließ die Familie Conti niemals. Sie konnten nicht vergessen, wozu sie einst bestimmt waren; ihre Augen hefteten sich hartnäckig auf die Krone, welche ihnen gezeigt war, und nach der sie unaufhörlich strebten.

Der junge Prinz von Conti, von welchem wir reden, war diesem Gedanken an Königthum, in welchem seine Väter gestorben waren, treu geblieben. Von der ganzen Gluth eines enthusiastischen Characters belebt, hatte diese Idee seine junge Seele entflammt. Von Ludwig XV. und der Pompadour geliebt, gelang es ihm, diese für seine Träume zu interessieren, sie für die Hoffnungen zu gewinnen, welche er sich machte, das wiederzuerlangen, was er seinen Thron nannte. Ja, es war

unter ihnen sogar förmlich ein Plan zur Wiedereinsetzung der Conti gemacht.

Freilich handelte es in diesem Plane nicht ausschließlich um den Thron von Polen; genug, wenn der Prinz nur einen Thron erhielt.

Die conspirierende Trinität hatte ihre Augen also auf Elisabeth, die Kaiserinn aller Reussen, geworfen. Das kann beim ersten Anblick als sonderbar erscheinen, dennoch erblickt man darin eine gewisse Geschicklichkeit, eine Berechnung von Roués im Sinn der Politik des Oeil de Boeuf.

Man konnte damals nur auf zwei Throne in Europa speculieren: auf den von Polen, welchen die Kränklichkeit Stanislas August's in jedem Augenblicke leer zu machen drohte, und den tausend ehrgeizige Absichten im voraus verschlangen . . . et tanquam apud senem festinantes, sagt Tacitus.

Der zweite Thron war der Russische, welchem, wo nicht eine Kaiserinn, doch ein Kaiser fehlte, und Ludwig XV. calculierte so: »Elisabeth hatte gewünscht, Scepter und Bett mit mir zu theilen: das ist aber nicht möglich, denn ich bin Monarch und verheirathet. Hat sie mich geliebt, so muß sie auch die Meinigen lieben. Ich werde daher zu ihr sagen: Hier ist ein Prinz meines Hauses, er ist jung, schön, brav; nehmen Sie meinen

Prinzen. Zwar ist er nicht so gut, als ich, ich gestehe es, aber Sie sind jetzt sechsundvierzig Jahre alt, und er zählt erst achtundreißig; nehmen Sie meinen Prinzen.«

Blieb die Selbstherrscherinn unempfindlich gegen die Seufzer des Conti, so hoffte Ludwig XV. der alten Liebe wegen mindestens einen hohen Posten im russischen Heere, oder ein kleines Fürstenthum zu erhalten, z. B. das damals vacante Curland. War Conti hier, so konnte er sich der polnischen Grenze nähern, sich daselbst Anhänger erwerben, und so sich allmählig auf Stanislas Thron schleichen, wenn es ihm nicht gelang, durch eine Vermählung mit Elisabeth den russischen zu besteigen.

Das war der in der geheimen Versammlung von Versailles beschlossene Plan, dessen Ausführung der diplomatischen Klugheit und Geschicklichkeit des Chevalier von Eon anvertraut wurde. Er selbst erzählte es kurze Zeit nach Ludwigs XV. Tode dem Grafen von Broglie in einem Briefe, den wir später mittheilen werden.

Die auf dieses Project bezügliche Unterhandlung wurde so geheim gehalten, daß kein Historiker bis jetzt nur das Geringste davon geahnt hat; man verheimlichte sie sogar vor dem Grafen von Broglie,

der doch Ludwigs XV. ganzes Vertrauen besaß. Die Pompadour, die Chevaliers von Eon und Douglas, und ein gewisser Monin, Secretair des Prinzen von Conti, waren die einzigen, welche darum wußten.

Anfangs Juni 1755 empfing der Chevalier von Eon aus der Hand des Prinzen von Conti eine vollständige Mädchenausſteuer, und reiste in dem Costüm seines erborgten Geschlechtes mit dem Chevalier Douglas ab. Er war also zugleich Mann und Weib, politischer Agent und Freiwerber; in letzterer Eigenschaft werden wir ihn bald einer so schwierigen, als sonderbaren Prüfung unterworfen sehn.

Wir geben hier die authentische Copie der Instructionen, welche der Chevalier Douglas erhielt. Sie enthält eine Uebersicht der verschiedenen politischen Fragen, welche sich an diese erste Reise knüpften, und offenbart einige geheime Mittel der damaligen diplomatischen Correspondenz.

Instructionen des Chevalier Douglas für seine Reise nach Rußland.

(1. Juni 1755.)

Die Lage Europa's im Allgemeinen, die Unruhen, welche sich in dem letzten Jahre in Polen er-

hoben, so wie die, deren Erneuerung man daselbst fürchtet, die Partie, welche der Hof von Petersburg ergriffen hat, die Wahrscheinlichkeit, daß derselbe durch Lord Williams, den Gesandten seiner brittischen Majestät bei dem Hofe von Rußland, einen Subsidientractat mit England abschließen werde, Alles verlangt, daß man den Schritten und der Lage dieses Hofes die größeste Aufmerksamkeit schenke.

Seit langer Zeit schon hat Seine Majestät daselbst weder einen Gesandten, noch Minister, noch selbst einen Consul; man kennt folglich diesen Staat fast gar nicht, um so mehr, als der Character der Nation, und der eifersüchtige, argwöhnische Despotismus des Ministeriums, die in andern Länder gebräuchliche Correspondenz nicht gestatten.

Um zuverlässige Nachrichten aus Rußland zu erhalten, hat man beschlossen, ohne öffentliche, noch geheime Qualität eine Person dahinzusenden, welche fähig ist, diesen Hof zu erforschen und Bericht darüber zu erstatten. Ein Franzose würde sich zu dem Auftrage nicht eignen. Trotz der Freundschaft, welche die Kaiserinn von Rußland noch immer für Seine Majestät hegt, würde ein Unterthan des Königs doch zu sehr von dem Ministerium in Rußland beobachtet werden, als daß

er nützen könnte, welches Vorwandes er sich auch bedienen möchte, um den Zweck seiner Reise zu verbergen.

Deshalb hat man die Augen auf den Lord .... geworfen, der, als Unterthan des Königs von Großbritannien, keinem Verdachte ausgesetzt ist.

Die guten Zeugnisse, welche man von seiner Einsicht und seinem Eifer erhalten, lassen hoffen, daß er sich dieses Auftrages mit Erfolg entledigen werde.

Er reist von hier auf die gleichgültigste Weise ab, wie ein Gentleman, der einzig seiner Gesundheit und Unterhaltung wegen reist. Da dieses viele seiner Landsleute thun, so wird es nicht auffallen. Er muß den Schein vermeiden, in Frankreich, wie auf seinen Reisen, als stehe er irgend mit den Ministern und Beamten Seiner Majestät in Verbindung, und darf nie einen derselben, wo er ihn unterwegs auch treffen mag, besuchen. Er kann mit einem einfachen Paß reisen.

Um den Fragen auszuweichen, welche die Neugierde an den deutschen Höfen an ihn richten könnte, nimmt er seinen Eingang in Deutschland am besten durch Schwaben, und reist von da nach Böhmen, unter dem Vorwande, dort zu seiner Be-

lehrung die verschiedenen Bergwerke dieses Königreichs zu besuchen. Seine mineralogischen Kenntnisse können als Vorwand dieser Reise dienen.

Von Böhmen geht er nach Sachsen, wo er aus denselben Gründen die Minen von Freiberg besucht.

Hat er hier seine Neugierde befriedigt, so reist er nach Danzig, entweder durch Schlesien, über Warschau und Thorn, oder durch das brandenburgische Pommern, indem er nach Frankfurt an der Oder, und von da nach Danzig auf dem ihm am passendsten scheinenden Wege geht.

In dieser Stadt hält er sich einige Tage auf, um die Ursache der Zerwürfniß zu ergründen, die seit mehrern Jahren zwischen Magistrat und Bürgerschaft besteht, und wo möglich zu erfahren, ob dieselben durch irgend eine fremde Macht angeschürt worden.

Von dort setzt er seine Reise fort durch Preußen und Curland, wo er ebenfalls längere Zeit bleibt, unter dem Vorwande, sich auszuruhen, eigentlich aber um zu erfahren, in welchem Zustande sich das Herzogthum befindet, was der curländische Adel von der Verbannung und Absetzung des Herzogs von Curland denkt, und welche Absichten das russische Ministerium mit diesem Lande hat. Gleichfalls unterrichtet er sich von der Art der Verwaltung, der

Einkünfte und der Justiz, und von der Anzahl der Truppen, welche Rußland daselbst unterhält.

Von Curland wird er nach Liefland gehen, und der Heerstraße bis Petersburg folgen. Sobald er ankommt, trägt er Sorge, doch ohne Affectation, die Ursach seiner Reise zu verbreiten, welche nur aus Neugierde unternommen; ferner sucht er sich Bekanntschaften zu erwerben, welche ihm Nachrichten über dasjenige geben können, was er zu wissen wünscht. Hinsichtlich der Art, wie er diese Nachsuchungen anstellt, kann er nicht vorsichtig genug sein; er darf für keine Nation eine Vorliebe zeigen. Obgleich der Grund, weshalb er England verlassen hat, ihn zu verhindern scheint, Bekanntschaft mit Lord Williams zu machen, so kann er, da dieser den Grund nicht kennt, ihn dennoch besuchen, da jeder Engländer den Gesandten Englands besuchen muß.

Er zieht so geheim als möglich Nachricht von dem Erfolg der Unterhandlungen dieses Ministers hinsichtlich der England zu liefernden Truppen ein;

Gleichfalls von der Truppenmenge, welche Rußland gegenwärtig unterhält, von dem Zustande seiner Flotte, Schiffe und Galeeren;

Von seinen Finanzen, seinem Handel, und ob die Nation mit dem jetzigen Ministerium zufrieden ist;

Von dem Credit des Grafen von Bestucheff;

Von dem Ansehn des Grafen Woronzow; von den Günstlingen; von deren Einfluß auf die Minister; von der Einigkeit oder Eifersucht, welche unter den Ministern herrscht, und von ihrem Benehmen gegen die Günstlinge; von dem Schicksale des vormaligen Czars, Prinzen Iwan, und des Herzogs von Braunschweig;

Ob Prinz Iwan geheime Anhänger hat, und ob England sie unterstützt;

Von dem Wunsche der Russen, in Frieden zu leben, und von ihrem Abscheu vor dem Kriege, besonders in Deutschland;

Von der Aussicht Rußlands auf Polen, für jetzt und für künftige Fälle;

Von seinen Projecten, hinsichtlich Schwedens;

Von dem Eindruck, welchen der Tod des Sultans Mahmud und Osman's Thronbesteigung gemacht hat;

Von den Ursachen, weshalb Graf Rasumowski, Hetman der Cosacken, aus der Ukraine zurückberufen wurde;

Was man von der Treue dieser Völker hält, so wie von der Art, wie der russische Hof sie behandelt;

Von den Gesinnungen der Kaiserinn gegen Frankreich, sowie von denen, welche ihr Ministerium

ihr wahrscheinlich einflößt, um zu verhindern, mit Seiner Majestät wieder in Correspondenz zu treten;

Von den etwaigen Parteiungen am Hofe;

Von den Subjecten, Männern und Frauenzimmern, welche das Vertrauen der Kaiserinn besitzen;

Von ihren und ihrer Minister Gesinnungen gegen die Höfe von Wien und London;

Kurz von Allem, welches Seiner Majestät nützlich oder interessant sein kann.

Er sammle alle diese Kenntnisse, so viel das wenig mittheilsame Land gestattet;

Er notiere sich alle diese Gegenstände, welche ein Memoire bilden, das er nicht eher nach Frankreich senden darf, als bis er sich außerhalb der russischen Staaten befindet, oder etwa in dem Falle, daß der schwedische Gesandte in Petersburg, den man davon benachrichtigen wird, Depeschen durch einen Courier nach Stockholm schickt, und die seinigen dann mit besorgt. Er vertraue nichts der gewöhnlichen Post an, als die Nachricht von seiner Ankunft, und die Fortschritte, welche er in Erforschung der oben angeführten Artikel macht; dazu bediene er sich einer mit ihm zu verabredenden, kurzen, allegorischen Sprache, und ihm anzuzeigender Adressen.

Glaubt er, alle nöthigen Nachrichten eingezogen

zu haben, so benachrichtige er uns davon, damit er Ordre empfange, nach Frankreich zurückzukehren, entweder auf demselben Wege, oder durch Schweden: immer unter demselben Vorwande, dort die Bergwerke zu besuchen, um fortwährend seinen Reisezweck zu verbergen, indem er stets dasselbe Ziel im Auge zu haben scheine.

Auf diese Art wird er einen so wichtigen, so delicaten Auftrag ausrichten, daß er hoffen darf, Se. Majestät werde bei andern Gelegenheiten sich seiner Talente und seines Eifers bedienen, und ihm die Belohnungen zukommen lassen, welche die Folge seiner Zufriedenheit sein werden.

Eine andere Schrift, betitelt: Supplement der Instruction, legt verschiedene, von der ottomanischen Pforte an Frankreich gerichtete Klagen, wegen der Erbauung eines Forts, die heilige Elisabeth genannt, dar, welches, den Türken zufolge, ihre Nachbarn, die Russen, auf dem Gebiete des Großherrn selbst erbauten. Man empfahl dem Chevalier Douglas, die ausgedehntesten Erkundigungen einzuziehn . . . die Russen sind seitdem immer weiter in dem Gebiete des Großherrn vorgedrungen, und haben das Fort der heiligen Elisabeth weit hinter sich gelassen.

Allegorische, mit dem Chevalier Douglas für seine Gesandtschaft nach Rußland verabredete Art zu schreiben.

(1. Juni 1755.)

Das Fundament der allegorischen Sprache ist von dem Pelzwerk hergenommen.

Der schwarze Fuchs ist Lord Williams; hat er Glück, so ist er theuer, weil man von England her Aufträge gegeben hat, schwarze Füchse zu kaufen.

Die Worte: der Hermelin ist sehr gesucht, bedeuten, daß die russische Partei vorherrscht, die Fremden also keine Macht haben. Herrscht dagegen die österreichische Partei vor, an deren Spitze Graf Bestucheff steht, so schreibt man: Auch der Wolf ist im Preise.

Der Phrase: die Zobel fallen im Preise, bedient man sich, um zu bezeichnen, daß Bestucheff's Ansehn sich vermindert; oder: sie halten sich noch immer im Preise, um auszudrücken, daß er noch immer in Gunst steht. Marderfelle bedeuten die Truppen in englischem Sold. Ein Fell bedeutet immer drei Soldaten, also zehn sind dreißig, zwanzig sechszig, u. s. w.

Hr. * * * schreibe nicht, er wolle die Felle schicken, sondern nur, daß er sie bei seiner Rückkehr mitbringen werde.

Kommt er nach Danzig, so schicke er einen seiner Bedienten nach einem in der Nähe belegenen Städtchen, um daselbst auf der Post einen Brief abzugeben, in welchem er meldet, was er in Danzig von den Mißhelligkeiten zwischen Magistrat und Bürgerschaft erfahren konnte. Dieser Brief trägt die Adresse u. s. w.

Alle Briefe sind in dem Style von Wechselbriefen zu schreiben, und je nach dem Erfolg der Nachforschungen ist zu bemerken, ob ein längerer Aufenthalt nothwendig ist oder nicht.

Kann man nichts ausrichten, so wird Hr. * * * melden, daß die Luft seiner Gesundheit durchaus zuwider sei, und daß man um Erlaubniß bäte, anderswo hinzugehn.

Soll Hr. * * * nicht nach Schweden reisen, so wird man ihm antworten, daß, da seine Gesundheit litte, man es für besser hielte, geradeswegs zurückzukehren.

Hält man es dagegen für zweckmäßig, daß er dorthin gehe, so wird man ihm dieses in Form eines Rathes wissen lassen.

Soll er zurückkommen, so wird man ihm melden, daß man hier einen Muff gefunden habe, ihn folglich bitte, keinen zu kaufen.

Alles dieses werde in sehr kleinen Characteren

und sehr kurz geschrieben, und von Hrn. * * * in eine Tabatière mit doppeltem Boden gethan, so daß Niemand Verdacht schöpfen kann.

Was den Chevalier von Eon betrifft, so lehrt er uns die verschiedenen Arten seiner geheimen Correspondenz, während seiner Reise und seines Aufenthalts in Rußland, durch nachfolgenden Brief, den er zwanzig Jahre später an den Grafen von Vergennes, Minister Ludwigs XVI. schrieb, nachdem der berühmte Beaumarchais ihn die Acte hatte unterzeichnen lassen, durch welche er für immer die Rolle und die Kleidungsstücke einer Frau annahm.

An den Herrn Grafen von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

London, den 28. Mai 1776.

Gnädiger Herr!

Bei Unterzeichnung des Vertrages zwischen Herrn von Beaumarchais und mir, am 4. November v. J., habe ich ihm einen Band in 4° von dem Buche: l'Esprit des lois, für Sie übergeben, damit der Umschlag in Ihrer Gegenwart abgenommen, und Sie die Papiere in Chiffern und ordentlichen Buchstaben,

welche darin lagen, herausnehmen könnten. Ich habe Herrn von Beaumarchais das Geheimniß dieses Umschlags gezeigt, welcher aus zwei Cartons besteht. Zwischen diese beiden Cartons legt man geheime Papiere, dann werden die Bordüren von Kalbfell darübergezogen und das marmorierte Papier darauf gelegt; legt man das Buch einen Tag unter die Presse, so enthält der Umschlag desselben eine solche Consistenz, daß selbst ein Buchbinder das Geheimniß nicht errathen kann. Dieses Buch ist dasselbe, welches mir der verstorbene Tercier während meiner ersten Reisen in Rußland sandte, um darin der Kaiserinn Elisabeth die Briefe des verstorbenen Königs sammt einer Chiffernschrift zu bringen, durch welche diese Fürstinn und ihr Vertrauter, der Großkanzler Woronzow, mit Sr. Majestät und Herrn Tercier ohne Wissen der Minister und Gesandten correspondieren könnte. Dieses Buch enthielt auch meine Chiffre mit dem Könige und Herrn Tercier, und eine andere mit dem Prinzen von Conti, Herrn Tercier und Herrn Monin. Als aber der Prinz von Conti mit Frau von Pompadour und dem verstorbenen Könige zerfallen war, empfing ich Ordre, die Angelegenheit dieses Prinzen nur langsam zu betreiben. Ich erhielt eine neue Chiffre, um allein mit dem Könige, Herrn Tercier und dem Grafen von Broglie in

Versailles zu correspondieren, und in St. Petersburg einzig mit der Kaiserinn Elisabeth und ihrem Kanzler Woronzow, mit dem positiven Befehle des Königs, daß weder die Minister zu Versailles, noch selbst der Marquis de l'Hôpital, welcher 1757 zum Gesandten in Rußland, und ich zum Gesandtschaftssecretair ernannt wurde, etwas davon ahnten.

Ebenfalls hatte ich Ordre vom Könige, ihm alle Depeschen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten nebst den Antworten des Gesandten, sammt meiner Meinung darüber, zu übersenden, was ich sowohl in Rußland, als in England getreulich ausführte. Ich bediente mich dieses nämlichen Buchs auf meinen verschiedenen Rückreisen nach Frankreich, um die geheimsten Papiere zurückzubringen, welche die Kaiserinn und ihr Kanzler Woronzow mir für Se. Majestät, den Prinzen von Conti und Herrn Tercier anvertrauten.

Nie erfuhr Jemand außer den interessierten Personen etwas von dieser politischen Intrigue, welche im Jahre 1755 von dem Prinzen von Conti und Herrn Tercier angefangen, und allein von Douglas und mir ausgeführt wurde; selbst Graf von Broglie und der Baron de Breteuil haben nur sehr wenig davon erfahren.

Gern wüßte ich, ob die Decke des Buchs in

Ihrer oder Ihres Geheimsecretairs Gegenwart geöffnet worden ist.

In der linken Klappe, da, wo das Buch anfängt, lag eine genaue Copie (in Chiffern) einer geheimen Ordre des Königs, vom 3. Juni 1763 *), an mich adressiert, auf einem Stück Velinpapier; in der rechten Klappe, am Ende des Buchs, lag ein Stück Pergament, welches ein Memento der geheimen Ordre des Königs, eine geheime Note für meine Familie nach meinem Tode, u. s. w., u. s. w. enthielt.

Chevalier von Eon.

Gar vieles hatte sich seit der Epoche, als die erste Reise geschah, bis zu der, in welcher dieser Brief geschrieben wurde, ereignet.

Wie ihre Instructionen befahlen, durchzogen unsre reisenden Diplomaten Deutschland wie ächte fahrende Ritter, und überall bewies der gute Schotte seiner Begleiterinn eine außerordentliche Aufmerksamkeit und Galanterie.

Sie besuchten alle Höhlen, stiegen in alle Bergwerke hinab, und Fräulein von Eon machte mit

*) Wir werden später davon reden.

Hülfe ihres Cicerone bald einen vollständigen Cursus der Mineralogie. Sie wußte auf den ersten Blick ein Urgestein von einem secundären zu unterscheiden, kannte Blende, Quarz, Feldspath, Talk, Jaspis, Anthracit, Serpentin, reinen und durchzogenen Granit, Granit mit Gneis, Porphyr und Hornblende vermischt; Gyps-, Schwefel-, Phosphor- und Moorerde, die Lager von Fossilien, die Kalk- und Kieselager, kurz alle Eintheilungen, Unterabtheilungen und technischen Ausdrücke, welche die Wissenschaft des Geologen und seine barbarische Terminologie bilden.

Von Niedersachsen aus wandte Douglas sich nach Neu-Strelitz, um die Familie des ihm persönlich bekannten verstorbenen Herzogs zu besuchen, von der er eine nützliche Empfehlung oder ein Mittel zu erhalten hoffte, sich indirect dem Hofe von St. Petersburg vorzustellen. Zugleich wollte der vorsichtige Schotte sich dadurch, daß er seinen Begleiter in vornehme Gesellschaft brachte, sich von der Vollkommenheit seiner Metamorphose überzeugen.

Die Herzogliche Familie nahm die Reisenden freundlich auf, und war äußerst höflich gegen die junge interessante Französinn, welche der Chevalier Douglas für seine Nichte ausgab. Kein Argwohn, kein Zweifel: die Verkleidung ist vollkommen. Der verstorbene Herzog hatte mehrere Töchter hinterlassen.

Die eine derselben, eine von den jüngsten, hieß Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz. Sobald die kleine Prinzessinn die Nichte des Schotten sah, fühlte sie sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen. Nach einer Stunde setzte sie sich auf ihren Schooß, hing sich an ihren Hals, brachte ihr ihre Zeichnungen, ihre Nähtereien, führte sie durch den ganzen Palast, in den Park, durch alle Zimmer, und bis in ihre Schlafkammer, um ihr alle Annehmlichkeiten ihrer Wohnung zu zeigen. Dabei wurde denn Niemand verlegener und unruhiger, als der Chevalier Douglas. Die junge Prinzessinn war bald vierzehn Jahre alt, schön wie ein Engel und rasch wie eine Gazelle; er fürchtete also stets, der Wolf möchte einmal seine Rolle vergessen und über das unschuldige Lamm herfallen, und saß, so oft sie sich entfernten, wie auf Kohlen; aber die Kleine hatte ihrer Freundinn stets etwas Neues zu zeigen, die sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt diesem tête-à-tête hingiebt, welches sie benutzt, um bald den schönen Hals, bald die schöne Hand, hier die schöne Wange, dort die schönen Augen, weiterhin endlich den schönen Mund ihrer schönen Wirthinn zu küssen. Der Bösewicht sucht also so viel als möglich die Vortheile seiner Masquerade zu benutzen. Während dem vergießt der Schotte dicke Schweißtropfen und schwört,

daß ihm dieses nicht wieder begegnen solle. Um daher seinen Qualen ein Ende zu machen, entschließt er sich, früher Abschied zu nehmen, als er wollte, ruft seine Nichte, die in irgend einem Bosquet versteckt war, faßt sie dann bei der Hand, und drückt dieselbe so heftig, als fürchte er, sie würde sich abermals entfernen. Er eilte, sich wieder auf den Weg zu machen. Unser Held freilich hätte seinen Aufenthalt in Strelitz gern verlängert, aber sein Begleiter war unerschütterlich, und widerstand mit dem phlegmatischen Gleichmuth eines Engländers den Schmeicheleien und Bitten der jungen Prinzessinn. Sie mochte so liebenswürdig schmollen, daß es einen Felsen erweicht haben würde, der Schotte ließ sich nicht bewegen. »Wollen Sie durchaus nicht bleiben,« sagte die Mecklenburgerinn ärgerlich, »so müssen Sie wenigstens warten, bis ich einen einzigen Brief an eine meiner Freundinnen geschrieben habe, welche sich in Petersburg befindet. Ihre Nichte wird ihr denselben eigenhändig übergeben, nicht wahr?« Dann zog sie den Chevalier bei Seite: »Sie erzählen ihr von mir, und jene schreibt mir von Ihnen. Auf diese Weise werden wir uns nicht vergessen.«

Der Chevalier von Eon schloß entzückt das reizende Kind in seine Arme, trotz der Winke seines Be-

gleiters, der ihn heftig am Kleide zupfte ... Als er sich endlich entfernt, und die moralischen Vorlesungen, mit welchen ihn sein Mentor sehr katonisch regalierte *), hingenommen hatte, untersuchte er neugierig den ihm von der Tochter des Herzogs übergebenen Brief. Er wandte ihn mit einer Art Wohlbehagen nach allen Seiten, ergötzte sich an den zarten Schriftzügen der Adresse, und las: An Mademoiselle Nadège Stein, Ehrenfräulein Ihrer Majestät, der Kaiserinn aller Reussen.

Dieses zufällige, aus einem gelegentlichen Zusammentreffen hervorgegangene Ereigniß wird mehr als eine Folge haben und in dem Leben des Chevalier von Eon mehr als eine Spur zurücklassen.

---

*) Siehe eine Epistel des Chevalier Douglas an den Chevalier von Eon, welche wir etwas weiterhin mittheilen werden.

Sechstes Capitel.

Conjecturen wegen der Reise des Chevalier von Eon. — Er ist Mannweib und Weibmann. — Ankunft in Rußland. — Plötzliche Rückkehr des Chevalier Douglas. — Sir Williams Hambury. — Bestucheff-Riumin und Michel von Woronzow. — Von Eon wird Elisabeth vorgestellt. — Er wird Vorleserinn der Czarinn. — Geheime Anekdoten des russischen Hofes. — Elisabeth, ihre Rachsucht, Frömmigkeit und ihre Liebschaften. — Eudoxia Lapukin erhält kurz vor ihrer Niederkunft die Knute und ihre Zunge wird mit einem glühenden Eisen durchstochen. — Der Trompeter. — Catharina die Große, Peter III. und Stanislas Poniatowski. — Aufklärung der geheimnißvollen Geburt Paul's I. — Zusammenkunft des Chevalier von Eon mit Madège Stein.

Die Abreise des Chevalier von Eon war für seine Freunde der Gegenstand neuer, unerschöpflicher Conjecturen. Er hatte das Geheimniß derselben der Familie Dons-en-Bray, dann der schönen Gräfinn

von Rochefort anvertraut; diese den Damen von Gisors und von Brissac, welche es dem Herzoge von Nivernais, ihrem Bruder, in das Ohr sagten, dieser theilte es einem Freunde mit, der einem andern, stets unter dem Siegel der Verschwiegenheit .... Nach einiger Zeit waren zwanzig Personen gemeinschaftlich von dem Geheimnisse unterrichtet, welches jeder allein zu kennen glaubte. Auch fiel bei dem ersten Worte der Schleier von allen Seiten, und das Gespräch darüber hatte freien Lauf. Sollte der vorgebliche Chevalier wirklich ein Frauenzimmer sein? .... Wenn er sein Geschlecht verheimlicht hätte! ... Wenn seine Freunde gerade die zuerst Betrogenen wären! .... Besaß einer von ihnen bestimmte Beweise? ... Wer hatte sich mit Hand und Auge überzeugt, wie der ungläubige Thomas? ... Eine politische Mission in einer Verkleidung war aber so sehr außer allen Regeln der Schicklichkeit und diplomatischen Gebräuche, als diese wunderbare Geschicklichkeit im Verkleiden die Grenzen jeder Möglichkeit überstieg. Daran reihten sich denn die Schlüsse aus seiner weiblichen Zurückhaltung, jener anomalen Schamhaftigkeit, welche der junge Eon bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, und seiner Asthenie bei den lockendsten Versuchungen. Und daraus

ergab sich denn vernünftiger Weise das Endresultat: »der Chevalier ist kein Mann.«

So wurde er transsubstantiiert, ohne es zu wissen: ein Mann durch die Natur, wurde er durch die Logik zu einem Weibe gemacht. Und die Gräfinn von Rochefort lachte aus vollem Herzen, behielt aber den Beweis, womit sie alle diese Syllogismen umstoßen konnte, weislich für sich.

Andere endlich, welche eines Theils nicht fassen konnten, daß der Chevalier von Eon sich so vollkommen umgestalten könne, wenn er nicht ein Frauenzimmer sei, und andererseits nicht begriffen, daß er mit so männlichem Eifer das Rendezvous von Versailles angenommen habe, wenn er nicht ein Mann sei, schmiedeten Beides zusammen, und bildeten daraus eine Art Monstrum, einen Hermaphroditen. Daraus entstand jenes neue Gerücht, dessen der Chevalier von Eon selbst in einem seiner Briefe an den Grafen von Broglie erwähnt; denn er war ein lebendes Problem, und, seltsames Mißgeschick! die Ballnacht, so geeignet die Lösung zu geben, hatte das Räthsel mit einem neuen Schleier umgeben! . . .

Indeß durchzogen unsere Reisenden, ihrem Wegweiser getreu, Preußen, Curland, Liefland u. s. w., und gelangten endlich ohne Unfall nach St. Peters-

burg. Es war hohe Zeit! . . . Absoluter Gebieter an diesem Hofe, glaubte England, die Zeit der Aerndte sei da, und die Frucht seines, durch Freigebigkeit angesponnenen Verrathes reif. Bestucheff-Riumin hatte die Maske abgeworfen: in Uebereinstimmung mit Sir Williams, dem brittischen Gesandten, hatte er von Elisabeth einen Offensiv- und Defensiv-Allianz-Tractat, als Erneuerung des zwölf Jahre vorher abgeschlossenen, rein defensiven Tractats zwischen England und Rußland, unterzeichnen lassen. Durch letztere Acte verpflichtete sich Rußland, nach Hannover oder einem andern Theile von Deutschland fünf und funfzig tausend Mann Soldaten, nämlich fünf und vierzig tausend Mann Infanterie und zehn tausend Mann Cavallerie, zum Dienste Englands zu schicken.

Dagegen verpflichtete sich dieses, seinem Alliirten jährlich eine Summe von 100,000 Pf. Sterling zu zahlen. So war Elisabeth schon politisch gebunden, als unsere beiden pseudonymen und pseudomorphosierten Diplomaten an ihren Hof kamen, und keinen andern Talisman hatten, als der Eine seinen Namen eines Engländers und seiner mineralogischen Sammlungen, und der Andere seinen falschen Rock, vier und zwanzig Jahre, und . . . die Hoffnung!

Der Schotte wurde gleich anfangs angehalten. England hatte damals einen Repräsentanten in Ruß-

land, dessen Namen wir bereits genannt haben: Sir Williams Hambury. Dieser Mann besaß einen eben so furchtbaren Scharfsinn, als durchdringenden Geist. Er war der Gesandte, welchen die Schlauheit an die Ueppigkeit gesandt hatte. Der erwählte Repräsentant Beider, vereinte er die Schamlosigkeit des Cabinets von St. James mit der Unkeuschheit der Boudoirs Elisabeth's *). Argwöhnisch bis zum Uebermaß, gegen jeden Fremden mißtrauisch, erließ er ein Gesetz der strengsten Etikette, daß kein Engländer Zutritt zu dem russischen Hofe habe, als wenn er von ihm vorgestellt würde. Und dieses Gesetz wurde strenge gehandhabt. Auch Douglas mußte sich demselben unterwerfen, und stellte sich kühn zur Untersuchung, da er wußte, daß er dem brittischen Censor persönlich nicht bekannt sei. Aber schon das war ein Grund, ausgeschlossen zu werden: die englische Intoleranz hält Alles für verdächtig, was sie nicht kennt, und verdammt Alles, was sie für verdächtig hält . . .

Der Schotte war nicht im Stande, die von dem Leoparden von St. James bewachte Schwelle zu überschreiten. Es gab also kein anderes Mittel,

*) Die Herzoginn von Abrantes hat das Portrait dieses Diplomaten in ihrem bewunderungswürdigen Buche über Catharina II., welches Jeder gelesen hat und wir noch öfter anführen müssen, mit Meisterhand gezeichnet.

als zum Rückzuge zu blasen, und er ging, nachdem er die französische Regierung benachrichtigt, wieder fort, wie er gekommen war.

Während er jedoch im Hafen scheitert, ist der Chevalier von Eon glücklicher. Er wurde von einem alten Matrosen beschützt, der diesen Hafen kannte: von dem Grafen Michel von Woronzow, Vice-Kanzler des Reichs. Bestucheff-Riumin's Substitut, war dieser Greis in jeder Hinsicht sein Gegentheil; der Kanzler war roh, ungebildet, launig und bestechlich; der Vice-Kanzler sanft, gebildet, freundlich, edel und unbestechlich. Von Elisabeth geliebt, von der sein Rival gefürchtet wird, durch Neigung eben so weit in ihrer Gunst gelangt, als jener durch Gewohnheit, zum Rathe derjenigen berufen, welche Bestucheff wider ihren Willen beherrscht, folgt Woronzow einer Politik, welche der seines Antagonisten durchaus entgegen ist. Er gehört zu denen, welche seit langer Zeit den Bruch mit Frankreich beweinen, und mit aller Kraft dahin arbeiten, die unterbrochene Verbindung zwischen beiden Ländern wieder herzustellen. Er steht an der Spitze der russisch-französischen Partei, wie Williams an der der russisch-englischen. Der Eine hat den schwachen, geheimen Wunsch Elisabeth's, der Andere den starken Willen Bestucheff's für sich.

Woronzow hat dem Hofe von Versailles seine Ergebenheit ahnen lassen, aber insgeheim und mit Vorsicht; denn ein entdeckter Brief kann ihn in eine Festung oder nach Sibirien bringen. Ohne den Muth zu verlieren, verbürgt er sich für Elisabeth's Sympathie, die freilich dem Erlöschen nahe war; aber so schwach der Funke auch sein mochte, er ist den durchdringenden Augen des Vice-Kanzlers nicht entgangen, ist von ihm wieder angefacht worden, und der gewandte Hofmann hatte eben die sterbende Flamme sich wieder beleben gesehn, als der Chevalier von Eon sich ihm vorstellte.

Eben von dem Vice-Kanzler Rußlands hofften Ludwig XV., der Prinz von Conti und die Pompadour, daß er ihre Bothschafterinn direct zu Elisabeth führen würde; an ihn ist Fräulein von Beaumont adressiert und empfohlen, mit ihren unter dem Corset versteckten Vollmachten, einem zwischen den Sohlen ihres kleinen Schuhs verborgenen Erläuterungsbriefe und einem Geheimbriefe Ludwigs XV. an die Selbstherrscherinn unter dem geheimnißvollen Einbande eines vergoldeten Montesquieu.

Alles glückte nach Wunsch, und während Sir Williams und Bestucheff ihr Auge nach der Grenze richteten, um den langsam sich entfernenden Chevalier Douglas zu verfolgen, bemerkten sie nicht, daß der

selbe den besten Theil seiner Contrebande in St. Petersburg gelassen hatte. O, welch ein Gesicht würde der alte Bestucheff gemacht haben, hätte er dieses geahnt.

Elisabeth fand das Auskunftsmittel ihres sehr geliebten Bruders Ludwigs XV. würdig, und lachte herzlich darüber. Die Sache des Chevalier von Eon war schon halb gewonnen. Indeß konnte die Czarinn noch nicht an diese Vollkommenheit der Verkleidung glauben, und sich überreden, daß die hübsche Chevalière, die sie vor sich sah, ein schöner Chevalier sei. Vergebens betheuerte dieser mit niedergeschlagenen Augen seine Männlichkeit; vergebens zeigte Woronzow vertraute Briefe aus Versailles vor, Elisabeth war und blieb ungläubig. Wie dem auch sei, um allen Verdacht zu vermeiden, und die zum Gelingen der Unterhandlung nothwendigen Zusammenkünfte zu erleichtern, um öfter und vertraulicher über die gemeinschaftlichen Interessen plaudern zu können, und vielleicht noch aus andern Gründen, welche sie nicht sagte, beschloß Elisabeth, Fräulein von Beaumont solle in ihrem Palaste wohnen und in der Eigenschaft einer geheimen Vorleserinn an ihre Person attachiert werden. Eins der Privilegien dieser Charge war, zu jeder Stunde in die Gemächer der Kaiserinn zu gehen und daselbst zu bleiben.

Als der Chevalier von Eon selbst Elisabeth diesen interessanten Theil seiner Vorrechte erklären hörte, konnte der Unschuldige sich des Erröthens nicht erwehren. An demselben Abende schon trat er seinen Dienst an, und brachte die Nacht in dem Palais der Czars zu.

Fräulein von Beaumont hatte am folgenden Morgen kaum ihre Toilette beendet, als Woronzow sich melden ließ, und sagte, als sie allein waren: »Dieser Hof, lieber Freund, ist eine neue Welt für Sie; Sie bedürfen folglich einiger Auskunft über das Terrain, auf welches Sie den Fuß setzen sollen. Es ist ein schlüpfriger, gefährlicher Boden, auf welchem man ohne Stütze nur zu leicht fällt. Vertrauen Sie daher den Lehren meiner sechszigjährigen Erfahrung; morgen kann ich Ihnen nur noch durch meine Wünsche nützen .... denn das geringste Zeichen eines Verständnisses zwischen uns würde Alles verrathen. Wir dürfen uns also von heute an nicht mehr kennen.«

»Sie haben die Kaiserinn gesehn .... sind verwirrt, verführt worden; denn ihr schmeichelnder Blick, ihre Honigworte haben Sie von dem ersten Augenblicke an gewonnen. O, ich habe Sie studiert! und weil ich diese Wirkung der ersten Zusammenkunft sah, hielt ich diese Unterredung für nothwendig. Ich

komme, das Gleichgewicht in der Wage wieder herzustellen. Ihre Augen sind verblendet worden; ich will die Wolke entfernen, die uns in das Verderben stürzt, indem sie Ihre Augen verblendet. Sie haben bis jetzt mit dem Herzen geurtheilt, mein Freund: aber das Herz ist fast immer ein schlechter Rathgeber in der Politik; tritt man in Paläste, so muß man es einsperren. Dort muß allein der Verstand, der kalte, berechnende Verstand unser Führer sein; er allein muß die Menschen und Dinge beurtheilen; denn an den Höfen giebt es keine Empfindungen, sondern nur Interessen. Merken Sie sich's, hier ist Alles Spiel, und jeder Spieler ist ein Betrüger.«

»Ich komme auf die Kaiserinn zurück. Unter der Miene scheinbarer Gutmüthigkeit verbirgt sie einen durchdringenden Verstand. Hat man sich nicht im Voraus gegen ihren Blick gepanzert, so schleicht er sich in die Brust ein, und wenn Sie es bemerken, ist es schon zu spät. Auch ihre Güte ist nur eine Maske, ein Firniß. In Ihrem Frankreich zum Beispiel, und in ganz Europa hat unsre Kaiserinn den Beinamen »die Milde.« Als sie den Thron bestieg, schwur sie auf das Bild des heiligen Nicolas, daß Niemand unter ihrer Regierung hingerichtet werden solle. Sie hat buchstäb-

lich Wort gehalten, und noch ist in der That kein Kopf abgeschnitten; wohl aber zweitausend Zungen, zweitausend Paar Ohren. Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte der unglücklichen Eudoxia Lapukin? . . . . Sie hatte sich vielleicht gegen Ihre Majestät vergangen; aber das Schlimmste war, daß sie ihre Nebenbuhlerinn und schöner als sie war. Elisabeth ließ ihr die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohren und von dem Henker zwanzig Knutenstreiche geben, und die Unglückliche war schwanger und ihrer Niederkunft nahe! Dann wurde sie mit ihrem Sohne und Gemahl nach Sibirien verwiesen. Nach dem Beispiele der Kaiserinn haben sich auch die Gouverneurs der Provinzen, wie Tartüffe mit dem Himmel, mit dem heiligen Nicolas abzufinden gewußt. Strenge Befolger des kaiserlichen Worts, es mit schneidender Treue erfüllend, tödten sie ihre Feinde nicht . . . . aber sie hängen sie mit den Beinen oder Armen an Bäume, bis sie von selbst sterben, oder nageln sie kreuzweis auf Bretter, und überlassen sie so dem Lauf der Ströme, welche durch die Wüsten fließen. Und das findet noch jetzt in unsern Provinzen Statt, von Elisabeth geduldet und von Bestucheff unterstützt. Eine solche Regierungsform umzustoßen zu suchen, ist nicht Ehrgeiz, sondern Patriotismus,

Menschlichkeit. In dem Privatleben Elisabeth's finden Sie dieselben Widersprüche wie in ihrem politischen Leben. Bald gottlos, bald fromm, ungläubig bis zum Atheismus, bigot bis zum Aberglauben, bringt sie oft stundenlang vor einem Bilde der heiligen Jungfrau auf den Knieen zu, und fragt dieselbe .... aus welcher Gardecompagnie sie ihren Geliebten heute nehmen soll, aus den Préobrajinski, den Ismaeluski, den Simeonuski, den Kalmücken oder den Cosaquen?«

»Solcher Liebhaber hat sie bisweilen zwei und mehrere; doch nur Einer ist jedesmal officiell, wie in diesem Augenblicke der Kämmerling Iwan Iwanowitz Schwalow. Bis jetzt ist er zwischen uns und unsern Feinden neutral geblieben; wir müssen daher auf jede Weise ihn zu gewinnen suchen.«

Nachdem der Vice-Kanzler nun Bestucheff und Sir Williams gezeichnet, fuhr er fort: »Nun bleiben noch die Großfürstinn Katharine, der Großfürst Peter, ihr Gemahl, und Stanislas Poniatowski übrig, alle drei mit Bestucheff und Sir Williams verbündet, alle drei gegen uns coalisiert.«

»Die Großfürstinn ist romanhaft, leidenschaftlich; sie hat ein glänzendes Auge und den Blick eines wilden Thiers. Ihre Stirn ist hoch, und

irre ich mich nicht, so steht auf dieser Stirn eine lange furchtbare Zukunft geschrieben. Sie ist zuvorkommend, freundlich; nähert sie sich mir aber, so bebe ich zurück aus einem Instinct, dessen ich nicht Herr werden kann. Ihre Hand kommt mir wie eine Tigerkralle vor, ihr ewig lächelnder Mund ist verzerrt, macht mir Furcht; sein Lachen verwundet wie eine Drohung. Ich weiß nicht, ob ein Vorurtheil mich verblendet: Katharine ist Sir Williams Zögling, und ich fürchte, sie ist ihres Lehrers würdig.«

»Peter, ihr Mann, ist ein Narr. Er hat sich zum Affen Friedrichs II. gemacht. Seine an sich groteske Physiognomie hat er mit einem dreieckigen Hute geschmückt, und gleicht so dem Könige von Preußen, wie der Orang-Utang einem Menschen. Er ist ein lächerlicher Wahnsinniger, den wir schonen müssen; übrigens ist er, wie rauh und abstoßend auch im Aeußern, doch gutmüthig und zart im Innern. Man hat ihm einige holsteinische Recruten mit Leib und Seele übergeben, arme Teufel, welche er mit unendlichen Exercitien und Manoeuvres quält, und vom Morgen bis zum Abend unerbittlich paradieren läßt.«

»Also ist der Erbe der moscovitischen Krone

im Herzen preußisch, und seine Frau brittisch?« fragte von Eon.

»Wir aber sind Russen,« sagte Woronzow, indem er sich stolz aufrichtete, »und werden es trotz unsrer Fürsten sein. Vergebens glauben Preußen und England unsre Zukunft zu kaufen, indem sie unsre zukünftigen Fürsten erkaufen. Der Stamm einer prädestinierten Nation ist stark und lebendig; er weiß selbst aus den Abscheulichkeiten zu seinen Füßen Säfte zu ziehn. So wird es Rußland machen! In der Wiege schon furchtbar, hat es mit seinen kleinen Händen alle Schlangen erwürgt, welche seine verschiedenen Feinde ihm sandten. England zuerst hat in ihm den Herkules geahnt, und um ihn zu entnerven, ihm die goldstrotzende Brust gereicht, aus der er mit der Milch zugleich Gift einsaugen sollte. Aber England täuscht sich; sobald das Kind seine Windeln zerreißt und heranwächst, wird es die Arme ausstrecken und als erste Beute seine Amme verschlingen.«

»Stanislas Poniatowski ist, wie ich Ihnen gesagt habe, Katharine's Geliebter. Sir Williams hat ihr denselben gegeben. O, der Engländer ist vorsichtig und sorgt für alle Bedürfnisse seiner Schützlinge. Die Ergebenheit des Günstlings und seiner Geliebten gegen die brittischen Interessen ist

also eine Handlung der Dankbarkeit. Da Sir Williams den Großfürsten, dessen Sympathie nach einer andern Seite inclinierte, nicht zu sich herüberziehen konnte, so hatte er zwischen Mann und Frau einen jungen schönen polnischen Staroſten geschoben, beauftragt, sich in die Risse eines bereits aus den Fugen gegangenen ehelichen Verhältnisses zu drängen, wie der Epheu in die Spalten einer zerfallenden Mauer. Der Engländer hatte eine satanisch glückliche Hand .... Die Großfürstinn ist schwanger und das Kind ist nicht vom Großfürsten, denn Peter ist impotent.«

»Wer ist denn aber sonst,« fragte der Chevalier von Eon, »der Vater des Czarowitz Paul, des Erstgebornen Katharina's.«

»Vor dem Gesetz der Großfürst; in den Augen der Leute der Kämmerling Soltikoff, in den Augen Elisabeths und Gottes aber weder der Eine noch der Andere.«

»Was soll das heißen?«

»Es ist ein tief verborgenes Geheimniß, das ich Ihnen nicht enthüllen wollte; aber die Kenntniß desselben kann unsern Interessen nützlich sein: ich will es Ihnen offenbaren. Sie wissen ohne Zweifel, daß die Czarinn Mutter mehrerer Kinder ist?«

»Nicht eine Sylbe,«

»Sie hat deren acht.«

»Acht Kinder! . . . . «

»Eine ihrer Favoritinnen hat dieselben, aus Rücksicht für ihre Gebieterinn und die öffentliche Moral, so wie sie kamen, als die ihrigen anerkannt, und die geschäftige Kammerfrau sieht nun diese kaiserlichen Früchte unter dem Fittich ihre pseudonymen Mutterschaft heranwachsen. Aber wenn Elisabeth auch einwilligte, den Kindern ihre Zärtlichkeit zu entziehen, so willigte sie doch minder leicht ein, dieselben hinsichtlich des Thrones zu enterben. Sie dachte wahrscheinlich, der Königsname wäre in ihren Augen mehr als eine Mutter, weil er für sie mehr als ihre Kinder gewesen war! . . . Da ging sie mit demjenigen schwanger, welcher jetzt Letztgeborner ist, und beschloß, auf ihn die Krone zu vererben.

Der muthmaßliche Erbe, Peter, hatte in den acht Jahren seiner Ehe keine Nachkommen gehabt, und es hieß, er würde auch keine bekommen. Seine Frau, die Großfürstinn Katharina, welche seitdem . . . . Aber damals war sie verständig: das Feuer glimmte unter der Asche, noch hatte kein Hauch es zur Flamme angefacht. Das übernahm Elisabeth. Eines Morgens tritt Bestucheff kalt bei Katharina ein, und

erklärt, daß sie, auf Befehl der Kaiserinn, Mutter werden müsse, indem er mit der einen Hand auf den jungen, schönen, liebenswürdigen Grafen Soltikoff, mit der andern auf Sibirien weist .... Die Kaiserinn war erst seit einem Monat und zwar sehr geheim mit ihrem achten Kinde niedergekommen, als die Großfürstinn öffentlich ihr erstes gebar. Beide waren männlichen Geschlechts. Kurze Zeit nachher wurde geschickt eine mysteriöse Verwechselung veranstaltet. Der Sproß der Czarinn trat bei einer Amme, welche durch Gold gefällig und durch die Androhung eines glühenden Eisens verschwiegen gemacht war, an die Stelle des Sohnes des Großfürsten.«

»Als Katharina sich, sobald sie auf der Besserung war, ihren Neugebornen bringen ließ, konnte man nichts sagen, als etwa, daß das Kind für sein Alter sehr stark sei. Was Soltikoff betrifft, der in seiner Vaterschaft getäuscht war, wie Peter in der seinigen, so entfernte Elisabeth ihn plötzlich, schickte ihn nach Stockholm, dann nach Hamburg. Katharina hatte ihr Kind mit Kälte und Widerstreben gesehn. Sie liebte es nicht.*)«

*) Dieses erst jetzt offenbarte Geheimniß der Verwechselung erklärt die mütterliche Zärtlichkeit, welche Elisabeth ge-

Der Chevalier von Eon schwieg erstaunt bei den Gräueln, welche ein Greis nach langjähriger Erfahrung vor ihm enthüllte.

»Jetzt,« fuhr er fort, »ist Ihre Instruction ziemlich vollständig und meine Lection zu Ende. Eins vergaß ich noch,« fügte er dann hinzu. »Ihre Majestät ist sehr epicuräisch. Sie liebt die starken Liqueurs außerordentlich, ja bis zu dem Grade, daß sie oft unter den Convulsionen einer phrenetischen Wuth niederstürzt. Dann muß man Kleid und Corset aufschneiden: sie schlägt Diener und Frauen; das sind menschliche Schwächen, welche mit dem kaiserlichen Mantel bedeckt werden müssen. Geschieht dieses, so sagt man, die Kaiserinn habe ihre Vapeurs. Vergessen Sie das Wort nicht,

---

gen den Czarowitz hegte, dessen Mutter sie verabscheute, und den unbegreiflichen Abscheu dieser Letztern vor dem Kinde eines Geliebten, den sie lange Zeit beweinte. Man weiß in der That, daß Elisabeth stets zitterte und wie durch einen Zauber Katharinen verzieh, sobald diese drohte, mit ihrem Kinde zu entfliehen; während die Großfürstinn, nachdem sie Kaiserinn geworden, zwanzig Mal in Versuchung war, die Rechte eines verabscheuten Erben dem Ehrgeiz eines Günstlings aufzuopfern. — Diese auf Paul's I. Geburt bezügliche Anekdote schien uns von hohem Interesse, sowohl weil sie verbürgt ist, als wegen ihrer historischen Wichtigkeit und Neuheit.

damit Sie, wenn die Kaiserinn in Ihrer Gegenwart von solch einem Zufall betroffen würde, den decenten, dieser Krankheit nun einmal gegebenen Namen wissen. Leben Sie wohl.«

Der Chevalier erhob sich; er mußte Luft schöpfen, um die Wolke mephitischer Ausdünstungen zu zerstreuen, welche Woronzow's Worte rings aufsteigen gemacht hatten. Nachdem er daher einige Gänge mit der an seinen Dienst attachierten Gesellschaftsdame, einem Gegenstück jener alten Kammerfrau der Gräfinn von Rochefort, gemacht hatte, entfernte er die ihn belagernden Gedanken: nachdem sein Geist ihren unreinen Kreis verlassen, wandte er sich nach dem Engel der Unschuld, dessen jungfräuliche Stirn er in dem Schlosse zu Strelitz geküßt hatte, und von der jungen Sophie Charlotte führte sein Gedächtniß ihn plötzlich zu dem Briefe, welchen die Prinzessinn ihm für ihre Freundinn in St. Petersburg mitgegeben.

»Kennen Sie,« fragte er seine Begleiterinn, »ein junges Mädchen, Namens Nadège Stein?«

»Ja, Madame. Sie ist eine der Ehrenfräulein Ihrer Majestät. Ihr Vater ist im Dienste Rußlands gestorben, und unsre Monarchinn hat die junge Waise zu sich genommen.«

Der Chevalier kehrte in seine Wohnung zurück,

nahm den Brief der Prinzessinn, und ließ sich zu Nadège Stein führen.

Nadège war funfzehn Jahre alt. Als er sie erblickte, glaubte er die Zwillingsschwester Charlotte's zu sehn, so sehr glich sie ihr an Schönheit, Anmuth und Herzensreinigkeit. Nur war die Eine blond, und hatte große blaue Augen, während die Haare, wie goldene Seide, über ihren schönen Hals und die runden Schultern flossen. Die Andere ist braun, mit leuchtenden Augen, dunkel und süß wie sie; ihr Haar wallt auf dem schlanken Halse und fällt in dicken Locken auf den Rücken und die etwas magern, doch breiten und marmorweißen Schultern herab. Charlotte ist klein und zart, ihre Formen haben noch jene weichen, harmonisch gebogenen Linien des ersten Jugendalters. Nadège ist größer, schlanker, ihre Taille stärker; die Züge des Gesichts sind etwas männlich, die Muskeln hervorspringender, die Linien eckiger. Man sieht bei ihr die Pubertät unter der Kindheit, das Weib unter dem jungen Mädchen hervorbrechen. Die Haut jener ist zart, flaumartig, rosig und durchsichtig; das Blut bewegt sich darunter wie unter einem zarten Netze. Bei dieser ist die Haut consistenter — ein natürliches Zeichen der Kraft und Reife. Beide sind lachlustig, beide lebhaft, ja ausgelassen; aber

in der erstern ist es die Lebhaftigkeit des Vogels, welcher hüpft und fliegt; in der zweiten die Elasticität der Hindinn, welche ungestüm, feurig dahineilt. Kurz, ist die Eine eine Deutsche, so sollte man die Andere für eine Spanierinn oder Italienerinn halten.

Kaum hatte Nadège den Brief der Prinzessinn gelesen, als sie der Ueberbringerinn die Arme entgegenöffnete und rief: »Charlotte trägt mir auf, Sie zu umarmen; kommen Sie in meine Arme! o, weil jene Sie liebt, so muß ja auch ich Sie lieben!« Und der Chevalier empfing mit Freuden einen Kuß, den er sich beeilte, zu erwidern.

Nach Verlauf einer Stunde waren das junge Mädchen und er intime Freundinnen! . . . .

Siebentes Capitel.

Erste diplomatische Conferenz des Chevalier von Eon und der Kaiserinn Elisabeth. — Unerwartete Wendung derselben. — Verlegenheit des Chevalier von Eon. — Er zieht sich nicht mit Ehren heraus. — Sieg und Täuschung der Czarinn. — Das Compensationssystem. — Elisabeth und Iwan Iwanowitz Schwalow. — Der Chevalier von Eon und die junge Nadège Stein.

Als Fräulein von Beaumont in ihre Wohnung zurückkehrte, wurde sie benachrichtigt, daß sie sich nach dem Abendzirkel bei der Kaiserinn einzufinden habe, und daß ihr Amt einer geheimen Vorleserinn mit dem heutigen Abend begönne.

Der Weg war gebahnt; die Schwierigkeit liegt also nur darin, glücklich das Ziel zu erreichen. Um sich vorzubereiten, ruft er sich alle ihm gegebenen Vorschriften in das Gedächtniß zurück, und wieder-

holt sich die verschiedenen Punkte seiner Instructionen:

1) Der Czarinn das Vortheilhafte einer Verbindung mit Frankreich zu zeigen.

2) Ihre Neigung zu Ludwig XV. wieder zu beleben.

3) Ihr die Liebe zu offenbaren, welche sie dem Prinzen von Conti eingeflößt hat, und die Flamme mit den lebhaftesten Farben auszumalen.

4) Um den Oberbefehl über die russischen Armeen oder die Investitur Curlands für den verliebten Prinzen nachzusuchen, der da brenne, sich dem Gegenstande seiner Neigung zu nähern .... oder um Verleihung der Krone von Polen. Letzteren Artikel aber sollte er, wie man weiß, mit Stillschweigen übergehen.

Als der Chevalier von seiner Rolle völlig durchdrungen war, ging er zur Czarinn, wie ein Paladin zum Zweikampf, vollständig bewaffnet und bereit, die Schlacht zu liefern. Aber schon von vorn herein ward er verlegen und verlor die Fassung; der Feind zeigte sich ihm in einer Situation, die er nicht erwartet hatte. Elisabeth lag im Bette. Des Chevaliers Wangen wurden roth. Seine Schamhaftigkeit war in einen Hinterhalt gefallen; als aber das erste Feuer überstanden war, erholte er sich von der

Verwirrung, in welche sein Muth durch diesen unerwarteten Angriff gerathen war, und setzte sich kriegsgerüstet in die Nähe des Bettes.

»Näher, näher,« sagte ihm diese, »dann können wir minder laut reden.«

Das Zimmer war von einer matten Helle erleuchtet. Ueppige Bilder, wollüstige Gemälde schmückten die Wände des Boudoirs, welches eine Zufluchtstätte des Geheimnisses und der Liebe zu sein schien. Silberne Becken strömen Duftwolken aus. Die Atmosphäre ist davon parfümiert und die Luft entzückend warm. Vor den Fenstern dreifache Vorhänge, alle Thüren und Wände mit Draperieen dicht bedeckt; das Bett ist mit Vorhängen von weicher Gaze versehen, die es mit ihren Falten verbergen; auf dem Boden liegen reiche Teppiche, seltenes Pelzwerk, auf denen man kein Geräusch hört. Alle Seufzer der Wonne sterben dahin, sobald sie geboren werden.

Unempfänglich für diese verweichlichenden Einflüsse, beginnt der Chevalier muthig, vor der Czarinn von Politik zu sprechen, welche ihn unterbricht und von Liebe redet. Unser Diplomat benutzt also die Gelegenheit, geht von Nro. 1 seiner Instructionen sogleich zu Nro. 3 über, und erzählt von der Flamme, von welcher Seine Hoheit der Prinz von Conti verzehrt wird. Aber die Czarinn denkt gegenwärtig nicht an

den Prinzen von Conti, sondern an seinen Gesandten. Da sie die Umwege haßt, und immer direct auf ihr Ziel losgeht, so richtet sie die Unterhaltung immer wieder auf das, was sie wünscht; vergeblich wünscht der verlegene Chevalier sie davon abzulenken, sie führt ihn immer dahin zurück, und umgeht das, was der Chevalier mit ihr verhandeln möchte.

»Ich fing an zu zittern,« sagt der Chevalier von Eon. »Ich saß zwischen der Kaiserinn auf der einen, und dem Prinzen von Conti auf der andern Seite gefangen. Dieser hatte mir zwar aufgetragen, ihm eine Frau zu verschaffen, keineswegs aber, weiter zu gehn. Was ist zu thun? fragte ich mich. Einen Prinzen hintergehn, ist gefährlich; aber einer Kaiserinn Widerstand leisten, ist es noch mehr . . . Das war das Raisonnement, in welchem ich mich wie von einer Zange gehalten fühlte . . . «

»Für einen Diplomaten, der seinen ersten Versuch macht, hatte diese Situation allerdings etwas Beunruhigendes.«

»In meiner Verlegenheit warf ich auf Ihre Majestät einen flehenden Blick, der um Gnade bat. Die Czarinn lag da mit bläulichen, geschwollenen Lippen, leuchtenden Augäpfeln und feuchtem Auge. Ihr Gesicht glänzte von jenem flüssigen Firniß, mit welchem die Leidenschaft sich bekleidet, wenn das

Feuer der Luſt im Innern kocht und die Lascivität durch alle Poren dringt; als ich ihren nackt herabhängenden Arm, ihre unanſtändig entblößte Bruſt, ihr in Unordnung um die jedes Schleiers beraubten Schultern hängendes Haar, als ich ſie vor Wolluſt ächzen ſah, glaubte ich eine trunkene Bacchantinn vor mir zu haben. Ich ſchlug die Augen eben ſo ſchnell nieder, als ich ſie erhoben, und erinnerte mich an Alles, was mir Woronzow von der Kaiſerinn und ihren Orgien erzählt hatte. Ich bedachte, daß dieſe Frau, welche da vor mir lag, Gott weiß wie viel Männer, je nachdem der Zufall ſie ihr zuführte, in ihren Armen empfangen hatte, daß ihr Mund, ihr Hals, ihr Buſen von Soldatenküſſen befleckt waren . . . und bebte vor dieſer kaiſerlichen Ruine zurück, welche von ſo viel Schmutz beſudelt, von ſo viel Ausgelaſſenheiten verwüſtet war.«

Eliſabeth war ſchon alt, und zwar älter durch Ueppigkeit, als durch die Jahre. Ihr abgenutzter Körper trug die unverlöſchlichen Spuren dieſes doppelten Alters, und hatte keine verborgenen Schönheiten mehr, welche für die traurigen Erſcheinungen, vor denen der Chevalier die Augen niederſchlug, entſchädigen konnten. Im Gegentheil, je mehr ſie ſich entſchleierte, deſto düſtrere Schleier verhüllten den Geiſt des Chevalier von Eon. Es war die Scham-

haftigkeit im Angesicht des Lasters; jene über dieses erröthend, und sich desto mehr verhüllend, je mehr jenes sich entblößt. Eine sonderbare Umkehrung der Geschlechter und Rollen! Aber die Czarinn war nicht die Frau, welche sich aufhalten ließ; gab sie ihren Leidenschaften freien Lauf, so setzte sie sich über alle Hindernisse hinweg. Aber mächtiger als Elisabeth und über ihren scheinbaren Sieg lachend, erhielt der böse Genius, welcher die Männlichkeit unseres Helden so lange paralysierte, plötzlich wiederum alle seine Macht über ihn; er warf sich zwischen die Czarinn und ihre Beute, und vereitelte den Triumph seiner Feindinn. Vertere superbos funeribus triumphos.

Jean Jacques erzählt in seinen »Bekenntnissen,« daß, als er sich in Venedig mit der Courtisane Giulietta in derselben kritischen Lage befand, wie der Chevalier von Eon mit Elisabeth, die Venetianerinn erröthete, ihre Kleider wieder ordnete, sich an ein Fenster stellte, dann mit dem Fächer sich abkühlend im Zimmer umherging, und ihm in einem kalten, verächtlichen Tone sagte: Zanietto, lascia le donne, è studia la matematica!

Die Selbstherrscherinn nahm, wie es scheint, die Sache besser auf. »Ich war in der schwierigsten Lage,« sagt der Chevalier von Eon, »in der ein Mann sich befinden kann, besonders einer souve-

rainen Kaiserinn gegenüber; die Verwirrung, in welche die Schwäche meiner Natur mich gestürzt, hatte mich zitternd und über allen Ausdruck verlegen gemacht; aber zu meiner größten Zufriedenheit begann die Czarinn, statt böse zu werden, wie ich gefürchtet hatte, aus vollem Halse zu lachen, und verzieh mir einen Fehler, den ich in der Folge wieder gut machte.« Dieser passive, unerwartete Widerstand war der Kaiserinn, die gewohnt war, ihre Befehle nach dem Commando vollzogen zu sehn, wahrscheinlich etwas ganz Neues gewesen, und auch die Neuheit ist ein Vergnügen . . . die constatierte Männlichkeit, welche der Chevalier von Eon in der Folge durch activen Gehorsam bewies, compensierte diese negative Insubordination, aber die Erinnerung daran blieb dem Gedächtniß der Czarinn immer gegenwärtig. Als sie bei einer Schmauserei einst trunken geworden war, ließ sie alle Zurückhaltung auf dem Boden einer Flasche Cyper- oder Syrakuserweins, und erzählte das Abenteuer dem Marquis von l'Hôpital. »Daher,« sagt von Eon, »diese unerschöpflichen Neckereien, mit denen der alte Gesandte mich so lange Zeit hindurch verfolgte . . . .« und wovon wir in der Folge einige Skizzen geben wollen.

Indeß blieb, wenn wir dem Chevalier von Eon

glauben, diese Nacht für die Kaiserinn keineswegs leer. Sie hatte sich zu schöne Träume gemacht, um darauf zu verzichten. Kaum war sie daher allein, als sie ihren Günstling, Iwan Iwanowitz Schwalow rief, der ihre Luftschlösser realisieren mußte.

Während die Czarinn auf diese Weise practisch das System der Compensationen in den Armen ihres Günstlings trieb, war unser Held über sein Unglück beschämt und untröstlich. Aber von seinen Klagen gerührt, schickte ihm der Himmel fast gleichzeitig, statt des Dämons, welchen er verlor, einen Engel. Das war mehr als ein Trost, es war eine Belohnung.

Kurze Zeit nach dieser unseligen Nacht war er eines Abends bei Nadège Stein, und dahlte mit diesem schönen Kinde, welches ihn abgöttisch liebte; denn das Herz hat bisweilen Augen.

»Mitternacht war vorüber,« sagt der Chevalier, »und ich war noch in Nadège's Zimmer: — Geh nicht fort, sagte sie mir plötzlich; Du mußt diese Nacht bei mir bleiben.«

»Ich konnte mich eines Zitterns nicht erwehren. — Nicht wahr, Du willst? ich werde Deine Bonne fortschicken. — Und ohne meine Antwort abzuwarten, eilt die Unvorsichtige aus dem Zimmer und läßt mich allein, unbeweglich vor Schreck. Als

ich wieder zur Besinnung kam, wollte ich ihr nachlaufen, aber schon kam sie vor Freude hüpfend mir entgegen. — Deine Bonne ist fort; Du bist meine Gefangene! rief sie, warf sich mir um den Hals und umschlang mich mit ihren schönen Armen. Es waren schwache Bande, und dennoch hatte ich nicht die Kraft, sie zu zerbrechen. Wohl hatte ich den Willen, den Wunsch, die Schlingen zu zerreißen, aber eine unbegreifliche Schwäche hinderte mich. Ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen, und würde ruhig stehn geblieben sein, hätte nicht Nadège selbst den Ausschlag gegeben. Sie hängt sich an mich, zieht mich gewaltsam in ihr Kämmerchen, verschließt rasch die Thür, zieht den Schlüssel aus und ruft: »Ah, jetzt habe ich Dich, jetzt kannst Du nicht mehr fort!«

»Die Arme triumphiert über ihren Fall! . . . Ich mußte mich ergeben. Es giebt Versuchungen, denen kein Mann zu widerstehn vermag. Und mochte ich auch durch mein Temperament tugendhafter und enthaltsamer sein, als jeder Andere, so war ich doch kein Gott. Ich gab also nach, war aber von dem Glücke betäubt, welchem ich unterlag, und zitterte, als wäre ich im Begriff, ein Verbrechen zu begehn. Und war es nicht in der That ein Verbrechen? . . Ach! die Zukunft hat die Antwort auf diese Frage

mit Blut und Thränen in mein Leben geschrieben. Das Auge auf diese naive reine Unschuld geheftet, welche ohne Argwohn dem Abgrunde entgegeneilt, wollte ich ihr »Halt, Unglückliche!« zurufen; aber die Laute erstickten in meiner Brust, die Worte erstarben auf den Lippen . . . Ich kann nichts thun, als das schöne Mädchen ansehn . . . Sorglos und lachend, ist diese fast schon ausgekleidet. »Nun,« fragt sie, »warum ahmst Du mir nicht nach? Bist Du böse auf mich? O, verzeihe mir? ich freue mich so sehr, bei Dir zu schlafen; ich möchte weder bei Tage, noch bei Nacht von Deiner Seite gehn. Denn ich liebe Dich mehr, als Du mich liebst, Abscheuliche!«

»Und das schöne Mädchen ist fast nackt, als es mir dieses sagt; ihr schöner unverhüllter Busen ruht an meiner Brust! Ich zitterte wie im Fieber . . . . Meiner angebornen Rechtlichkeit durch eine so schreckliche, so übermenschliche Verführung entrissen, preßte ich meine beiden Hände gegen die Schläfe, warf auf Nadège einen teuflischen Blick, der sie schon im Voraus verzehrte, und rief: »Du willst es also?«

»Ei, ja doch!« antwortete sie.

»Nun, so geschehe es denn, wie der Himmel und Du es wollt!« Damit warf ich meine Kleider

so raschu nd eilig von mir, daß Nadège, welche, auf ihrem Bette knieend, mich mit gekreuzten Armen betrachtete, mich fragte, ob ich toll sei. Ich war in der That toll, so toll, daß mir schwindelte.«

Der Chevalier von Eon läßt hier den Vorhang über die Scene fallen . . . Wir wollen ihn nicht wieder aufziehen. Man sündigt nicht allein durch Worte und Handlungen, sondern auch durch Gedanken, sagt die Schrift . . . und wir unserstheils bekennen, wir fürchteten, in Versuchung geführt zu werden.

Achtes Capitel.

Chevalier von Eon und Chevalier von Faublas. — Der neue Marquis B . . . . — Mylord Ferrers und seine Frau. — Unerwartete Rache. — Tractat von Versailles zwischen Frankreich und Oestreich. — Kleine Ursachen und große Wirkungen. — Geschichte Ludwigs des Jüngern und Elenore's von Aquitanien. — Chevalier von Eon bringt Ludwig XV. Elisabeth's Antwort. — Sein Mädchenname in St. Petersburg.

Auch ein drittes Abenteuer, welches der Chevalier von Eon während seines Aufenthalts an dem russischen Hofe unter dem Kleide und Titel einer Vorleserinn Elisabeth's erlebte, verdient erzählt zu werden, weil diese Episode, wie alle andern, in Bezug auf die Zukunft steht. Unter andern bietet diese Anekdote eine merkwürdige Gleichförmigkeit mit einem Capitel jenes berühmten Romans dar, der mehr als einen Berührungspunkt mit dieser Geschichte hat, ich meine den Roman Faublas.

Unserer Ansicht nach hat Louvet von Couvray die Grundidee seines Buchs aus dem Leben des Chevalier von Eon geschöpft. Ein Zeitgenosse dieses Letztern, hörte er die widersprechenden Gerüchte, welche sich auf allen Seiten über diese räthselhafte Existenz erhoben, sammelte einige Ereignisse, erfand andere, und sein Faublas war geschaffen. Die Aehnlichkeiten zwischen Beiden sind in der That auffallend. Beide handeln zu derselben Zeit, Beide sind Chevaliers. Beide besitzen dieselbe Geschicklichkeit, sich in Frauenzimmer zu verkleiden, Beide wissen gleich gut mit dem Fleuret umzugehn; denn es ist bekannt, daß der letztern Eigenschaft wegen der Chevalier sehr berühmt war. Louvet von Couvray übrigens scheint diese Identität geahnt zu haben, indem er seinem Helden eben den Namen desjenigen gab, dessen Geschichte wir schreiben. Bei der Marquise von Lignolles in ein Frauenzimmer verkleidet, heißt er daselbst Fräulein von Beaumont. Der Eine ist folglich der Bruder des Andern, oder vielmehr, sie sind eine und dieselbe Person: das ist die Aehnlichkeit; aber die Geschichte ist zum Roman geworden, an die Stelle des Wirklichen ist die Dichtung getreten: das ist der Unterschied.

Ich kehre zu dem Abenteuer zurück.

Unter den vornehmen Engländern, welche die Luſt am Vagabondieren nach Rußland geführt hatte, befand ſich ein Lord und Pair von England, Namens Mylord Ferrers. Er war erſter Admiral,*) Mitglied verſchiedener Akademieen, bedeutender Mathematiker, und beſonders ein großer Phyſiognomiker: wenigſtens glaubte er es. Für dieſen Vorgänger Lavaters iſt das Geſicht ein Spiegel, nie eine Maske. Der Gedanke reflectiert ſich darauf, in ſeinen Augen, in untrüglichen Zeichen. Es iſt ein Buch, welches er fließend lieſt, in welchem die Seele ſich offenbart, und deſſen ſymboliſche Sprache für ihn weder Hieroglyphen, noch Geheimſchrift hat. Wie Jedermann, hält auch dieſer Gelehrte den Chevalier von Eon für ein Frauenzimmer; ja, er verliebt ſich ſogar ſterblich in dieſelbe. Für die Engländer überhaupt iſt eine Leidenſchaft mehr als Leidenſchaft, ſie iſt eine fixe Idee, welche ſich in ihrem Kopfe feſtſetzt und dort zu Stein wird. So war denn auch die Liebe beſchaffen, von welcher ſich Mylord Ferrers zu Fräulein von Beaumont ergriffen fühlte.

Er gab ſich nicht eher zufrieden, bis er dieſer

*) Derſelbe, welcher in dem Kriege von 1744 den Marſchall von Conflans und ſein Schiff nahm, und ſpäterhin die franzöſiſche Flotte in Grund ſchoß.

anbetungswürdigen Französinn vorgestellt war und dieselbe vermocht hatte, ihn zu besuchen.

Mylord hatte eine junge schöne Frau, eine jener Engländerinnen mit traurigem, leidendem Herzen; eine jener schmachtenden, romanhaften Seelen, welche der Liebe bedürfen wie die Rosen des Thau's. Der Chevalier nahm Interesse an dieser gebrechlichen Organisation, deren exaltierter Sensitivismus stets bereit zu sein schien, sich wie Aether zu verflüchtigen. Die schwachen Wesen gefallen instinctmäßig dem Manne: sie rufen seinen Schutz an und schmeicheln so dem Gefühle seiner Superiorität.

Sterblich verliebt, und ein besserer Rechner als Physiognomiker, hatte Mylord die entstehende Liaison zwischen Fräulein von Beaumont und seiner Frau begünstigt. Als der Engländer sich eines Abends, von Liebe und Wein entflammt, in beredten Liebesblicken und wiederholtem Kniedrücken unter dem Tische erschöpft hatte — zur größesten Verlegenheit des Chevalier und zum Aerger Mylady's, die seine verstohlnen Manoeuvres bemerkte, — machte Mylord plötzlich den Vorschlag, Fräulein Beaumont möchte, da es schon so spät sei, nicht mehr fortgehn, sondern die Nacht in seinem Hause zubringen.

Mylord hatte seine Absichten.

Der Chevalier von Eon ergab sich leichter in diese Bitte, als damals bei Nadège. Der Bordeauxwein und Mylord's Augen hatten auf seinen Kopf gewirkt, wie der Champagner und die Augen des Chevalier auf Mylord's Kopf . . . . . der Engländer verdiente eine Züchtigung, und der Chevalier nahm das Anerbieten an, jedoch nur unter der Bedingung, daß er das Zimmer mit Milady theile.

Diese Bedingung wurde von Seiten der Dame, welche der Vorschlag ihres Mannes erschreckt hatte, mit Vergnügen angenommen.

»Aber es ist nur ein Bett da,« warf der Mann ein.

»O, wir behelfen uns schon,« antwortete die Frau.

»Ganz gewiß,« bestätigte der Chevalier.

Mylord mußte sich voll Aerger ergeben. Der alte Seemann hatte einen Angriffsplan gemacht und das schöne Schiff zu entern beschlossen. Plötzlich aber wurde dieser Plan durch den Schutz zerstört, welchen dasselbe unter dem Feuer der ehelichen Kanone fand. Aber er tröstete sich mit dem Sprichwort: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben . . . Der alte Pirat wußte nicht, daß er es mit einem Corsaren zu thun hatte.

» . . . An der Seite der schönen Brittinn,«

sagt der Chevalier, »genoß ich alle Vorrechte einer Situation, welche die Engel, oder vielmehr die Teufel, ausdrücklich für mich hervorgerufen zu haben schienen. Denn es war mir, als läge ich auf glühenden Kohlen. Auch meine Bettgenossinn war außerordentlich zärtlich, als sei sie, ohne es zu wissen, durch den magnetischen Einfluß der Berührung aufgeregt worden. Ich erwiederte ihre Liebkosungen mit einer eben so großen Gluth und Lebhaftigkeit .... und Milady fand mit jedem Augenblicke mehr Vergnügen an diesem unschuldigen Scherze, der für sie ernster werden sollte, als sie vermuthete .... Es wurde mir immer schwieriger, mich zu halten .... ich spielte mit dem Feuer!

»Wissen Sie,« sagte endlich meine Gefährtinn mit einer Stimme, die entweder durch ihre Zärtlichkeit oder durch den Vorwurf, welchen sie mir machte, alteriert war, »wissen Sie, daß Mylord heute Abend sehr galant gegen Sie war? Aber ich wundere mich nicht; Sie sind so schön!«

»Milady schmeichelt. Um aber Ihre Güte durch Freimüthigkeit zu vergelten, meine süße Freundinn, gestehe ich Ihnen, daß Mylord unbeständig ist und Verrath gegen Sie spann.«

»Meinen Sie?«

»Ich weiß es gewiß. Und Sie sind so schön,

so liebenswürdig, so liebend! Es ist ein nicht zu entschuldigendes Verbrechen, welches nach Rache schreit.«

»Es ist wahr,« antwortete die Brittinn mit einem tiefen Seufzer; »aber welche Rache . . . ?«

»Wenn ich nun eine wüßte? . . . . «

»Milady sah mich mit einem Erstaunen an, das ich weiß nicht mit welcher Ahnung vermischt war. Ich hielt ihre Hand in der meinigen, und fühlte, wie ihr Puls in fieberischer Aufregung schlug. Ihr feuchtes, schwimmendes Auge war verwirrt; hoch hob sich ihr Busen, sie seufzte mit Mühe . . . Mylord wurde bestraft! . . . . «

»Am folgenden Morgen überschüttete mich Milady, von dem unerwarteten Glücke, welches ihr wie im Traum zu Theil geworden war, mit noch glühendern Liebkosungen als den Abend zuvor. Besonders für die Frauen ist die Rache so süß, so berauschend!«

Beim Frühstück bemerkte Mylord, daß Fräulein von Beaumont etwas angegriffen aussah, das sichere Zeichen eines unruhigen Schlafs . . . Dieses Mal ging sein physiognomisches Talent nicht fehl . . . . Aber seine Ehehälfte blühte wie eine Rose . . . . ihre Wangen waren mit jenem lebhaften Incarnat, jener rosigen Spur gefärbt, welche

das Vergnügen in dem Gesichte zurückläßt. Die vordem gebeugte Lilie hatte das Haupt erhoben, die verblaßte Blume ihre frische Farbe wiedererhalten.

Indeß lenkte das Glück, welches dem Chevalier von Eon in einer Lage, die vielleicht ohne Beispiel war, zu Theil wurde, ihn nicht von dem Ziele ab, welches er zu erreichen berufen war.

Oestreich und Frankreich, diese beiden Feinde, welche unversöhnlich schienen, hatten sich vereinigt; eine gemeinschaftliche Gefahr hatte diese für monströs gehaltene Alliance hervorgebracht. Das alte politische System Europa's war durch diese Anomalie, welche alle frühern Ideen stürzte, über den Haufen geworfen, so daß die Diplomaten jener Zeit glaubten, die Welt sei aus ihren Angeln gerissen und würde nächstens untergehn.

Der Abbé von Bernis, damals Minister, und die Pompadour waren die kühnen Urheber dieser sociellen Neuerung, welche von den Einen verflucht, von Andern gesegnet wurde. Wie dem auch sei, auffallend bleiben immer die originellen Ursachen dieser in der Geschichte merkwürdigen Veränderung, und der Stützpunct des Hebels, welcher in einem Tage die Gebirge der jahrelang zwischen Oestreich und Frankreich bestehenden Antipathie entfernen

konnte. Dieser Hebel stützte sich auf einen Vers, ein Epigramm und eine Schmeichelei, und auf dieser dreieckigen Basis gestaltete er die Welt um.

Der Vers und das Epigramm*) waren von dem Könige von Preußen, und die Schmeichelei**) von der Kaiserinn Maria Theresia. Jene mußte Friedrich beinahe mit dem Verluste seines Reichs bezahlen; durch diese erwarb sich Maria Theresia das Bündniß mit Frankreich. Ein Vers, ein Compliment und ein Epigramm bewirkten, daß Frankreich und Oestreich gemeinschaftlich während eines siebenjährigen Krieges mehr als eine Milliarde an Geld, und beinahe eine Million Menschen opfern mußten.

Sainte Foix erzählt, daß, als Ludwig VII. im 12. Jahrhundert dem Befehle der Bischöfe gehorchte, welche die langen Haare proscribierten, Eleonore von

*) Evitez de Bernis la stérile abondance. Und Cotillon II. Man weiß, daß Friedrich im Scherz die Regierung Ludwigs XV. in drei Abschnitte oder Cotillons (Unterröcke) theilte: Cottillon I. oder die Chateauroux, Cotillon II. oder die Pompadour, Cotillon III. oder die Dubarry.

**) Sie schrieb an die Pompadour und nannte sie „meine liebe Freundinn." Das Wort that seine Wirkung; aber Maria Theresia soll dreimal gezögert haben, es mit ihrer königlichen Hand niederzuschreiben, bis endlich Fürst Kaunitz sich genöthigt sah, ihre Hand zu ergreifen und dieselbe wider ihren Willen fast zu führen.

Aquitanien, seine Gemahlinn, sich darüber geärgert habe. Die Gatten zankten sich, wurden böse auf einander, und ließen sich nach Suger's Tode scheiden, der sich dieser dem Staate nachtheiligen Trennung widersetzt hatte. Sechs Wochen später heirathete Eleonore Heinrich, Herzog von der Normandie, Grafen von Anjou, der in der Folge König von England wurde und welchem sie als Heirathsgut Poitou und Guyenne zubrachte. »Daraus,« fügt Sainte-Foix hinzu, »entstanden die Kriege, welche Frankreich dreihundert Jahre lang verwüsteten. Mehr als zwanzig Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischof sich gegen die langen Haare erboßt, ein König die seinigen abgeschnitten und den Bart wegrasiert, und seine Gemahlinn ihn mit kurzen Haaren und ohne Bart lächerlich gefunden hatte.«

In der That gab es zwischen den beiden gekrönten Gatten noch andere Gründe zum Zank, selbst zur, legitimen Trennung, wenn nicht in den Augen der Politik, doch in den Augen der Moral. Wir reden von den Liebesintriguen Eleonore's. Der Abbé Saint-Denis, ein großer Staatsmann, aber keineswegs strenger Mönch, dachte ohne Zweifel, zwei Provinzen könnten wohl zwei Liebhaber entschuldigen . . . Ein nicht so großer Politiker als

er, der Fürst Kaunitz, dachte eben so, die Alliance mit Frankreich sei wohl die Schmeichelei werth, die eine Kaiserinn einer Maitresse sagte; und diese Alliance wurde am 1. Mai 1756 zu Versailles unterzeichnet.

Seinerseits war der Chevalier von Eon durch seine Geschicklichkeit und den immer gewaltigern Einfluß, welchen er auf Geist und Herz Elisabeth's ausübte, dahin gekommen, daß er sie wieder mit Frankreich aussöhnte. Sie gab ihm diese Versicherung eigenhändig von ihr geschrieben und an ihren Bruder Ludwig XV. adressiert. Die Czarinn verlangte, man solle ihr auf der Stelle einen officiellen Chargé d'Affaires mit der Grundlage des Bundestractats senden, den sie zu unterzeichnen im Begriff sei.

Triumphierend reiste der Chevalier von Eon mit dieser kostbaren Depesche nach Versailles ab; doch Herz und Augen blieben nach Rußland gekehrt. Trotz ihrer schönen blassen Stirn und ihres schmachtenden Auges ist es nicht Milady Ferrers, trotz des Glanzes ihres Thrones, trotz ihrer Gunstbezeugungen nicht die Kaiserinn Elisabeth, welche er betrauert. Es ist Nadège! die arme verlassene Nadège. Liegt nicht in diesen beiden Worten mehr Interesse und Liebe, als in allen Schätzen und

Königreichen der Welt? Auch das Unglück hat seine Reize; aber nur große Seelen sind dafür empfänglich, nur sie knieen vor dem Unglück nieder.

Das war der Ausgang der ersten Reise des Chevalier von Eon nach Rußland; eine bizarre Fahrt, einzig in den Geschichtsbüchern der Diplomatie. Von allen diplomatischen Agenten Ludwigs XV. durchschaute nur ein Einziger das Geheimniß; und auch dieser verdankte die Kenntniß desselben nur einer in der Trunkenheit begangenen Indiscretion der Kaiserinn Elisabeth. Es war der Marquis von l'Hôpital. Einer seiner Briefe, der im Original vor uns liegt, klärt sogar noch ein kleines Detail auf, welches wir übergangen haben; es nennt den Vornamen, unter welchem der Chevalier von Eon während seiner weiblichen Existenz in St. Petersburg bekannt war.

»So angenehm es mir auch wäre, Sie zu sehen, meine theure Lia,« schreibt er, »so will ich mir doch nicht abermals eine Thorheit vorzuwerfen haben. Bleiben Sie also eingeschlossen, bis Ihre Augen vollkommen geheilt sind . . . . . Vielleicht sehe ich Sie morgen, sobald mein hinkender Bote fort ist; das hängt von dem Kanzler und meiner Laune ab.«

»Adieu, meine schöne von Beaumont, ich umarme Sie.«

»L'Hôpital.«

Oben auf dem Briefe steht: Midi, ohne anderes Datum. Und auf der Adresse: à *Monsieur* d'Eon, à Saint-Petersburg.

Neuntes Capitel.

Zweite Reise nach Rußland. — Bruder und Schwester in einer Person. — Mylord Ferrer's physionomischer Irrthum. — Elisabeth verbindet sich mit Frankreich und Oesterreich. — Bestucheff's Widerstand. — Secretissime. — Instructionen des Marquis von l'Hôpital. — Rouillé's Brief an Douglas. — Eon bringt Elisabeth's Einwilligung nach Versailles. — Er zerbricht unterwegs ein Bein. — Ludwig's XV. Tabatière. — Peter's I. seinen Nachfolgern hinterlassenes politisches Testament. — Plan einer Universalmonarchie.

Der Chevalier Douglas wurde von dem Hofe zu Versailles zum Chargé d'affaires in Rußland ernannt. Das war eine Entschädigung für seine vorige Wanderfahrt, und eine wirkliche Gesandtschaft zur Vergeltung einer vergeblichen. Wie das erste Mal wurde auch jetzt der Chevalier von Eon ihm beigegeben, aber nun als Mann; und um seine außerordentliche Aehnlichkeit mit der frühern Vorlese-

rinn Elisabeth's zu erklären, wurde beschlossen, den Chevalier für den Bruder der Demoiselle Lia von Beaumont, die in Frankreich geblieben sei, auszugeben. Dieses zwischen Ludwig XV., der Pompadour und dem Prinzen von Conti getroffene Arrangement fand in der Opposition des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ein fast unübersteigliches Hinderniß. Rouillé, der von der Intrigue nichts wußte, weigerte sich lange, die Ernennung des Chevalier von Eon, der ihm ganz unbekannt war, zu contrasignieren, bis sich der König endlich direct und positiv in's Mittel legte.

Die vorgebliche Brüderschaft des Chevalier von Eon blieb in St. Petersburg nicht ohne Anfechtung. Die Aehnlichkeit war zu auffallend, die Identität zu offenbar, als daß sie nicht lebhafte Debatten hervorgerufen hätte; aber diese Debatten fanden nur heimlich statt, in Antichambres und Boudoirs. Weder Elisabeth, noch Eon wurden verschont. Aber die Czarinn war gegen solche Stiche gewaffnet; die Verläumdung hatte ihre Zähne gegen sie stumpf gebissen. Die Reputation des Chevaliers widerstand diesem Bisse nicht so gut, dessen Narbe späterhin sich zeigen wird, gleich dem von Henkershand aufgedrückten Brandmahl .... So verschwuren sich die Ereignisse seines gegenwärtigen Lebens gegen sein

zukünftiges, so häuften sich über seinem Haupte allmälig die Wolken, welche seine Existenz verdunkeln und sie mit einem undurchdringlichen Schleier bedecken werden.

Aber der Chevalier von Eon war damals jung und liebte. Jugend und Liebe sind in dem Alter von zwanzig Jahren unser ganzer Horizont; die Zukunft ist ein reiner Himmel, an welchem wir nur zwei leuchtende Sterne erkennen: das Glück und die Hoffnung.

Von allen, welche sich früher in dem Chevalier von Eon geirrt hatten, traf die grausamste Tortur Mylord Ferrers; sein physiognomisches Talent wurde auf eine schwere Probe gestellt. Der arme Engländer stand auf heißen Kohlen. Als er den Neuangekommenen zum ersten Male sah, lieferten die Eigenliebe des Gelehrten und der Argwohn des Gatten in ihm eine schreckliche Schlacht. Denn für ihn war die Lösung des Problems nicht ein bloßer Gegenstand der Neugierde, er hatte ein bedeutendes anderes Interesse dabei. Der gute Mann erinnerte sich der fatalen Nacht, welche Fräulein von Beaumont in dem Bette und an der Seite seiner Gemahlinn zugebracht, und bei dieser Erinnerung traten ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn . . . Und da er endlich seine Qual nicht besiegen konnte, so nahm er seine Partie, verließ Petersburg, und kehrte mit

seiner Frau und seiner Ungewißheit nach England zurück . . . . ein für Mann und Frau glücklicher Entschluß.

Was Nadège betrifft, so war sie anfangs glücklich, ihren Geliebten in Mannskleidern zu sehn. Das naive Kind betrachtet ihn mit Freude, betastet ihn voll Bewunderung und kniet vor ihm nieder, wie Amy Robsard vor Leicester; sie ist entzückt. Für sie ist der Geliebte doppelt ein Mann, nun er die Kleider eines solchen trägt . . . . Und dennoch hatte das neue Costüm des Chevalier von Eon zwischen ihr und ihm die Schranke wieder aufgerichtet, welche das vorige vernichtet hatte; denn sie mußten jetzt thun, als kennten sie sich nicht.

Bei der politischen Rolle des Chevalier von Eon war das anders. Die ersten Acte des Drama, dessen Hauptacteur er war, waren gespielt worden, ohne daß das Publicum es bemerkte, dessen Augen sich nur auf die Scene richteten, um die Entwickelung zu sehn. Diese geschickt vorbereitete Entwickelung brach plötzlich in dem Palais aus, wie eine Bombe mitten in einer schlafenden Garnison. Bestucheff fuhr aus seinem Schlummer auf; anfangs wollte er Widerstand leisten, sah aber bald das Nutzlose desselben ein; der Feind befand sich im Herzen der Festung, und der alte Kanzler wollte lieber capitulieren,

als sich in der Bresche erschießen lassen: so blieb ihm wenigstens die Hoffnung, sich zu rächen. Er beugte also den Kopf, verließ aber den Platz nicht. Elisabeth erklärte öffentlich, sie werde sich mit Frankreich und Oesterreich verbinden; befahl, den zwischen ihrem ersten Minister und Sir Williams geschlossenen Tractat zu zerreißen, und die 80,000 Mann in Liefland und Curland für England und Preußen versammelten Russen zum Schutze Ludwigs XV. und Maria Theresia's gegen obige Länder marschieren zu lassen. Das brachte auf der politischen Scene eine unbeschreibliche Veränderung hervor; das Parterre war von der Peripetie betäubt, und kannte weder die Verfasser des Stücks, noch die die Ausführung desselben Leitenden.

An den Wagen der Triumphierenden gefesselt, folgte Bestucheff demselben nur mit Widerstreben. Da er die Niederlage nicht verhüten konnte, so wollte er wenigstens den Sieg vereiteln, indem er Zwietracht unter die Sieger säete.

Als die Höfe von Frankreich und Oesterreich um den Beitritt Rußlands zu dem Tractat von Versailles nachsuchten, hatten sie sich vorgenommen, eine Clausel zu machen. Diese betraf die ottomanische Pforte, welche die beiden occidentalischen Mächte zur Verbündeten hatten. Die Erhaltung des türkischen

Reichs war eins der wesentlichsten Dogmen der Politik jener Zeit. Ludwig XV. hatte sich mit diesem Glauben so enge vermählt, daß er eine Religion für sie geworden war.

Wir dürfen daher nicht erstaunen, daß dieser andächtige Glaube unserer Väter ein Aberglaube unsrer Zeit geblieben ist! . . . Bestucheff benutzte die Gelegenheit. Sein durchdringendes Auge sah, wie verschiedenartig die Interessen der Mächte waren, welche im Begriff standen, den Bundestractat zu unterzeichnen, und von ihm entdeckt, erhob das unselige Zeichen der Trennung mitten in dieser werdenden Vereinigung das Haupt. Augenblicklich durch diese unvermuthete Erscheinung getrennt, kehrte jeder von den Unterhändlern unter seine Fahne zurück. Unsrer Freundschaft mit der Türkei stellte sich der alte moscowitische Ehrgeiz gegenüber, der ebenfalls seinen Glauben, seinen Cultus, seinen Fanatismus, und sein in seinen Interessen geschriebenes Evangelium hat. Bestucheff enthüllte die heiligen Vorschriften desselben vor Elisabeth's Augen, und die Intoleranz des Eroberers kam mit der Intoleranz des Beschützers fast zum Handgemenge. Bestucheff triumphierte! Aber Oesterreich, dem Rußlands Beistand unerläßlich geworden war, — denn der furchtbare Friedrich hatte sich auf dasselbe geworfen, und

schon rang ein Theil seiner Staaten unter den unerbittlichen Klauen seiner siegreichen Adler — Oesterreich entschloß sich, von zwei Uebeln das kleinste zu wählen, und die Zukunft der Gegenwart aufzuopfern. Von den beiden Uebeln, zwischen denen es zu wählen hatte, war das eine gegenwärtig und gewiß, das andere fern und unbestimmt, und das Sprichwort sagt: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Der Wiener Hof zauderte nicht, den Sinn dieses Axioms zu seinen Gunsten auszulegen. Er ging also das Bündniß mit Rußland ohne Clausel ein, und zog den Chevalier Douglas mit in seine Schwäche.

Fester, oder minder in Gefahr als der Wiener Hof, weigerte sich der Hof von Versailles, den Tractat zu ratificieren, und schickte den Marquis von l'Hôpital nach St. Petersburg, mit dem Titel eines Gesandten und folgenden Instructionen:

Instructionen für den Marquis von l'Hôpital zu seiner Reise nach St. Petersburg.

Versailles, 3. Jan. 1757.

Einer der Hauptgegenstände der Unterhandlungen des Herrn Chevalier Douglas, Chargé d'Affaires Sr. Majestät bei der Kaiserinn von Rußland, war der Zutritt dieser Fürstinn zu dem Tractat von

Versailles, der zwischen Sr. Majestät und der Kaiserinn-Königinn abgeschlossen ist. Als er unterzeichnet wurde, erlaubten Umstände, welche hier nicht erklärt zu werden brauchen, nicht, eine Ausnahmsclausel zu Gunsten der ottomanischen Pforte hinzuzufügen. Da die Türken wegen dieses Tractats besorgt wurden, in welchem sie sich nicht ausgenommen sahen, wie in dem von Sr. brittischen Majestät mit der Kaiserinn von Rußland geschlossenen, so hat Se. Majestät geglaubt, sie beruhigen zu müssen. Der König hat daher dem Chevalier Douglas befohlen, diese Ausnahme völlig zu fordern, und dem Herrn Becktejeff, Chargé d'Affaires der Kaiserinn von Rußland an seinem Hofe, erklären lassen, daß er ohne die Clausel den Zutritt nicht ratificieren würde.«

»Die russischen Minister haben daher dem Chevalier Douglas den Vorschlag gemacht, die Türken in der That auszunehmen, dem eigentlichen Tractat aber noch einen besondern, geheimen beizufügen, durch welchen Se. Majestät erkläre, im Fall eines Krieges der Kaiserinn mit der Pforte oder mit Persien, die durch den Tractat von Versailles stipulierte Unterstützung nur in Geld zu liefern, wie denn die Kaiserinn dasselbe bewillige, falls der gegenwärtige Krieg sich in dem Continente nach den Grenzen der

Staaten Ihrer Majestät oder nach Italien ausdehnen würde.«

»Se. Majestät hat dem Chevalier Douglas schreiben lassen, daß er ihm durchaus verböte, den Tractat ohne die Clausel zu unterschreiben, oder in irgend eine Acte zu willigen, welche nur im mindesten dahin strebte, diese Ausnahmsclausel zu entkräften.«

»Ist die Annahme noch nicht geschehen, wenn der Herr Marquis von l'Hôpital in St. Petersburg ankommt, so gestattet ihm Se. Majestät nur unter diesen Bedingungen, zu unterzeichnen, indem es sein fester Wille ist, daß die Türken namentlich und förmlich ausgenommen werden, und daß seine Bevollmächtigten sich auf nichts einlassen, was diese Ausnahme schwäche oder annulliere.«

»Trotz des deutlichen Verbots willigte der Chevalier Douglas in den mezzo termine und in die Annullierung dieser Ausnahme durch einen besondern Artikel, secretissime genannt. Aber solcher Auskunftsmittel kann sich nur der Wiener Hof bedienen.«

Auf die Nachricht von diesem diplomatischen Arrangement richtete Herr Rouillé, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eine Antwort an den

Chevalier Douglas, welche wir hier um so lieber mittheilen, als wir ihres Gleichen selten in dem fortwährenden Handel und den Unzuverlässigkeiten finden, welche die Politik Ludwigs XV. von Anfang bis zu Ende charakterisieren.

Depesche Herrn Rouillé's, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an den Chevalier Douglas, in St. Petersburg.

Versailles, den 16. Febr. 1757.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Herr, wie sehr ich über die Declaration, genannt secretissime, erstaunt bin, die Sie zugleich mit der Accessionsacte zu unterzeichnen gewagt haben.«

»Alles, was Sie anführen, kann den Schritt nicht rechtfertigen, von dem Sie voraussehen mußten, daß er Sr. Majestät unangenehm sein würde, und ich kann Ihnen nicht verbergen, daß Se. Majestät sehr ungehalten über die Leichtigkeit ist, mit welcher Sie sich zu der Unterzeichnung dieser Declaration bringen ließen, welche, statt die Verlegenheit zu heben, nur dazu dient, die Vereinigung, welche Se. Majestät aus persönlichem Wohlwollen gegen die Kaiserinn so sehr wünscht, nur noch weiter hinauszuschieben.«

»Unveränderlich in seinen Grundsätzen, hat der König die Accessionsacte ratificiert, wird aber nie die geheime Declaration ratificieren, die Sie ohne Ordre und Vollmacht unterzeichnet haben. Se. Majestät hat lebhaft den Beitritt Ihrer Majestät, der Kaiserinn von Rußland, zu dem Tractat von Versailles, als ein neues Mittel der Vereinigung gewünscht, und zwar in Uebereinstimmung mit der Kaiserinn-Königinn, welche, die Wahrheit zu sagen, am meisten dabei interessiert ist .... Aber das durfte nie auf Kosten der alten Freundschaft mit der ottomanischen Pforte, noch weniger auf Kosten seiner Ehre geschehen, welche, wie die der Kaiserinn von Rußland, durch die Annahme der Declaration außerordentlich compromittiert werden würde.«

»Mag die Acte geheim bleiben oder nicht, sie ist darum nicht minder gegen die öffentliche Redlichkeit. Se. Majestät verweigert also die Ratification, nicht etwa weil die Sache bekannt werden könnte, sondern weil die Ehre, welche alle seine Entschlüsse leitet, es ihm verbietet.«

»Die Gesinnungen Sr. Majestät sind aufrichtig; er thut gern Alles, um die Kaiserinn von Rußland zufrieden zu stellen, welche bei jeder Gelegenheit Beweise davon empfängt. Da aber die Declaration dem Vertrauen und den Gebräuchen zuwider

ist, welche unter policierten Nationen bestehen, so hat der König eine zu hohe Meinung von den erhabenen Gesinnungen der Kaiserinn von Rußland, und läßt denen ihrer Minister zu viel Gerechtigkeit widerfahren, als daß er glauben könnte, diese Fürstinn würde sich durch die Weigerung Sr. Majestät, die Declaration zu genehmigen, beleidigt fühlen; sie würde ohne Zweifel derselben Ansicht gewesen sein, wenn Sie ihr die Sache in dem rechten Lichte vorgestellt hätten.«

»Ich sende Ihnen daher, mein Herr, nur die Ratification der Accessionsacte. An Ihnen ist es, den Fehler wieder gut zu machen, der in dieser Angelegenheit begangen ist. Hat der Graf von Esterhazy Sie zum Unterzeichnen vermocht, so bin ich überzeugt, daß er Ihnen aus allen Kräften behülflich sein wird, daß diese einfache Ratification angenommen werde, u. s. w. . . . .«

Der Chevalier von Eon erzählt, daß er und Iwan Iwanowitz Schwalow, der officielle Günstling Elisabeth's, den man seit Kurzem für die Interessen Frankreichs gewonnen hatte, es waren, die den armen Douglas und die Alliance aus dieser Verlegenheit rissen. Es war in der That nichts Geringeres er-

forderlich, als diese Vereinigung ihrer beiden Geliebten, von denen der eine geheim, der andere öffentlich war, um die von dem Hasse Bestucheff's neu verstärkten Zweifel der Czarinn zu besiegen. Die Liebe siegte über den Patriotismus, und der Artikel secretisseme wurde nach einer heißen Schlacht, welche der Chevalier von Eon in Person dem mächtigen Bestucheff lieferte, zerrissen: »eine Schlacht,« sagt Eon, »welche die Kaiserinn und Iwan Iwanowitz Schwalow nicht wenig belustigte.«

Bestucheff war völlig besiegt.

Treu seiner Neigung zur Intrigue, seiner Tiger- und Leopardennatur, brach der Großkanzler jedoch nicht mit dem kleinen Gesandtschaftssecretair, durch welchen er sich geschlagen sah. Er versöhnte sich sogar scheinbar mit demselben, denn wir lesen in einer Depesche des Chevalier Douglas, in welcher er Herrn Rouillé den glücklichen Ausgang dieses Kampfes meldet:

24. Mai 1757.

»Gnädiger Herr!«

» . . . . In dem Augenblicke, als Herr von Eon abzureisen im Begriff war, ließ der Kanzler ihn zu sich entbieten, um Abschied von ihm zu nehmen und ihm ein Zeichen des Wohlwollens von Seiten Ihrer Majestät zuzustellen. Ich beauftragte

ihn, Alles, was man ihm anbieten würde, mit dem Ausdrucke der achtungsvollsten Dankbarkeit anzunehmen. Se. Excellenz der Kanzler überreichte ihm in der That dreihundert Ducaten von Seiten der Kaiserinn, und begleitete das Geschenk mit so energischen Ausdrücken, daß ich, Herrn von Eon beauftrage, Ihnen Wort für Wort die ganze Unterhaltung, so wie eine andere, welche dieser vorherging, mitzutheilen.«

»Chevalier Douglas.«

Bestucheff hatte den Einfluß des Chevalier von Eon auf die Czarinn gemerkt! .... er schmeichelte ihm daher, weil er nicht wagte, ihn zu zerreißen, und umarmte ihn, während er ihn lieber erwürgt hätte!

Speciell ausersehen, um den reinen Beitritt Elisabeths ohne Clausel und einen in Petersburg entworfenen Operationsplan nach Versailles zu bringen, begegnete der Chevalier von Eon in Bialystock dem Marquis von l'Hôpital, der nach Rußland ging, um an Douglas Stelle zu treten; dann in Wien dem Grafen von Broglie, der sich nach seinem Gesandtschaftsposten in Polen begab, und Maria Theresia einen in Frankreich von dem Mar-

schall von Estrées entworfenen Plan desselben Feldzuges zurückließ. Während der Gesandtschaftssecretair mit dem geheimen Chef der verborgenen Politik Ludwigs XV. eine Conferenz hatte, kommt in Wien die Nachricht von dem von den Oesterreichern über den König von Preußen errungenen Siege bei Prag an. Er reist ab, fliegt, stürzt, zerbricht sich das Bein, läßt es verbinden, setzt seine Reise fort, und kommt sechs und dreißig Stunden eher an, als der von dem Fürsten Kaunitz, dem Premierminister der Königinn, an den Fürsten von Staremberg, seinen Gesandten in Paris, abgefertigte Courier: er hatte ja zwei Siege auf einmal zu verkünden.

Von diesem unerschrockenen, fast fanatischen Eifer gerührt, schickte Ludwig XV. seinem kranken Gesandten seinen Leibchirurgus, mit einer Gratification aus dem königlichen Schatz, einem Patent als Dragonerlieutenant und einer goldnen Tabatière, auf welcher sich das in Perlen gefaßte Bild des Königs befand.

Ein mehr als achtzigjähriger Greis aus Tonnerre, der noch jetzt lebt, ein alter Barbier und lustiger Erzähler, theilte uns vor wenig Monaten mit, daß er selbst einst, für den Chevalier von Eon, die erhabene Tabatière sammt ihrem königlichen Por-

trait .... nach dem Mont-de-Piété*) getragen und dort versetzt habe.

Zugleich brachte der Chevalier von Eon noch ein anderes kostbares Document mit, dessen Entdeckung er seinen vielen Connexionen und seinen unbegrenzten Nachforschungen in den geheimsten Archiven des Palastes der Czare verdankte.

Dieses Document, von welchem alle Welt seitdem geredet hat, dessen Existenz bekannt war, welches aber Niemand gesehn hatte, wurde voll Vertrauen, nebst einer speciellen Arbeit über Rußland, dem Abbé von Bernis, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Ludwig XV. selbst, im Jahre 1757 überreicht. Es ist eine buchstäbliche, treue Copie des von Peter dem Großen seinen Nachfolgern auf dem moscowitischen Throne nachgelassenen Testaments. Diese Mittheilung schien uns nicht bloß höchst merkwürdig, sondern auch von der größesten historischen und politischen Wichtigkeit zu sein. Statt sich mit den Jahren zu vermindern und zu veralten, ist die Wichtigkeit derselben nur noch gestiegen. Es enthält dieses Document eine allgemeine Darlegung der Absichten des Gründers des russischen Reichs, und, wahrlich, nur in Peter's I. Kopfe konnte

*) Dem Leihhause in Paris.

solch' ein Traum entspringen. Der Mann und der Gedanke passen zu einander. Die Eroberung Europa's! eine Universalmonarchie! das ist der Horizont seines Bildes, der Spielraum seines monströsen Ehrgeizes.

Hier folgt dieses Actenstück, und es ist zu bedauern, daß der Chevalier von Eon die vorläufigen Betrachtungen, welche es enthielt, verstümmelt hat.

Copie
des Plans einer europäischen Herrschaft, von Peter dem Großen seinen Nachfolgern auf dem Throne Rußlands hinterlassen, und niedergelegt in den Archiven von Peterhoff, in der Nähe von St. Petersburg.

»Im Namen der heiligen, untheilbaren Dreieinigkeit, Wir, Peter, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen ꝛc. an alle Unsre Nachkommen und Nachfolger auf dem Throne und in der Regierung der russischen Nation.«

»Da der große Gott, welcher Uns Dasein und Krone verlieh, Uns beständig mit seinem Licht erleuchtete und mit seinem Beistand unterstützte ꝛc.«

Hier setzt Peter I. auseinander, daß er, nach seiner Ansicht, welche er für die der Vorsehung

hält, das russische Volk als dereinst zur Generalherrschaft über Europa berufen ansieht. Er gründet seine Meinung darauf, daß die europäischen Nationen größtentheils sich in einem Zustande der Altersschwäche befänden, der der Hinfälligkeit nahe komme, woraus denn folge, daß sie leicht von einem jungen neuen Volke unterjocht werden könnten, sobald dieses alle seine Kraft erlangt habe. Der russische Monarch betrachtet diese zukünftige Invasion in die Länder des Occidents und Orients von Norden her als eine periodische Bewegung, welche in den Plänen der Vorsehung liege, die auf diese Weise das römische Volk durch die Invasion der Barbaren regenerierte. Er vergleicht diese Auswanderungen der Polarmenschen mit den Ueberschwemmungen des Nil, der zu gewissen Zeiten die magern Felder Aegyptens befruchtet. Er fügt hinzu, daß Rußland, welches er als einen Bach gefunden habe, und als einen Strom hinterlassen werde, unter seinen Nachfolgern zu einem großen Meere heranwachsen werde, bestimmt, das verarmte Europa zu befruchten, und daß seine Wellen trotz aller Dämme austreten würden, wenn seine Nachfolger den Strom derselben zu leiten wüßten. Deshalb hinterlasse er ihnen folgende Regeln, die er ihrer Aufmerksamkeit und beständigen Beobachtung

empfehle, wie Moses dem jüdischen Volke seine Gesetzestafeln empfohlen habe.

I.

Die russische Nation muß in einem beständigen Kriegszustande sein, um den Soldaten kriegerisch und in Athem zu erhalten. Keine Ruhe, als um die Finanzen des Staats zu verbessern, die Armeen zu recrutieren und den günstigen Augenblick zum Angriffe abzuwarten. So dient der Frieden dem Kriege, und der Krieg dem Frieden in dem Interesse der Vergrößerung und des zunehmenden Wohlstandes Rußlands.

II.

Durch alle möglichen Mittel sind aus den gebildetsten Völkern Europa's Heerführer im Kriege, und Gelehrte im Frieden herbeizurufen, um die russische Nation der Vorzüge anderer Länder theilhaft zu machen, ohne daß sie von ihren eignen etwas verliert.

III.

Es ist bei jeder Gelegenheit an den Angelegenheiten und Zwistigkeiten Europa's Theil zu nehmen, besonders an denen Deutschlands, welches, näher gelegen, von directerm Interesse ist.

IV.

Polen muß getheilt werden, indem man Ver-

wirrung und beständige Eifersucht darin unterhält; die Gewalten müssen durch Gold gewonnen, die Tagsatzungen bestochen werden, um auf die Wahl der Könige einzuwirken; man muß sich daselbst eine Partei erwerben, russische Truppen hineinschicken und sie so lange daselbst verweilen lassen, bis sie Gelegenheit finden, ganz dazubleiben. Machen die benachbarten Mächte Schwierigkeiten, so muß man sie momentan zufriedenstellen, indem man das Land zerstückelt, bis man das, was man weggegeben hat, wieder zurücknehmen kann.

V.

Man muß Schweden so viel als möglich wegnehmen und sich von demselben angreifen lassen, um einen Vorwand zu seiner Unterjochung zu haben. Zu diesem Zwecke muß man es von Dänemark und Dänemark von Schweden trennen, und ihre Rivalität sorgfältig unterhalten.

VI.

Die Gemahlinnen der russischen Prinzen sind stets aus den deutschen Prinzessinnen zu nehmen, um die Familienverbindungen zu vermehren, die Interessen zu nähern, und so Deutschland von selbst mit unsrer Sache zu verbinden, indem man unsern Einfluß daselbst vermehrt.

VII.

Man muß vorzugsweise das Bündniß mit England für den Handel suchen, da dieses die Macht ist, welche unsrer am meisten für ihre Marine bedarf, und der Entwickelung der unsrigen am nützlichsten sein kann; Bäume und andere Producte gegen sein Gold austauschen, und unter seinen Kaufleuten, Matrosen und den unsrigen beständige Verbindungen unterthalten.

VIII.

Sich ohne Aufenthalt nach Norden, das Baltische Meer, und gegen Süden hin, das Schwarze Meer entlang, ausbreiten.

IX.

Sich so weit als möglich Constantinopel und Indien nähern. Wer hier dereinst regiert, ist der wahre Herrscher der Welt. Deshalb muß man beständige Kriege, bald mit der Türkei, bald mit Persien, erregen; Werften und Stapelplätze am Schwarzen Meere anlegen; sich allmählig dieses Meers, so wie des Baltischen bemächtigen, was ein doppelt nothwendiger Punct für das Gelingen des Planes ist; den Verfall Persiens beschleunigen; in den Persischen Meerbusen dringen; wo möglich durch Syrien den alten Handel mit der Levante wiederherstellen, und in die bei-

den Indien eindringen, welche die Magazine der Welt sind.

Ist man erst hier, so kann man das Gold Englands entbehren.

X.

Ferner sorgfältig die Verbindung mit Oesterreich suchen und unterhalten; scheinbar seine Absichten auf eine dereinstige Königschaft über Deutschland unterstützen, und gegen es unter der Hand die Eifersucht der Fürsten erwecken.

Ebenso muß man die Einen oder die Andern dahin bringen, daß sie bei Rußland Hülfe suchen, und eine Art Protection über das Land ausüben, welche die künftige Herrschaft vorbereitet.

XI.

Das Haus Oesterreich dafür interessieren, daß der Türke aus Europa verjagt wird, und seine Eifersucht, wenn Constantinopel erobert ist, neutralisieren, indem man entweder die alten Staaten Europa's zu einem Kriege gegen dasselbe aufreizt, oder ihm einen Theil der Eroberung abtritt, um ihn denselben später wieder abzunehmen.

XII.

Alle durch Spaltungen getrennten Griechen, die in Ungarn, der Türkei oder im südlichen Polen verbreitet sind, um sich versammeln; sich zum

Mittelpuncte, zur Stütze derselben machen, und im voraus durch eine Art priesterlicher Suprematie eine universelle Vorherrschaft zu gründen.

XIII.

Ist Schweden unser, Persien besiegt, Polen unterjocht, die Türkei erobert, sind unsre Heere vereinigt, das Schwarze und das Baltische Meer von unsern Schiffen bewacht, so muß man einzeln und insgeheim, erst dem Hofe von Versailles, dann dem von Wien, den Antrag machen, die Universalmonarchie mit ihnen zu theilen.

Nimmt einer von Beiden den Vorschlag an, was unfehlbar ist, wenn man ihrem Ehrgeize und ihrer Eigenliebe schmeichelt, so bediene man sich des Einen, um den Andern zu vernichten; dann vernichte man auch den Uebrigbleibenden, indem man mit ihm einen Kampf beginnt, der nicht zweifelhaft bleiben kann, da Rußland alsdann schon als Eigenthum den Orient und einen großen Theil Europa's besitzt.

XIV.

Falls, was nicht wahrscheinlich ist, Beide das Anerbieten Rußlands ausschlagen, so muß man dieselben gegen einander aufhetzen, und bewirken, daß sie sich gegenseitig aufreiben. Benutzt Rußland dann den entscheidenden Augenblick, so

schickt es seine im Voraus versammelten Truppen auf Deutschland, während zwei beträchtliche Flotten, die eine aus dem Azowschen Meere, die andere aus dem Hafen von Archangel, mit asiatischen Horden beladen, unter dem Geleit der armierten Flotten des Schwarzen und Baltischen Meers auslaufen. Auf dem Mittelländischen Meere und dem Ocean vorrückend, überschwemmen sie dann von der einen Seite Frankreich, während Deutschland von der andern bedrängt wird, und sind diese beiden Landstriche besiegt, so wird das übrige Europa leicht, ohne Schwertstreich, unter das Joch kommen.

So kann und muß Europa unterjocht werden!

»Diese Mittheilung,« sagt der Chevalier von Eon, »nahmen die Minister von Versailles sehr gleichgültig auf; man hielt die Pläne für unausführbar und chimärisch. Vergebens richtete ich von meinem Schmerzenslager besondere Memoiren an den König, an den Marschall von Belle-Isle, an den Abbé von Bernis, an den Marquis von l'Hôpital, der an Douglas Stelle zum Gesandten in Petersburg ernannt, und endlich an den Grafen von

Broglie, Gesandten in Polen, um ihnen zu erklären, daß der russische Hof den geheimen Plan habe, bei dem bevorstehenden Tode August's III. Polen mit seinen Truppen zu besetzen, um die Wahl des künftigen Königs in Händen zu haben, und sich, Peter's des Großen Plane zufolge, eines Theils seines Territoriums zu bemächtigen; keiner meiner Eröffnungen widmete man eine ernste Aufmerksamkeit, ohne Zweifel, weil sie von einem jungen Manne kamen; jetzt aber (778) sieht man die traurigen Folgen des Vorurtheils, welches man damals gegen mein Alter hatte.«

Neuntes Capitel.

Der Leidende und der Schutzengel. — Unthätigkeit der russischen Armee. — Der Großfürst und die Großfürstinn verkaufen sich. — Officielle Unterhandlungen. — Die Union Frankreichs und Rußlands steht auf dem Puncte, durch eine Taufe aufgelöst zu werden. — Depesche des Marquis v. l'Hôpital und Antwort des Abbé v. Bernis. — Der Marquis v. l'Hôpital ruft den Chevalier von Eon zu Hülfe. — Dritte Reise des hinkenden Chevalier von Eon nach St. Petersburg. — Sturz und Verhaftung Bestucheffs. — Dieses Ereigniß wird Europa durch ein russisches Circular verkündet. — Der Gedemüthigte.

Während der Chevalier von Eon so an sein Schmerzenslager gefesselt war, besuchte ihn oft eine Frau und goß den Balsam des Trostes in seine Wunden.

Diese Frau war die Gräfin von Rochefort.

Des Abends, wenn es dunkel geworden war, oder des Morgens, ehe der Tag anbrach, schlich die

reizende Gräfinn oft, heimlich und leise wie ein Schatten, in das Zimmer ihres Geliebten. Und wenn dieser, von dem Knistern eines Atlas-Schuh's auf dem Teppich oder dem Rauschen eines seidenen Kleides erweckt, plötzlich die Augen öffnete, hielt er nicht selten die geheimnißvolle Erscheinung seiner schönen Geliebten für die eines Schutzengels.

Indeß standen die Angelegenheiten der französischen, östreichischen und russischen Coalition sehr schlecht ..... Nach Eon's Abreise war Elisabeth's Festigkeit immer mehr geschwunden, während Bestucheff wieder mit seinen alten Ansprüchen hervortrat. Nachdem Apraxin, der Feldmarschall der russischen Armee, sich Memel's bemächtigt und die Preußen bei Groß-Jägerndorf geschlagen hatte, zog er sich, von Bestucheff geleitet, nach Curland zurück, und bezog hier ruhig Winterquartiere .... Als Sieger war er vor seinen Siegen geflohen. Allerdings befand er sich in einer schwierigen Lage, zwischen öffentlichen und geheimen Ordres, von denen die einen befahlen, was die andern gradezu verboten. Die Kaiserinn und Woronzow begehrten laut Schlachten; der Großfürst und Bestucheff wollten keine; jene nannten dieselben zum Wohl des Staates und zum Ruhme des Vaterlandes unerläßlich, diese schrieen sie als unheilbringend und enteh-

rend aus. Der Feldmarschall mochte daher thun, was er wollte, eine von beiden Parteien mußte er beleidigen. Vor ihm die regierende Kaiserinn, hinter ihm der künftige Kaiser . . . . er risquierte also entweder, jetzt gleich, oder in Zukunft in Ungnade zu fallen. Deshalb entschloß sich Apraxin kurz, und blieb ruhig in seinem Lager. Sein Sieg über die Preußen enthielt freilich schon genug, seinen Schlaf unruhig zu machen, und fast eben so untröstlich über seinen Triumph, wie er über eine Niederlage gewesen sein würde, schwur er, das Glück, welches ihn so wider seinen Willen begünstigt habe, solle ihm sobald keinen Streich der Art wieder spielen.

Diese Unthätigkeit war der Sache Frankreichs und Oesterreichs nachtheilig, und jede dieser beiden Mächte beschloß, derselben Einhalt zu thun. Mehr als das Cabinet von Versailles bei der hinsichtlich der Schlachtfelder erhobenen Frage interessiert, weil es eine Frage um Leben oder Tod war, gerieth das Wiener Cabinet zuerst auf den Gedanken, diese versteckte, passive Feindseligkeit des Großfürsten und der Großfürstinn zu entwaffnen, die schädlicher war, als die active, blutige Feindschaft Friedrichs. Als gelehrige Schüler Machiavell's, die das Laster überall entdeckten und es selbst unter dem Rocke eines Fürsten und unter einem Königsmantel erreich-

ten, hatten die Minister Maria Theresia's zuvor das Terrain studiert, welches sie auszubeuten gedachten, und fanden endlich den Punct, welchen sie suchten. Man konnte weder Peter, noch Katharina, noch Bestucheff mit dem Eisen angreifen, man that es daher mit Geld. Da man sie nicht bekämpfen konnte, so beschloß man, sie zu erkaufen. Die Bestechung, diese gewöhnliche Waffe der Fürsten, wurde nun gegen die Fürsten angewandt .... und die Bestechung gelang.

Wir haben bei unsern Nachforschungen die officiellen Unterhandlungen und die authentischen Copieen dieses seltsamen Handels gefunden, bei welchem Frankreich und England concurrierten; ein Handel, in welchem eine Kaiserinn-Königinn und ein König sich um das Gewissen eines einstigen Czars und einer künftigen Czarinn stritten, die sie erkauften.

In einer Depesche an den Marquis von l'Hôpital in St. Petersburg trägt der Abbé von Bernis diesem auf, sich zu erkundigen, ob es wahr sei, daß der Großfürst und die Großfürstinn Geld brauchten, und Maria Theresia den Grafen Esterhazy beauftragt habe, mit diesem Fürsten wegen eines Subsidientractats zu unterhandeln, mit welchem Titel sie die Unterstützung bekleidete.

Aber schon war es zu spät. Oesterreich war

Frankreich zuvorgekommen, und der Handel von beiden Parteien zwei Tage vor Ankunft des Briefes an von l'Hôpital von den Parteien unterzeichnet.

In dieser Convention zwischen Maria Theresia und S. K. H. dem Großfürsten von Rußland ist viel von freundschaftlichen, patriotischen Gesinnungen die Rede; er enthält fünf Puncte, in welchen der Großfürst, regierender Herzog von Schleswig und Holstein, sich verpflichtet, die gegenwärtig activen holsteinischen Truppen (das heißt, etwa hundert Mann Soldaten, denen es an Allem fehlte), bereit zu halten, und dieselben im Nothfall im Interesse Maria Theresia's zu verwenden, wogegen diese sich erklärt, von dem Tage der Unterzeichnung an, dem Herzoge jährlich eine Summe von **100,000** Fl. oder **50,000** Bankthalern, in zwei Terminen, in Hamburg zahlbar, als Subsidiengelder zu entrichten, und zwar solle die erste Rate gleich nach Auswechselung der Ratificationen ausgezahlt werden. Diese Convention solle die Dauer des Krieges und noch ein Jahr nach dem Frieden gelten, und könne dann nach Gutdünken prolongiert werden. — Dies geschah am **15.** Juli **1757** in St. Petersburg.

So verkaufte Peter, welcher späterhin Peter **III.** wurde, für Gold den König von Preußen, der der Gegenstand seiner Bewunderung, sein Ideal war!

. . . . Für Gold verkaufte Katharina II. — welche eigentlich den Contract mitgeschlossen hatte, — sich aber hinter ihrem Manne vor der Schmach versteckte, wie sie späterhin vor dem Blute sich hinter Orloff zurückzog, ihr Gewissen an Maria Theresia, auf die sie eifersüchtig war, die sie verabscheute. In diesem bisher unbekannten Zuge liegt etwas ungemein Widriges. Der bisher so gefeierte Name Katharina's erhält dadurch einen Schmutzfleck, der ihn entstellt. Es ist ein Schandfleck auf der Stirn einer Frau, die der Gedanke mit einer Glorie umgiebt. Ein Verbrechen kann groß sein, aber das Laster bleibt immer klein. Eine Katharina, welche ihrem Günstlinge Potemkin ganze Provinzen, Berge von Gold und Tausende von Sclaven schenkt, können wir uns eher denken, als wie sie sich für **50,000** Thaler verkauft und von einer Oesterreichischen Kaiserinn ein Almosen annimmt.

Bestucheff widerstand der Versuchung; er war bereits von England erkauft, und edel genug in seiner Infamie, nicht auf beiden Seiten zuzugreifen. So wußte er seiner Käuflichkeit beinahe Achtung zu verschaffen, indem er sie als eine aus Ueberzeugung hervorgegangene männliche Festigkeit erscheinen ließ.

Diese Vereinigung mit Rußland, welche Frankreich so mühsam und so theuer erkauft hatte, wäre

beinahe durch einen seltsamen Vorfall zerrissen worden. Am 16. September 1757 schrieb der Marquis von l'Hôpital an den Abbé von Bernis folgende Depesche:

»Herr Graf,

». . . . Der Chevalier Douglas, welcher nach Frankreich abzureisen im Begriff ist, wird die Ehre haben, Sie von einer Idee zu benachrichtigen, welche die Czarinn bei Gelegenheit der Schwangerschaft der Großherzoginn gefaßt hat, und welche darin besteht, dem Könige den Vorschlag zu machen, das zu erwartende Kind mit ihr über die Taufe zu halten . . . . Woronzow ist der einzige, welcher um das Geheimniß weiß. Als sie diesem ihre Meinung mittheilte, schlug dieser vor, auch die Kaiserinn-Königinn als Pathe zu nehmen; sie aber entgegnete: »Nein, nein . . . . Niemand als Ludwig XV. und ich. . . .«

Der Brief des Chevalier von l'Hôpital brachte die Minister in große Verlegenheit; er wurde nach allen Seiten erwogen, und endlich in versammeltem Conseil beschlossen, die Sache dem Könige zu verheimlichen. Dennoch scheint derselbe den Brief bald darauf gelesen zu haben. Die Antwort des Abbé von Bernis war folgende:

»An den Herrn Marquis von L'Hôpital.

Versailles, 16 October 1757.

»Mein Herr,

»Ich habe dem Könige den Brief mitgetheilt, mit welchem Sie mich unter dem 16. September d. J. beehrten. Die Frömmigkeit Sr. Majestät bewirkt, daß derselbe die Verpflichtungen eines Pathen nicht als eine bloße Ceremonie ansieht. Da aber die Kaiserinn von Rußland, der Großfürst und die Großfürstinn griechischer Religion sind, in welcher, den Landesgesetzen zufolge, das binnen Kurzem zu erwartende Kind erzogen werden muß, so macht Se. Majestät sich ein Gewissen daraus, der Pathe eines Kindes zu sein, welches nicht in der katholischen Religion getauft wird, und hat dasselbe daher schon mehrern Fürsten abgeschlagen. Obgleich er nun Europa zu zeigen wünscht, daß seine Gesinnungen gegen die Kaiserinn von Rußland, trotz des Benehmens des Marschalls Aprarin, unverändert sind, so kann er doch in den Wunsch der Prinzessinn nicht einwilligen. Sagt man Ihnen davon, mein Herr, so müssen Sie diese Gründe anführen, und hervorheben, daß allein religiöse Grund-

sätze die Ursach sind, weshalb der König leider den Wunsch der Kaiserinn nicht erfüllen kann.

»Ich bin ꝛc.

»Graf von Bernis.«

»P. S. Das Klügste wäre, diese Frage zu umgehen, ohne daß die Kaiserinn sich dadurch verletzt fühlen kann; und zu dem Zwecke ein Mittel auszusinnen, ist Niemand fähiger, als Sie.«

Welch ein sonderbarer Mann ist dieser Ludwig XV! Er, der in jeder Minute die heiligsten Gesetze der Moral und Kirche verletzt, der Gewissen und Schamhaftigkeit mit Füßen tritt, der im Angesichte Europa's und der Welt sein eheliches Bett, und sein Königsscepter durch die Berührung der unreinsten Genüsse befleckt, der die Prostitution ermuthigt und den Ehebruch krönt, er macht sich ein Gewissen daraus, der Pathe eines Kindes zu sein, welches nicht in der katholischen Religion getauft werden wird!

Elisabeth war auf das Höchste piquiert. Sie hatte ihrem vielgeliebten Bruder wirkliche Avancen gemacht; durch eine Zurückweisung derselben fühlte sie sich in demjenigen verletzt, was einer Frau am

empfindlichsten ist, in der Eigenliebe. Ludwig XV. und seine Sache hatten die Hälfte ihres Gewichts in ihrem Herzen verloren .... Bestucheff rieb sich die Hände und erhob das Haupt. Er triumphierte! .... Aber in allen Ländern und Zeiten ist der Tarpejische Fels dem Capitol nahe.

Der Marquis von l'Hôpital bemerkte sogleich die Veränderung der Czarinn, sah die darin liegende Gefahr für die drei alliierten Mächte, und beschloß, dem Uebel abzuhelfen, ehe es weiter um sich griffe. Die Abnahme einer Zuneigung geht leicht bei den Frauen. Der alte Hofmann weiß es, und beschließt, um dem Strome einen Damm entgegenzusetzen, einen Helfer herbeizuschaffen.

Elisabeth hat die Rückkehr des Chevalier von Eon gewünscht. Sogleich schreibt der Marquis nach Versailles und reclamiert den ersehnten Geliebten.

»Lieber Kleiner,« schreibt er an den Chevalier von Eon selbst, »mit Kummer habe ich Ihren Unfall vernommen. Kommen Sie zu uns, und rechnen Sie auf meine Freundschaft und meine Achtung.«

Zu gleicher Zeit schreibt Douglas an den Chevalier von Eon: »Auch ich umarme Sie, und wünsche, daß Sie schon vor Empfang dieses Briefes abgereist sind, um sich zu Ihrem würdigen Beschützer

zu begeben, der Ihnen eine stärkere Stütze sein wird, als tausend Beine sein könnten. Ganz der Ihrige.«

Der Chevalier von Eon war noch nicht ganz wieder hergestellt; aber auf höhern Befehl mußte sein Bein geheilt sein, und er machte sich wieder auf den Weg nach St. Petersburg. Als Bestucheff die Rückkehr desselben erfuhr, bekam er Furcht, als habe er eine Ahnung von der Zukunft, und erklärte dem Marquis von l'Hôpital: der junge von Eon sei ein gefährliches Subject; seine Rückkehr sähe er keineswegs gern, da er ihn für fähig halte, die Ruhe des Reichs zu stören.

Der französische Gesandte freute sich nur desto mehr auf seine Ankunft.

Einige Monate nach der Ankunft des Chevalier von Eon, am 24. Februar 1758, wird Bestucheff, den augenblickliches Gelingen verblendet hat, mitten im Conseil auf Befehl der Czarinn verhaftet. In seinen Papieren findet man eine geheime Correspondenz mit Friedrich von Preußen, in welcher auch die russischen Generale Apraxin und Tottleben betheiligt sind. Auch diese werden sogleich an der Spitze ihrer Armee verhaftet, und, sammt dem Kanzler, tief in Sibirien hineingeschickt, von wo Bestucheff erst unter Katharina's II. Regierung zurück-

kehrte. Da erlangte er seine Freiheit wieder, aber nicht seine Allmacht! . . . .

So endete Bestucheff-Riumin, einer der nervigsten Arme, welche Rußlands Zügel geführt haben. Seine Macht war so festgewurzelt, daß sie unangreifbar zu sein schien. Die Welt hallte wieder von seinem Sturze, und die Nachricht davon wurde in folgenden Bülletins allen diplomatischen Agenten übergeben:

Note für Se. Excellenz, den Herrn Marquis von l'Hôpital, französischen Gesandten am russischen Hofe.

»Seit längerer Zeit schon hatte die Kaiserinn Ursach, gegen den Kanzler Bestucheff Mißtrauen zu hegen, begnügte sich aber bis jetzt aus angeborner Seelengröße und Milde, seine Schritte zu beobachten.

»Endlich überzeugte Ihre Majestät sich leider, daß ihr Verdacht gegen diesen Menschen gegründet*), da man eine Menge Verbrechen, Intriguen und Anschläge entdeckt hat, welche auf nichts Geringeres, als auf Hochverrath abzweckten.

»Je mehr er Gott, seine Pflicht, den Eid der Treue und die Gnadenbezeugungen vergessen hat,

*) Gegen diesen Menschen! So nannten sie denjenigen, vor dessen Allmacht sie zwanzig Jahre gezittert hatten.

womit Ihre Kaiserliche Majestät, nicht weil er sie verdiente, sondern einzig aus Milde und Großmuth ihn überhäufte, desto mehr sieht dieselbe sich gezwungen, für einen Augenblick ihre hochherzigen Gesinnungen zurückzudrängen, und ihrer gemißbrauchten Geduld müde, zur Gerechtigkeit ihre Zuflucht zu nehmen.

»Zu dem Zwecke hat die Kaiserinn befohlen, genannten Bestucheff-Riumin, ihren ehemaligen Kanzler, zu verhaften, ihn aller Aemter und Würden zu entsetzen, und eine Untersuchung gegen ihn und seine Complicen einzuleiten.

»St Petersburg, den 15. — 26. Februar 1758.«

Diese verschiedenen Billets meldeten den Königen der Erde den Sturz eines Riesen, und der Erhabenheit des Gesunkenen mangelte nichts, nicht einmal die Fußtritte des Neides.

Michel von Woronzow, der Vicekanzler, wurde der Erbe dieser ungeheuren Hinterlassenschaft. Von diesem Tage an hatte die unter den Fahnen des Tractats von Versailles vereinigte Coalition nichts mehr zu besiegen, als die Flotten Englands und die Armeen des Königs von Preußen.

Das war um die Hälfte zuviel!

Zehntes Capitel.

Unterhandlungen wegen des Prinzen von Conti. — Er überwirft sich mit der Pompadour. — Aufgeben der angesponnenen Unterhandlungen. — Eon bleibt der Sache des Prinzen treu. — Elisabeth will den Chevalier von Eon für immer an sich fesseln. — Weigerung dieses. — Seine Briefe an Tercier und von Bernis. — Elisabeth eifersüchtig auf Nadège. — Plan zur Abreise der beiden Liebenden. — Das Certificat eines Arztes. — Abschied. — Ohnmacht. — Anticipierte Entschuldigung einer bevorstehenden Untreue des Chevalier von Eon. — Er nimmt wiederum Frauenzimmerkleider an und bringt Nadèges Brief an Sophie Charlotte von Mecklenburg. — Das Herz einer Deutschen. — Er wird krank. — Die junge Herzoginn pflegt ihn. — Genesung und Undankbarkeit. — Beleidigung und Verzeihung.

Mitten unter den politischen Unterhandlungen, die sein Glück so schön zu Ende geführt hatte, hatte der Chevalier von Eon keineswegs das Interesse des Prinzen von Conti vergessen. Schon hatte er von der Czarinn das Versprechen eines Oberbefehls über die russischen Armeen und die Investitur Curlands erhalten, als der von ihm so geschickt geschürzte

Knoten plötzlich zerrissen wurde. Der Chevalier von Eon hatte bei seiner Rückkehr nach Frankreich alles Nöthige mitgebracht und legte die Details Ludwig XV. vor, der mit augenscheinlicher Zufriedenheit alle daraus hervorgehenden Vortheile zu betrachten schien und schon sagen konnte: mein Vetter ist König! als die Pompadour durch eine ihrer gewöhnlichen Zänkereien alle Hoffnungen umstürzte. Die Favorite hatte sich mit dem Prinzen von Conti überworfen, der Chevalier führt den Grund dieses Zerwürfnisses nicht an, und dieses Mißverständniß war für die Projecte des Prinzen tödtlich. Er sah es ein, und that alles Mögliche, um die Sultaninn zu versöhnen. Aber der Prinz demüthigte sich vergebens vor der Hure, der Cousin des Königs flehte ohne Erfolg die Maitresse des Königs an, die Pompadour blieb unerbittlich. Man trug dem Chevalier von Eon auf, die Unterhandlungen auf sich beruhen zu lassen und die Angelegenheit des Prinzen völlig aufzugeben, wie er an den Grafen von Broglie ein Jahr nach Ludwig's XV. Tode schreibt.

„London, 12. Juni 1775.

»Herr Graf,

» . . . . Der geheime Zweck meiner Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1757 war der, dem Prin-

zen von Conti von Seiten der Kaiserinn und des Grafen von Woronzow die Versicherung zu bringen, daß er den Oberbefehl über die Armée und das Fürstenthum Curland erhalten solle, wenn der König wolle *) ... Aber nach vielen geheimen Zusammenkünften zwischen dem Prinzen und mir, zerfiel jener mit Frau von Pompadour; und als ich mit einer entscheidenden Antwort nach Rußland zurückkehren sollte, wollte sich der König zu nichts entschließen, obgleich der Prinz mich fünf Tage in Straßburg versteckt hielt, um dort seinen letzten Courier abzuwarten.«

Der Prinz hoffte auf Ludwig's XV. Zuneigung; aber der Monarch wägte nicht, seiner Geliebten zu mißfallen, und opferte dem Willen derselben seine eignen Wünsche und die Bitten seines Verwandten auf. Der König von Frankreich fürchtete sich vor einem Weibe, und war in nichts treu, als in seiner Furcht, in nichts stark, als in seiner Schwäche.

So vereitelte die Laune einer Courtisane ein Unternehmen, welches, zu Ende geführt, der Welt vielleicht für immer eine andere Gestalt gegeben haben würde. Wäre der Prinz von Conti König von Polen geworden, so würde die Poiltik Ludwig's XV.

*) Diese Worte sind von dem Chevalier von Eon ausradiert.

welche die Familieninteressen denen der Nation vorzog, und im Nothfall letztere den erstern opferte, sich für verpflichtet gehalten haben, die Sache eines Sohnes Frankreichs zu unterstützen. Dann wäre Polen nicht überfallen und getheilt; die jetzt getrennten Glieder seines edlen Körpers würden noch vereint sein; vielleicht stände die alte Nation noch gewaltig und stark da, und würde durch ihr Gewicht in der Wagschale Europa's mitwägen. Von welchen geringfügigen Ursachen hängen oft die Schicksale der Welt und die Umwälzungen der Reiche ab! Von dem intoleranten Willen einer Maintenon, antwortet das Zeitalter Ludwig's XIV. . . von den Launen einer Pompadour oder Dubarry, sagt das Ludwig's XV.

Von dieser Zeit an waren die Pompadour und der Prinz von Conti geschworne Feinde, und die kriegführende Miliz der Salons von Versailles theilte sich in zwei feindliche Lager. Der Chevalier von Eon blieb seiner ältern Fahne, der des Prinzen Conti, getreu. Seit seinem zufälligen Zusammentreffen mit der Pompadour, und der unfreiwilligen Gunst, welche er von ihr genossen, hatte diese ihn mehr als Schützling, denn als Geliebten oder Freund behandelt. Ihr stolzes Wohlwollen hatte den Chevalier, dessen Selbstgefühl sehr empfindlich war, sogar beleidigt. Nachdem die Favorite die Discretion eines Mannes,

dem der Zufall sie in die Arme geführt, eher zu bezahlen, als zu verdienen gesucht hatte, that sie in Hinsicht seiner dasjenige, was eine Frau in Hinsicht dessen thut, den sie nicht mehr, weder liebt, noch fürchtet; sie hatte ihn vergessen. Der Prinz von Conti dagegen war stets seinem vertrauten Verhältnisse mit dem Chevalier von Eon, seinem Mitarbeiter beim Versemachen, treu geblieben, und diese doppelte Verbindung hatte zwischen ihnen eine Art solider Brüderschaft erweckt, die bei Beiden gleiche Gesinnungen voraussetzte.

Zum dritten Male nach Rußland zurückgekehrt, blieb der Chevalier daselbst bis **1760**. . . Verliebter als je, wollte Elisabeth ihn für immer an sich fesseln, und durch den Marquis von l'Hôpital und den Kanzler Woronzow deshalb ein officielles Gesuch an den Abbé von Bernis richten lassen. Ludwig XV. und von Bernis zeigten sich dieses Mal Beide galant, und willigten in den Wunsch der Czarinn. Aber der Chevalier von Eon schlug den Antrag aus; er schrieb deshalb an Herrn Tercier:

»Lieber Herr,

»Ich habe dem Herrn Marquis von l'Hôpital ohne Mühe alle meine Gründe auseinander gesetzt Ich darf es sagen, wegen der Freundschaft, welche er gegen mich hegt, würde er es ungern sehn, wenn

ich ihn verließe, und verlöre ich seine Freundschaft, so würde ich dafür seine Verachtung gewinnen. Ich habe ihm daher mit aller Freimüthigkeit, deren ein Bourguignon nur immer fähig sein mag, erklärt, daß ich den Dienst Frankreichs nie um alle Kaiser und Kaiserinnen der Welt aufgeben würde, und daß kein Beweggrund je im Stande sein könnte, meine Gesinnungen zu ändern: weder Ehren, noch Schätze.«

»Ich bekenne es Ihnen frei, lieber will ich in Frankreich nicht wissen, wovon ich leben soll, als hunderttausend Livres Renten in Furcht und Sclaverei zu verzehren haben. Regnare nolo, dum liber non sum mihi.«

»Das ist mein Glaubensbekenntniß. Ich bin überzeugt, daß weder Sie, noch der Herr Abbé von Bernis über meine Gesinnungen zürnen. Hätte ich einen Bastardbruder, so würde ich ihn ersuchen, diese Stelle einzunehmen; ich aber bin legitim, und zufrieden, auf dem Düngerhaufen, auf welchem ich geboren wurde, wie ein treuer Hund zu sterben.«

»Ich bin mit Achtung u. s. w.

»Chevalier von Eon.«

Und an den Abbé von Bernis:

»Gnädiger Herr,«

» . . . Indem ich Ihnen für die Güte danke, mit welcher Sie sich meiner annehmen, bitte ich Sie,

mich stets zu vergessen, wenn es sich um eine Anstellung handelt, welche mich zwingen würde, Frankreich für immer zu verlassen.«

»Seit ich in St. Petersburg bin, ist es meine Maxime, Sibirien stets den Rücken zuzukehren, glücklich genug, ihm entgangen zu sein. Alle meine Wünsche und meine beiden Augen sind beständig auf mein Vaterland gerichtet! . . .«

Mit diesen patriotischen Gesinnungen, welche seine Weigerung dictierten, verband sich eine andere, die er nicht sagte, welche aber seit lange schon laut in seinem Herzen redete: der Wunsch, der armen verwaisten Nadège, welche ihm die einzigen Güter, welche sie auf der Welt besaß . . . ihre Liebe und ihre Ehre, geopfert hatte, einen Namen, eine Stütze, einen Gatten zu geben. Zu dem Zwecke aber war es erforderlich, daß Beide, um der Rache der Czarinn zu entgehen, Rußland verließen.

Seit einiger Zeit hatte Elisabeth Verdacht auf ihre Liebe, und wurde von Eifersucht gequält. Die Erinnerung an Eudoxia Lapukin schwebt noch über der Czarinn und offenbart dem Chevalier von Eon in blutigen Zügen Alles, dessen diese fähig ist . . . Nadège hat nur noch eine einzige Freundinn auf Erden, welche sie dieser Gefahr entreißen kann: Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz. Fordert

die junge Herzoginn, Nadège's Landsmänninn, ihre Gespielinn von der Kaiserinn, so ist anzunehmen, daß Elisabeth gern dem Wunsche der jungen Deutschen zuvorkommen und diese Gelegenheit benutzen wird, die Nebenbuhlerinn, auf welche sie eifersüchtig ist, zu entfernen.

Das ist der Plan, welchen der Chevalier von Eon entwarf, und Nadège ergreift die Feder und schreibt an Sophie Charlotte einen jener lieblichen Briefe eines Kindes an ein Kind. »Ich sterbe vor Langeweile,« schrieb sie ihr; »und vor Verlangen, Dich zu sehn, Dich zu umarmen; rufe mich zu Dir.« Und der Chevalier von Eon ging zu dem Arzt der Kaiserinn und der französischen Gesandtschaft, Herrn Poissonnier, und sagte ihm: »Ich bin krank, ich bin sehr krank; verordnen Sie mir, lieber Freund, eine Reise nach der Heimath. Eine Reise nach Frankreich ist mir unerläßlich nothwendig geworden; machen Sie daraus für mich eine Frage auf Leben und Tod, und Sie werden vielleicht nie eine wahrhaftere Verordnung vorgeschrieben haben.« Der gefällige Arzt stellte ihm das Certificat aus, und mit diesem ärztlichen Passe bewaffnet, traf der Chevalier Anstalten zur Abreise; denn er hielt diese schnelle Abreise für seinen Plan ersprießlich.

Elisabeth war untröstlich, sich wiederum von

ihrem Geliebten getrennt zu sehn. Die alte Sytene wandte vergebens alle weiblichen Listen, alle kaiserlichen Verführungen an, um ihn an sich zu fesseln. Doch ließ sie sich von ihm das Versprechen einer baldigen Rückkehr geben, und überhäufte ihn mit Ehre und Geschenken.

Als der Chevalier von Eon Elisabeth verließ, nahm er Abschied von Woronzow. »Ich bin betrübt,« sagte ihm dieser Minister, »Sie abreisen zu sehn, obgleich Ihre erste Reise hieher, mit dem Chevalier Douglas, meiner Gebieterinn mehr als 200,000 Menschen und funfzehn Millionen Rubel gekostet hat.«

»Ich gebe es zu,« antwortete der Chevalier; »aber Ew. Excellenz muß ebenfalls bekennen, daß Ihre Gebieterinn und deren Minister einen Ruhm erlangt haben, der so lange dauern wird, als die Welt steht.«

Dieses Gespräch über den Ursprung und die Folgen des siebenjährigen Kriegs, sagt der Chevalier, ist ein Beweis von der bis jetzt unbekannten Uninteressiertheit, mit welcher Elisabeth sich mit Frankreich verbündet hatte.

Während dieser Zeit harrte Nadège und weinte. Es war ihr, als solle sie ihren Freund für immer verlieren, und als wäre diese Abreise der Anfang ihrer

ewigen Trennung. Durch eine Art Sympathie erwachte in der Seele des Chevalier dieselbe Ahnung, und paralysierte seinen Muth. Die beiden Kinder lagen vor ihrer Trennung einander weinend in den Armen . . . doch der Chevalier ermannte sich und zerriß zuerst diese Kette, während seine Geliebte blaß wie der Tod wurde, ein Geschrei ausstieß, die Hand des Geliebten nochmals heftig an ihren Busen drückte und ohnmächtig niedersank. Der Chevalier rief die mit ihrer Liebe vertraute Kammerfrau, übergab die junge Waise ihrer Pflege und entfloh dieser herzzerreißenden Scene, nachdem er einen letzten Kuß auf die Stirn der bewußtlos Daliegenden gedrückt . . . Aber Nadège's Schmerzensruf schwebte ihm unaufhörlich vor, und begleitete ihn noch lange auf seinen Reisen.

Er war der Ueberbringer des Briefs Nadège's an Sophie Charlotte. Denselben einem Dritten, oder gar der moscovitischen Post anzuvertrauen, wo die Heiligkeit des Briefgeheimnisses keineswegs respectiert wurde, wäre gefährlich gewesen. In dieser Hinsicht war die barbarische Regierung Elisabeths völlig civilisiert. In Wien angekommen, sollte der Chevalier den Brief durch einen treuen Boten sogleich nach Neu-Strelitz senden; plötzlich aber ergriff ihn eine unwiderstehliche Lust, den Brief selbst zu überbringen.

Freilich sah er hierin nur ein Mittel der Vorsicht, auch konnte er auf diese Weise leicht den Entschluß der jungen Herzoginn erfahren, der ihm sonst erst viel später bekannt geworden sein würde . . . die Ungeduld, Nadège's und sein Schicksal zu erfahren, ließ ihm keine Ruhe. Und mit diesem Motiv verknüpfte sich ein anderes, welches er sich indeß nicht eingestand. Es war eine Art Neugierde, ein Verlangen, diejenige kleine Prinzessinn wiederzusehn, deren Mund und schöne Augen er mit so unbeschreiblichem Vergnügen geküßt hatte. Das Andenken an diese Küsse hatte einen Reiz für ihn, der, ihm unbewußt, viel zu seinem Entschlusse beitrug.

Aber er konnte nicht anders das Vertrauen der jungen Herzoginn gewinnen, als wenn er sein früheres Costüm wieder annahm. In einem Augenblicke wurde er wieder zur Frau, verwandelte sich vom Kopf bis zu den Füßen, nahm eine Duenna an, und fuhr als junge Dame in derselben Postchaise ab, welche ihn als jungen Mann von St. Petersburg nach Wien gebracht hatte.

Er kam in Neu-Strelitz an.

Sophie Charlotte war größer geworden. Vier Jahre hatten aus dem Kinde eine Jungfrau gemacht, die Knospe hatte sich zur Blume entfaltet. Sie nahm ihren Gast ohne Mißtrauen und mit offe-

nen Armen auf. Die deutschen Mädchen haben ein langes Gedächtniß für die Empfindungen ihres Herzens, so leicht es auch ist, einen Eindruck auf sie zu machen; sie kennen weder Gleichgültigkeit, noch Vergessen. Von Natur zärtlich, sind sie durch ihren Charakter, wo nicht treu, doch beständig. Von Herzensgüte durchdrungen, ist es ihnen kaum möglich, eine Zuneigung unerwiedert zu lassen. In der Liebe unterliegen sie oft nur deshalb, weil man sie angreift; aber von dem Tage an, wo sie erliegen, ist ihre Hingebung grenzenlos. Freundschaft oder Liebe, Zärtlichkeit oder Leidenschaft, eine reine oder eine strafbare Flamme, was auch das Band sei, sie zerreißen selten den Knoten.

Kaum in Neu-Strelitz angekommen, wurde der Chevalier, der sich schon in Wien unpäßlich gefühlt hatte, ernstlich krank; denn die Aufregung seines Innern hatte sich auch dem Körper mitgetheilt.

Die junge Herzoginn ruhte nicht, bis die Chevalière — denn sie hielt ihn ihr ganzes Leben lang für ein Frauenzimmer, — sich unter ihrer speciellen Obhut befand. Sie war ihre Pflegerinn und ihr Arzt, und widmete ihr alle jene zarte Aufmerksamkeit, deren nur ein Weib fähig ist.

Nach wenigen Tagen war der Kranke außer Gefahr, nach einigen Wochen auf der Besserung.

Aber die Zeit seiner Genesung verlängerte er so viel als möglich, da er durch eine völlige Wiederherstellung zuviel verloren hätte. Indeß, als sei es absichtlich geschehen, eilt der Himmel mit seiner Genesung. Vergebens nimmt er zu allen jenen kleinen Uebeln seine Zuflucht, welche einem verzogenen Kinde, oder einer Frau, welche Vapeurs hat, stets zu Gebote stehn. Er wird wider seinen Willen gesund; die offenbarste Gesundheit strahlt aus seinem Gesichte, und macht ihn untröstlich.

Während dem dankt Charlotte inbrünstig Gott für seine Heilung. In ihrer schönen Seele war eine herzliche Freundschaft für die leidende Chevalière erwacht, eine Freundschaft zwischen zwei Frauenzimmern, eben so rein und unschuldig, als sie von den verderblichsten Folgen sein sollte.

Eilftes Capitel.

Sophie Charlotte reclamiert Nadège Stein von der Kaiserinn Elisabeth. — Der Chevalier von Eon kehrt nach Frankreich zurück und legt die Frauenkleider ab. — Das Frieſel. — Erſter Brief des Marquis von l'Hôpital wegen der Terza Gamba. — Der Chevalier von Eon tritt in die Armee des Oberrheins. — Seine Anhänglichkeit an die Familie von Broglie. — Beſorgniſſe wegen Nadège. — Conjecturen. — Verzweiflung und Thaten. — Wird verwundet. — Hörter, Ultropp, Oſterwick, Wolfenbüttel. — Sophie Charlotte wird Königinn von England. — Politiſche Urſache dieſer Heirath. — Lord Bute und König Georg III. — Eon reist incognito nach England. — Die Königinn Sophie Charlotte reclamiert abermals Nadège Stein. — Zweiter Brief des Marquis von l'Hôpital wegen der Terza Gamba. — Tod der Kaiſerinn Eliſabeth-Petrowna. — Brief der Kaiſerinn Katharina II. an die Königinn Sophie-Charlotte. — Aufklärungen.

Der Chevalier ſtand zwiſchen der jungen Fürſtinn und Nadège wie ein Bruder zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern, oder vielmehr, wenn er die Letztere glühend liebte, ſo empfand er für Sophie Charlotte jene innige, doch ehrerbietige Freundſchaft, die ein unverdorbenes Herz der Tugend und Her-

zensreinheit nothwendig zollen muß, und die eben so hoch über allen Verdacht erhaben ist, als sie nur gar zu leicht von dem Gifte desselben besudelt wird.

Es wurde dem Chevalier leicht, Sophie Charlotte zu einer Verwendung bei der Kaiserinn von Rußland für Nadège zu vermögen. Zugleich schrieb sie an Nadège selbst, und der Chevalier schloß seinen Brief in den ihrigen mit ein, weil er ihn hier unter dem Siegel der Herzoginn von Mecklenburg-Strelitz in Sicherheit glaubte.

Die Zeit der Abreise nahte. Sophie Charlotte versprach der Chevalière, Alles zu thun, was in ihren Kräften stände, um Nadègen ein ruhigeres Loos zu bereiten; sie bat ihre Freundinn, sich in jeder Lage des Lebens, wo und was es auch sei, dreist sich an sie zu wenden, und ihres Schutzes versichert zu sein.

Als der Chevalier von Eon Mecklenburg verließ, legte er seine Frauenkleider ab, um sie, wie er glaubte, nie wieder anzunehmen!

Bei seiner Ankunft in Versailles wurde er von dem Herzog von Choiseul, welcher an des Abbé von Bernis Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, pomphaft empfangen. Er hatte Elisabeths Ratificationen eines neuen Vertra-

ges vom 30. December 1758 und einer See-Convention mitgebracht, in welche Rußland, Schweden und Dänemark getreten waren. Es war die vierte und letzte Negociation, welche von ihm unternommen und zu Ende geführt war. Ludwig XV. gab ihm eine Privataudienz und schickte ihm ein Pensionshrevet von 2000 Livres aus dem königlichen Schatze (24. Decbr. 1760). Während er so von den Mächten der Erde begünstigt wird, erreicht ihn die Gerechtigkeit des Himmels. Er wurde ernstlich krank.

Als der Marquis von l'Hôpital das seinem Benjamin zugestoßene Unglück erfuhr, schrieb er ihm folgenden Brief, in welchem das Epigramm sich mit der zärtlichsten Theilnahme vermischte. Zugleich ist dieser Brief der erste, in welchem er auf gewisse organische Schwächen unsers Helden anspielt.

St. Petersburg, 30. Jan. 1761.

»Ich bin jetzt, lieber Eon, der tödtlichsten Besorgniß entrissen und über Ihr Leben beruhigt.«

»Hoffentlich hat das Friesel Sie von allen Unannehmlichkeiten, die auf Ihnen lasteten, befreit, und die Terza Gamba wird Sie endlich die Freuden der Liebe kennen lehren, wären es auch nur die der ehelichen!«

»L'Hôpital.«

Der Chevalier von Eon war damals im Felde. Glücklich den Händen seiner Krankheit und der Politik entgangen, von seiner Unthätigkeit gelangweilt, ergriff ihn die Lust, während er Nadège's Ankunft erwartete, die Schlachtfelder zu besuchen und sich auf einige Monate unter die Fahnen des Mars zu reihen, bevor er sich auf das ganze Leben unter das Banner Hymens enrollierte. Das ganze Europa schlug sich. Der Chevalier von Eon bat den König um Briefe, die ihn zu den Dragonern des Marquis von Autichamp, Neffen des Marschalls von Broglie, brachten, und so wurde er denn Adjutant des Marschalls und des Grafen seines Bruders. Die politischen Verbindungen, welche ihn bereits an das mächtige Haus Broglie knüpften, wurden dadurch nur noch enger. So ungleich auch die gesellschaftliche Stellung sein mochte, sehen wir den Chevalier von Eon späterhin doch immer allen Glückswechseln des Grafen von Broglie folgen; groß in seinem Apogäum, gering in seinem Perigäum, wird er sich in seiner Bahn bewegen wie der kleine Planet um den großen, und der Satellit jenes Gestirns werden, nach dessen Glanze Ludwig XV. so lange seinen irrenden, ungewissen Lauf regulierte.

Indessen waren einige Monate verflossen, seit

die junge Herzoginn von Mecklenburg Nadège Stein von der Kaiserinn erbeten hatte, und Nadège war noch nicht gekommen, ja Eon hatte nicht einmal auch die entfernteste Nachricht bekommen. Erstaunt schrieb er an Sophie Charlotte, aber auch diese wußte nichts. Darüber betroffen, wandte er sich an Poissonnier, den Gesandtschaftsarzt, welchem er sein Krankheitscertificat verdankte, und der halb in sein Geheimniß eingeweiht war. Endlich kam nach drei qualvollen Monaten folgende Antwort an:

Brief des Herrn Poissonnier, Arzt der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg und Leibarzt der Kaiserinn Elisabeth.

St. Petersburg, 10. Febr. 1761.

»Mein lieber Eon,«

»Ihr Brief ist mir unverletzt unter dem Siegel des Herrn Marquis von l'Hôpital zugekommen. Diese Vorsicht ist gut; denn das Briefgeheimniß soll hier nicht heilig sein.«

»Ich habe mich nach der Person, von welcher Sie reden, und für die Sie sich sehr zu interessieren scheinen, erkundigt.«

»Die junge Nadège Stein gehört nicht mehr zu den Edelfräulein der Kaiserinn, ja, ist nicht einmal mehr in St. Petersburg. Schon seit längerer

Zeit ist sie vom Hofe verschwunden, und was aus ihr geworden, weiß man nicht.«

»Dieses Verschwinden hat zu vielen Conjecturen im Palais Veranlassung gegeben; am allgemeinsten ist diejenige verbreitet, die Arme sei schwanger gewesen, das habe die Kaiserinn bemerkt und sie eingesperrt. Ich habe im Vertrauen den Kanzler Woronzow gefragt; er weiß nichts Gewisses, außer daß Sie sich die Ungnade der Kaiserinn zugezogen haben. Er sagte mir, er freue sich, daß Sie nicht in St. Petersburg wären, und ersucht Sie dringend, nicht dahin zurückzukehren. Denselben Rath gebe auch ich Ihnen, lieber Eon. Ich werde fortfahren, Nachrichten über das Schicksal Nadège's einzuziehn, und erfahre ich etwas, so theile ich es Ihnen durch den Herrn Marquis von l'Hôpital mit, der vor Ende des Monats nach Frankreich abreist.«

»Gedulden Sie sich, lieber Eon, und vor allen Dingen kommen Sie nicht hierher. In der Liebe soll Elisabeth unversöhnlich sein. Hat sie, wie Alles beweist, Nadège Stein aus Eifersucht eingesperrt, so würde Ihre Gegenwart ihr Todesurtheil sein. Sie können sie nur dadurch retten, daß Sie ruhig bleiben, und sie ganz vergessen zu haben scheinen. Rühren Sie sich nicht, ich werde Ihnen Alles mittheilen,

was ich in Bezug auf sie erfahre. Gedulden Sie sich also und bleiben Sie ruhig.«

»Ist es auch wohl recht von Ihnen, lieber Eon, daß Sie der Sultaninn einer Odaliske wegen untreu geworden sind, und auf dem Altare der Dienerinn geopfert haben, während die Gebieterinn sich über die Sparsamkeit Ihrer Opfer beklagte, und rief, daß Sie ihren Hunger ungestillt ließen?«

»Uebrigens muß ich Ihnen, — d. h. unter vier Augen — bekennen, daß der Gesundheitszustand der Kaiserinn sich mit jedem Tage verschlimmert, und ich fürchte, daß meine Kunst und mein Eifer nichts mehr helfen werden.«

»Haben Sie die Güte, Herrn N. zu sagen, u. s. w., u. s. w.«

»Ich bin, lieber Eon, Ihr ergebener

»Poissonnier.«

Als der Chevalier von Eon diesen Brief las, fiel er fast in Ohnmacht. Dieser Schwäche folgte eine schreckliche Angst. Was sollte er thun? Nach St. Petersburg gehn und sie von Elisabeth selbst zurückfordern? Eine Stimme rief ihm zu: »Geh', und du wirst sie finden!« Aber eine andere antwortete ihm: »Bleibe, oder du tödtest sie!« Vor ihm und hinter ihm öffnet sich ein weiter Schlund,

der ihn schwindlich macht. Dennoch verzieht sich die Wolke allmälig; obgleich verwirrt, sind seine Augen dennoch im Stande, die Lage, in welcher er sich befindet, zu erkennen. Er sieht nun alle Gefahren der Reise, zu welcher sein Herz ihn treibt; und diese Gefahren erschreckten ihn, denn sie drohten nicht ihm. Er las den Brief des Arztes noch einmal, sah die Vortrefflichkeit des Rathes ein, welchen derselbe ihm gab, und als er wiederum an die Worte kam, Nadège sei wahrscheinlich schwanger, wurde er von einem inneren Schauder ergriffen. Er erinnerte sich plötzlich der Ohnmacht, des Schmerzensschreis, welchen Nadège ausgestoßen . . . nun war ihm Alles hell. Es war zugleich ein Blitz und ein Donnerschlag. »Sie ist Mutter!« murmelte er; seine Arme bleiben erhoben, der Mund offen, der Körper von einem convulsivischen Zittern bewegt; er scheint Elisabeth ein Zeichen zu geben und ihr zu sagen: »Halt! Gnade! Gnade für sie und ihr Kind; schone sie, ich will sie Dir nicht mehr entreißen, siehe, ich bleibe ja ruhig hier!«

Er blieb also. Zu den Beweggründen der Vorsicht kamen noch andere, welche aus seiner jetzigen Lage hervorgingen. Er gehörte zu der Armee des Oberrheins, und diese Armee, deren Operationen unglücklich gewesen waren, war von den triumphierenden

Truppen Friedrichs von Preußen umzingelt. Das Schlachtfeld in der Stunde der Gefahr zu verlassen, wäre eine Schmach gewesen, und was jeden Andern fortgetrieben hätte, mußte einen Mann von Muth fesseln. Uebrigens ist die Gefahr für den Chevalier von Eon eine Art Reiz geworden; statt sie zu fliehen, sucht er sie auf; statt ihr auszuweichen, bietet er ihr die Stirn; überall wo es gilt, ein Leben auf das Spiel zu setzen, bietet er sich an; wo irgend eine Expedition, eine schrankenlose Hingebung es erfordert, nimmt er sie in Anspruch. Auch wies seine militairische Carrière bald mehrere Züge von Tapferkeit, die ihn unter den Muthigsten auszeichneten. Als er ankam, mußte er seinen Titel erst verdienen, seine Epaulettes durch Thaten erst verzeihlich machen; Officier durch Gunst, trug er den Makel der Protection. Aber die Feuertaufe wusch bald diesen Flekken ab.

In Höxter unternahm er es mit einigen auserlesenen Leuten, die Pulvervorräthe der ganzen Armee, welche am rechten Ufer der Weser geblieben waren, herüberzuschaffen; eine gefährliche Operation, sagt der Rapport des Marschalls von Broglie, die er ausführte, indem er unter den Augen und Kanonen des Feindes zweimal über den Fluß hin- und zurückfuhr.

In dem Treffen von Ultropp wurde er, von seiner Hitze dahingerissen, fast zu gleicher Zeit an der rechten Hand und am Kopfe verwundet. Trotz dieser beiden Blessuren trieb er die Hochschotten mit einem einzigen Regiment Schweizer und Grenadiere aus der Champagne in die Schluchten der Gebirge des Lagers von Einbeck und auf das Lager der Engländer zurück.

In Osterwiek muß sich der Marschall von Broglie mit dem Prinzen Xaver von Sachsen, der mit der Belagerung Wolfenbüttels beschäftigt, und von welchem er durch die Preußen getrennt ist, in Communication setzen. Der Chevalier von Eon übernimmt diese schwierige, gefährliche Mission; er nimmt achtzig auserlesene Dragoner mit, wirft sich unversehens auf den Feind, und nimmt das ganze preußische Freicorps Rhees gefangen. Er dringt bis zu dem Prinzen von Sachsen, übergiebt ihm die Ordre, die belagerte Stadt mit Sturm anzugreifen, und, Dank dieser fast unglaublichen Expedition, Wolfenbüttel wird genommen *).

Während der Chevalier von Eon sich auf diese Weise herumschlägt, erreicht ihn mitten im Lager eine unerwartete Nachricht. Sophie Charlotte ist

*) Die Belege finden sich im Laufe dieser Memoiren.

mit dem jungen Könige von England, Georg III., verlobt worden . . . Als der Chevalier diese Nachricht erhielt, sanken ihm die Arme nieder; ganz Europa theilte sein Erstaunen. Eine unbekannte Prinzessinn in einem Winkel Deutschlands wurde auf den Thron der drei vereinigten Königreiche von Großbritannien gerufen! Das war ein désassortissement,, wie Frau von Sévigné sagt, eine völlige Verletzung der Gesetze, welche bei einer Vermählung in fürstlichen Häusern gelten. Es war eine Mesalliance, deren Ursach die politische Welt vergebens zu ergründen suchte. Der Chevalier von Eon giebt folgende Aufklärung darüber:

Augusta, Prinzessinn von Wales, Mutter Georg's III.; hatte seit langer Zeit einen Schotten, den Lord Bute, zum Vertrauten, der den Sohn lenkte, wie er die Mutter gelenkt hatte, und die Nation lenkte, wie den König. Eigensinnig, systematisch, macchiavellistisch, hatte Lord Bute von ewiger Herrschaft geträumt . . und wußte seinen Traum beinahe zu realisieren. Als ein abgedankter Minister war er mächtiger denn die wirklichen Minister, und hielt in seiner Zurückgezogenheit noch das Steuerruder, während seine Feinde das Schiff zu leiten glaubten. Auf ihn spielt der berühmte Lord Chatam an, als er sich mitten im Parlement wegen ei-

ner unübersteiglichen, unsichtbaren Barrière beklagte, welche seinen Bemühungen durch eine heimliche, hinter dem Throne verborgene, den Thron selbst beherrschende Macht entgegengesetzt würde. Seinen Plänen getreu, ergriff Lord Bute jedes Mittel, die Zukunft des muthmaßlichen Thronerben sich lehnbar zu machen, und hatte als ein erfahrner Mann die Methode als die einfachste erkannt, seine Tutel seinem Zöglinge unentbehrlich zu machen. Deshalb erzog er den jungen Prinzen in der vollkommensten, weise berechneten Unwissenheit. Er betrog den Sohn also durch sein Wissen, wie er die Mutter durch Verführung betrogen hatte; ein starker Mann, stützte er seine Macht auf ihre Schwächen. Aber der Waffe, welche er für seine Pläne geschmiedet hatte, konnte ein Anderer sich bemächtigen, und dieselbe gegen ihn selber kehren; das war es, was er fürchtete und verhindern wollte. Auch umgab er den jungen Prinzen nur mit erkauften oder unfähigen Wesen, mit Creaturen, welche aus den Elenden an Geist oder Herzen ausgewählt waren. Aber Georg war herangewachsen, der Tod seines Vaters hatte ihn zum Könige gemacht; man mußte darauf denken, ihn zu vermählen. Schon hatten die hohen regierenden Häuser Europa's ihre königlichen Hände nach dieser Hand ausgestreckt, welche England,

Schottland und Irland als dreifachen Hochzeitsring an den Fingern trug .... Mylord Bute wandte die Augen ab. Er rollte eine Charte vor sich auf, und die Prinzessinn des kleinsten Herzogthums, welches er finden konnte, war diejenige, welche er wählte. Diese Wahl war das Resultat einer tiefen Politik. Lord Bute sicherte sich dadurch im Voraus den Einfluß auf die junge Königinn, welchen er bereits auf den jungen König ausübte; denn die Frau war ja nur durch seine Protection Königinn geworden, und je ferner dieselbe ursprünglich dem Throne stand, desto größer mußte auch ihre Dankbarkeit sein.

Sophie Charlotte ergab sich nicht ohne Zögern in diese unerwartete Königswürde, welche die selbstsüchtige Hand eines Günstlings aus der Höhe der Wolken auf ihr unbekanntes Haupt fallen ließ.

In dem Augenblicke, als Sophie Charlotte zur Königinn gemacht wurde, entstand eine Pause in dem Kriege, welcher ununterbrochen bereits sieben Jahre gewährt hatte. Die Fürsten und Fürstinnen Europa's schienen die Vermählung durch diesen Waffenstillstand ehren zu wollen, und das blutige Drama, welches die Schlachtfelder zum Schauplatz hatte, unterbrach seine mörderische Handlung. Der Chevalier von Eon benutzte diesen Zwischenact, begab

sich, mit einer Autorisation des Grafen von Broglie und holländischen Papieren versehen — Holland war neutral geblieben — nach England.

Sophie Charlotte war jetzt mächtig, und die Königinn von England erhielt vielleicht von Elisabeth, was sie der Prinzessinn von Mecklenburg-Strelitz abgeschlagen hatte, und dieser Gedanke war es, der den Chevalier zu ihr trieb.

Charlotte's Herz entsprach seinen Erwartungen. Er brauchte die junge Königinn nur indirect an ihre unglückliche Freundinn zu erinnern, um sie sogleich zum kräftigsten Handeln für sie anzuregen. Sie bereute es, daß sie den Einfluß ihres neuen Titels nicht schon längst zur Befreiung der armen Waise angewandt, und dankte dem Chevalier, daß er für sie daran gedacht hatte. Ja, dieses Mal erweckte selbst das dringende Bitten ihres Schützlings nicht einmal ihren Verdacht.

Sophie Charlotte schrieb mit eigner Hand an Elisabeth, ihre Schwester, einen zweiten dringenden Brief, in welchem sie Nadège eben so sehnlich zurück erbat, als der Chevalier selbst nur gethan haben würde.

Dieser befand sich nun bereits seit einem Monate in England, und durfte nicht länger in dem feindlichen Lande bleiben. Er kehrte daher nach

Frankreich zurück, um hier Elisabeth's Antwort zu erwarten, die Charlotte »seiner Neugierde« sogleich zu übersenden versprochen hatte.

Auf diese Zeit nach der Rückkehr des Chevalier von Eon bezieht sich folgender Brief des Marquis von l'Hôpital.

Versailles, 24. December 1761.

»Besser spät, als nie, lieber Eon. Ihr Brief und meine Zuneigung gegen Sie haben meine Vorwürfe erstickt. Es freut mich, daß Sie Herrn von Lostanges kennen gelernt und an seiner und Bertin's Seite gekämpft haben. Sie waren da in würdiger Gesellschaft.«

»Sie hatten mir eine Tollkühnheit gegen die Engländer versprochen, und daß die Säbel, welche Sie gekauft haben, auf einem ihrer Köpfe probiert werden sollten. Das gilt für den nächsten Feldzug, denn mit dem Frieden ist es schon wieder aus. Unsre Alliance mit Spanien*) wird unsre Kräfte zu Lande und zu Wasser stärken, und wahrscheinlich werde auch ich in das Feld ziehn. Hält

*) Am 15. August war durch den Herzog von Choiseul eine, Familienpact genannte, ewige Alliance zwischen den Bourbons von Frankreich, Spanien und den beiden Sicilien geschlossen worden.

meine Gesundheit Stand, so müßte ich erröthen, müssig zu bleiben, während alle Meinesgleichen arbeiten.«

»Ich werde mich freuen, Sie wiederzusehn, lieber Eon; lassen wir die Vergangenheit und die Tracasserieen, und gehen wir von einem unveränderlichen Puncte zwischen uns aus, von der Achtung und Freundschaft. — Der arme Bomet, Ihr Camerad*), hat nichts erhalten. Optimam partem elegisti. Ich werde mich für ihn verwenden. Der Minister ist unbeugsam, und der Graf von Choiseul folgt allen Irrthümern seines theuren Cousins. Ich werde ebenfalls nichts erhalten und tröste mich.«

»Adieu, lieber Eon, ich hoffe Sie mit gebräuntem Teint und einer Grenadiermiene wiederzusehn: aber mit der Terza Gamba wird's doch wohl beim Alten bleiben!«

»Ich umarme Sie zärtlich.«

»L'Hôpital.«

Aber Elisabeth antwortete Sophie Charlotten nicht. Die Kaiserinn von Rußland beobachtete ein absolutes Stillschweigen gegen ihre Schwester von

*) Einer der Secretaire der Gesandtschaft des Marquis von l'Hôpital in St.-Petersburg.

England, und schon hatte Eon alle Hoffnung aufgegeben, als in dem Palast von St. James plötzlich eine doppelte Sendung aus St. Petersburg ankam: die eine war Peter III. unterzeichnet, und meldete dem Könige von England den Tod Elisabeth Petrowna's, welche am 29. December 1761 gestorben war; die andere war Katharina unterzeichnet und an die Königinn von England adressiert. Die neue Kaiserinn meldete Sophie Charlotten, daß sie ihren Brief unter den Papieren der verstorbenen Kaiserinn gefunden, und versicherte, daß sie die ausgedehntesten Befehle gegeben habe, um die junge Person aufzufinden und nach London zu senden, für welche ihre vielgeliebte Schwester sich so sehr interessiere.

Wie peinlich war dieses Warten dem Chevalier von Eon! Nach einigen Monaten erhielt er einen Brief aus England. Er war an Sophie Charlotte gerichtet und sein Inhalt folgender:

Petersburg, den 11. — 22. Januar 1762.

»Frau Schwester!«

»Unserm Versprechen gemäß haben wir die genauesten Nachforschungen befohlen, um zu erfahren, was aus der Demoiselle, Namens Nadège Stein,

geworden sei, und melden Ihnen mit Schmerz, daß alle unsre Bemühungen vergeblich waren. Wir haben alle unsre Commandanten und Officiers der Staatsgefängnisse zu uns berufen und befragt, selbst die Gouverneurs unsrer Festungen und entfernten Provinzen; aber keiner von ihnen konnte uns über das, was wir zu wissen wünschten, Auskunft ertheilen. Dieses Resultat hatte uns mit den traurigsten Ahnungen über das Schicksal der genannten Nadège Stein erfüllt, als der Rapport eines unsrer Officiers dieselben noch erhöhte. Er meldete, ein junges Mädchen, dessen Namen und Stand unbekannt geblieben seien, sei auf der Reise von unsrer Hauptstadt nach Sibirien gestorben, wohin sie heimlich zu jener Zeit geführt worden, wo die junge Nadège Stein aus dem Palast der verstorbenen Kaiserinn Elisabeth verschwand. Signalement, Alter und Zeit, Alles stimmt zusammen, um die Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß die verstorbene Person und diejenige, für welche Sie sich interessieren, eine und dieselbe sind.«

»Dennoch wollen wir Ihnen nicht jede Hoffnung rauben, da es möglich ist, daß die Kaiserinn Elisabeth, deren geheime Beweggründe wir übrigens nicht kennen, vielleicht die junge Nadège Stein so sehr als möglich versteckte, weil sie Nach-

forschungen von Ihrer Seite voraussah, in welchem Glauben sie durch Ihren dringenden Brief wahrscheinlich bestärkt wurde. Ist das der Fall, so werden wir sie, mit Gottes und der Zeit Hülfe, zu entdecken wissen; doch dürfen wir Ihnen nicht verhehlen, auf wie schwachem Grunde unsre Hoffnungen beruhen.«

»Empfangen Sie, Frau Schwester, die Versicherung, daß es unser sehnlichster Wunsch ist, Ihnen in jeder Hinsicht gefällig zu sein, wie auch unsern Unterthanen und den Ihrigen eine zu unserm größesten Bedauern zu lange gestörte Harmonie wieder herzustellen, und daß wir stets die aufrichtigste Freundschaft und zärtlichste Zuneigung für Sie in unserm innersten Herzen empfinden.«

»Ihre Schwester,

Katharina.«

Diese letzten Worte waren die Ankündigung des Abfalls Rußlands von der französisch-österreichischen Alliance.

»Als ich dieses las,« sagt der Chevalier von Eon, »verdunkelte sich mein Blick. Meine Arme zitterten, meine Beine brachen unter mir zusammen, und ich sank ohnmächtig nieder . . . . Als ich wie-

der zu mir kam, lag das unselige Papier neben mir. Ich raffte es auf und durchflog es von Neuem: meine Augen benetzten es mit Thränen .... Ich weinte lange über diejenige, welche ich für todt hielt: die Thränen sind eine Erleichterung für vom Kummer niedergedrückte Herzen! Ich klagte mich wegen Nadège's Ermordung an, und dieser schreckliche Gedanke machte mich untröstlich.

Zwölftes Capitel.

Rußland verläßt die französisch-österreichische Alliance. — Doppelte Peripetie. — Tod Peters III. — Brief l'Hôpitals über Katharina's II. Thronbesteigung. — Die Fürstinn Askoff. — Der Familienpact. — Der Herzog von Nivernais wird mit dem Chevalier von Eon nach London geschickt. — Portrait des Herzogs von Nivernais. — Brief des Herzogs von Brissac. — Geburt Georg's IV. — Die Königinn Charlotte bewirkt den Frieden. — Mr. Wood und sein Portefeuille. — Brief des Chevalier Douglas. — Tractat von Paris und London. — Insurrection in London. —Doctor Wilkes und Doctor Mulgrave. — Der Chevalier von Eon als Zeuge. — Bringt die Ratification des Friedens nach Versailles. — Erstaunen des Herzogs von Praslin und Billet des Herzogs von Nivernais. — Das Ludwigskreuz. — Brief des Herzogs von Choiseul. — Großes Project Ludwigs XV. auf England. — Geheime Ordre. — Nivernais langweilt sich in London. — Eon denkt an Nadège und an Rußland. — Graf Guerchy wird französischer Gesandter in England. — Besorgniß des Herzogs von Praslin wegen des neuen Gesandten. — Eon zum Residenten, dann zum bevollmächtigten Minister in London ernannt. — Brief des Herzogs von Nivernais. — Der Sylphe. — Die französischen Herren werden mager. — Letztes Epigramm und letztes Compliment des Marquis von l'Hôpital.

Kaum hatte Elisabeth Thron und Leben verlassen, als Peter III. und Elisabeth, jener seiner fanatischen

Vergötterung Preußens, diese ihrer selbstsüchtigen Anhänglichkeit an England freien Lauf ließen. Als sie sich endlich vom Zwange befreit sahen, warfen sie das Joch von sich und kehrten Beide, jeder für sich, nach dem Ziele zurück, nach welchem ihre Wünsche sie hinzogen. Die unterzeichnete Verbindung, trotz des empfangenen Geldes, verlassend, zerriß das kaiserliche Paar den Tractat, welcher es mit Oesterreich und Frankreich verband. Die Czarinn und der Czar erkannten die Unterschrift nicht mehr an, und ließen die Rechtlichkeit des Großherzogs und der Großherzoginn Bankerott machen. Ja, sie verließen die Sache, für deren Unterstützung sie sich verpflichtet hatten, nicht nur, sondern schlossen sogar mit Friedrich einen Unionstractat gegen dieselben, mit denen sie noch Tags zuvor gegen Friedrich verbündet gewesen waren. Diese Peripetie war gleichsam die Wiederholung und Gegenpartie der bei Beginn des Krieges gespielten Scene. Man sah im J. **1756** die Russen plötzlich gegen die Preußen, ihre Freunde, marschieren, zu deren Gunsten sie sich versammelt hatten; dieselben Russen sah man im J. **1762** sich zu denen zurückwenden, welche sie verlassen hatten, und mit ihnen die Oesterreicher und Franzosen angreifen, deren Bundesgenossen sie einige Wochen vorher noch waren.

Ein neues Ereigniß störte diese neue Situation

eben so schnell, als sie gebildet war, und änderte abermals den Zustand der Dinge, der schon so veränderlich war. Peter wurde plötzlich von Katharina, seiner Frau, vom Throne gestoßen, die ihn nach dem Schlosse Robschack sandte, wo ein Bruder ihres Geliebten, Orloff, es auf sich nahm, ihn zu vergiften und zu erdrosseln. Dieses Ereigniß und seine Folgen meldet der Marquis von l'Hôpital dem Chevalier von Eon in folgenden Zeilen.

„Plombières, 13. August 1763.

»Ich habe, lieber Eon, Ihren werthen Brief erhalten; sein feuriger Styl versichert mich von Ihrem Wohlsein.«

»So ist der Großprahler denn nun dahin; er wird in der Geschichte eine schöne Rolle spielen! Betrachten wir jetzt die der neuen Katharine. Zu einer großen Kaiserinn hat sie allen Muth und alle Eigenschaften, und ich erinnere mich mit Vergnügen, dieses von Ihnen oft gehört zu haben; ihre Festigkeit bei gewissen Gelegenheiten hatte stets Ihren Beifall. Wer aber hätte ahnen können, daß die schöne Fürstinn Askoff die Heldinn dieses Romans sein würde? *) Und was soll aus Ihnen, mein lieber

*) Sie nahm nur anfangs Theil, die Entwickelung vollführte Alexis Orloff. Man lese über diese junge Fürstinn, die

kleiner Dragoner, nun werden? Die Wahrheit zu sagen, möchte ich lieber, Sie gingen anderswohin. Sie wissen ja, daß man sagt, die zweiten Reisen nach Rußland seien gefährlich, und da Sie schon zwei- bis dreimal hier waren, so müssen Sie noch mehr auf der Hut sein.«

»Man erzählt sich hier, Kaunitz und Laudon seien in Ungnade gefallen, ich glaube es nicht....«

»Wie es heißt, wird Bestucheff nach Petersburg zurückkehren, um daselbst zu vegetiren und sich zu betrinken; gelangt er wieder zu Ansehn, dann Adieu, Woronzow!«

»von l'Hôpital.«

Dieser Brief enthält einige politische Weissagungen, welche eintrafen: Katharina entfernte ihren Geliebten Poniatowski, die russische Armée wurde nach Petersburg in die Nähe der Kaiserinn berufen, welche Oesterreich und Frankreich sich mit England und Preußen schlagen ließ, bis zu dem Tage, an welchem sie intervenierte, um Frieden zu empfehlen.

Der Abfall Rußlands war ein Todesstreich für die französisch-österreichische Sache, welche schon lange im Todeskampfe lag. Vergebens hatte Ludwig XV.

Nièce des Kanzlers Woronzow, was die Herzoginn von Abrantes von derselben sagt.

seine Brüder von Spanien und den beiden Sicilien zu Hülfe gerufen, vergebens war der Familienpact (dieser große Gedanke Ludwigs XIV., ausgeführt von dem Marschall von Belle-Isle) geschlossen, der die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon mit einander verband, eines gewaltigen Stammes, dessen Laubdach halb Europa überschattete; diese heilige, brüderliche Association gab nur Gelegenheit zu neuen Unglücksfällen für uns, und für unsre Feinde Stoff zu neuen Triumphen! Frankreich hatte Alles verloren, was es an Colonieen in Indien, Afrika und Amerika besaß; die Engländer hatten uns Alles entrissen, und uns nichts mehr gelassen, was sie uns noch hätten nehmen können. Spanien stellt sich ein, und wird augenblicklich der Philippinen beraubt, welche an sich so groß sind, wie England und Irland zusammengenommen; ferner Havana's und Cuba's, der beiden Arme des Riesen mit den goldenen Füßen, dessen Körper Spanien und dessen Herz Amerika bildete. Havana, Cuba und Amerika waren die drei Lebensadern des Vaterlandes Carl's V., die ihm das Blut zuführten. Ein blutgieriger Vampyr sog Großbritannien es ihm aus. Man hat berechnet, daß Spanien in zwei Jahren mehr verlor, als es in zwanzig Jahren producierte! . . . . Frankreich war vielleicht noch unglücklicher. Sein edler Körper

blutete aus hundert Wunden und war erschöpft. Alle vornehmsten Bürger und der König selbst hatten ihr Silbergeschirr nach der Münze geschickt. Die großen Städte und reichen Gemeinden lieferten Kriegsschiffe auf eigne Kosten; aber kaum waren diese Schiffe auf dem Meere, so wurden sie schon gekapert, oder es fehlte an Matrosen zu ihrer Bemannung. Es gab kein Geld, keinen Credit, keine Menschen, keine Hülfe mehr! Sieben Jahre einer Alliance mit Oesterreich waren für uns verderblicher gewesen, als ein zweihundertjähriger Krieg gegen dasselbe sein konnte. Ebenso hatte uns schon unter Ludwig XIV. die Hülfe, welche wir Spanien leisteten, mehr gekostet, als alle Kriege gegen dasselbe seit Ludwig XII.

Deutschland war ein Abgrund geworden, welcher das Blut und die Schätze Frankreichs verschlungen hatte. Jeder dachte daher an Frieden und sehnte ihn herbei. Er war mehr als ein bloßes Bedürfniß geworden, eine dringende, gebieterische Nothwendigkeit. Der damalige Kriegsminister, Herzog von Nivernais, entschloß sich, freilich ohne Hoffnung auf Erfolg, die Unterhandlungen anzuknüpfen. Was konnte man von einem siegreichen Feinde erwarten, dem der Sieg nicht mehr abzustreiten war? Welch einen Accord mit demjenigen hoffen, welcher Alles in seiner Gewalt hat? Deshalb wählte man

zu dem Versuche denn auch den Diplomaten, welcher in ganz Frankreich mit Geist, Feinheit und Tact am meisten begabt war.

Ich habe den Herzog von Nivernais erwähnt. Man nannte ihn den politischen Sylphen. Der Chevalier von Eon entwirft folgendes Bild von ihm:

»Freimüthigkeit und heitere Laune sind der Hauptcharacter dieses Ministers, welcher in allen Gesandtschaftsposten stets, wie Anakreon, singend und mit Rosen bekränzt erschien. Von Natur zum Müssiggange geneigt, arbeitet er dennoch, als könne er nicht ruhig leben. Sein leichter Sinn, sein Verstand und seine Thätigkeit bei großen Angelegenheiten bewirken, daß er nie unruhig ist, noch Falten auf der Stirn hat; und obgleich man lange mit einem Minister gelebt haben muß, um seinen Character schildern zu können, so kann ich dennoch sagen, daß der Herzog fein und durchdringend, aber ohne Hinterlist und Falschheit ist. Für Haß oder Freundschaft ist er wenig empfänglich, obgleich er bisweilen von einer dieser beiden Empfindungen ganz besessen zu sein scheint. Denn einerseits ist er von seiner Frau getrennt, er haßt sie, und thut ihr doch nichts Böses, andrerseits hat er eine Maitresse, liebt sie, und thut ihr doch eben nichts Gutes. Kurz, er ist einer der liebenswürdigsten Minister in Europa.«

Der Herzog von Nivernais erwählte den Chevalier von Eon zum Gehülfen, entweder weil er ihn für am fähigsten dazu hielt; — denn der wunderbare Erfolg seiner Reisen nach Rußland hatte ihm ein bedeutendes diplomatisches Ansehn verschafft; — oder weil er genau seinen geheimen Einfluß an dem Londoner Hofe kannte. Beide reisten im September 1762 ab. Bei ihrer Ankunft erhob sich plötzlich eine mächtige, unerwartete Stimme in dem Cabinet von St. James .... die der Königinn. Sophie Charlotte arbeitete an der Versöhnung der beiden Länder. Lord Bute wollte sich ihr widersetzen, aber sie hatte ihm den Vorsprung abgewonnen. Seit langer Zeit schon hatte die junge Königinn Alles zur Ausführung ihrer Pläne vorbereitet. Indem sie auf Georg III. all' den Einfluß ausübte, welchen ein geliebtes Weib auf den Mann besitzt, machte sie ihren Gemahl zum Vollstrecker ihrer Wünsche.... eine Kunst, welche in solchen Fällen jedes Weib anzuwenden versteht! .... Als der Sohn gewonnen war, bediente sie sich desselben, um die Prinzessinn von Wales, seine Mutter, zu verführen, damit diese ihr wiederum dazu diente, Lord Bute zu gewinnen. Letzterer wurde wie die Fliege in einem Spinnengewebe gefangen ... Er wurde von Charlotte besiegt; aber der alte Minister ließ seine Arme nur vermittelst einer

goldenen Kette fesseln, deren Ringe aus Millionen bestanden.

Der definitive Friedenstractat wurde am 10. Februar 1763 unterzeichnet. England behielt Canada, den ersten Schauplatz dieses Krieges, welcher sich von da über ganz Europa verbreitet hatte: ferner die Inseln St. Vincent, Tabago, Domingo, die Ufer des Senegal und den ganzen nördlichen Continent Amerika's bis zum Mississippi. Um seine Eroberungen zu arrondiren, trat Spanien ihm Florida ab, und erhielt dafür Minorca und Cuba.

Frankreich wurde in Indien von seinen Niederlassungen am Ganges ausgeschlossen, erhielt aber das Fischrecht bei Terra Nova und die kleine zum Dörren nützliche Insel Michelon. Unter andern erlangte es Belle-Isle, Martinique, Guadeloupe und Pondichéry wieder.

In Deutschland brachte der zwischen Maria Theresia, dem Churfürsten von Sachsen und dem Könige von Preußen geschlossene Hubertsburger Frieden die Sachsen so ziemlich wieder auf denselben Fuß, wie vor Beginn des Krieges. Das war der Nutzen, den so viele Schlachten, so viel vergossenes Blut, so viele eingeäscherte Oerter geschafft hatten! das war das Ende des siebenjährigen Krieges!

Sonderbar ist es, daß der Tractat von Paris

und London, so lästig für Frankreich, und so günstig für England, von ersterm mit Dank, von letzterm mit Wuthgeschrei angenommen wurde. Der Grund lag darin, daß derselbe für ersteres noch unerläßlicher, als entehrend war. Er ersetzte ihm wenig, aber doch mehr, als ihm sich selbst zu verschaffen möglich war, und nahm dem andern dagegen, was es unbestritten behalten konnte. In den Augen des Volks galten die damaligen Minister, welche das, was sie in Händen hatten, freiwillig weggaben, für Verräther, und diese Meinung nahm mit der Zeit zu. Der öffentliche Geist, so durchdringend in seinen Zweifeln, beschuldigte die Königinn Charlotte des Intriguierens, den König Georg der Schwäche, die Prinzessinn von Wales und Lord Bute der Feilheit. Plötzlich wirft eine unbekannte Hand all' diesen Argwohn mit gewaltiger Dialektik unter das Publicum. Der geheimnißvolle Schriftsteller, hinter dem Pseudonamen Junius versteckt, dessen Schleier die Geschichte noch nicht lüften konnte, scheint ein Rachegeist zu sein, vor welchem der Mensch keine Geheimnisse haben kann; er liest in den Herzen derer, welche er anklagt, und legt ihr Gewissen den Augen der Welt vor. In den Jahren 1769 und 1770 bilden der Doctor Mulgrave, Mitglied des Hauses der Gemeinen, und der berühmte Wilkes, der

große Demagoge, der O' Connel jener Zeit, vor dem Volke und dem Parlamente aus den Aussagen des Junius eine Anklage, und setzen durch ihre Libelle England in Feuer. Wilkes wird verhaftet; es bricht ein Aufruhr aus; vor den Fenstern von St. James wird ein Leichenwagen mit scheußlichen Emblemen vorübergeführt, auf welchem ein masquirter Mann mit entblößtem Henkerschwerte steht, eine Pantomime, welche Georg III. an das Schicksal Carl's I. erinnern sollte. Wilkes wird freigelassen, zum Lord-Mayor von London und Deputierten von Westminster erwählt! Doctor Mulgrave war minder glücklich: vor das Parlament geführt, und der Schmähung gegen die Prinzessinn von Wales, Lord Bute und die übrigen Unterhändler des Friedens bezüchtigt, fürchtete er sich nicht, sich auf das Zeugniß des Chevalier von Eon zu berufen. Dieser that, was er thun mußte: er vertheidigte die angeklagten Minister und die Prinzessinn. Und da Mulgrave den Beweis nicht führen konnte, wurde er, nach einem von dem Sprecher erhaltenen ernsten Verweise, von dem Hause der Gemeinen ausgeschlossen.

Der Einfluß des Chevalier von Eon wurde immer merklicher; und eben dieses Einflusses wegen hatte der König von England ihn speciell ausersehn, seine Ratification nach Versailles zu bringen, eine

in den Gebräuchen der Diplomatie so außerordentliche Gunst, daß der Herzog von Praslin es gar nicht glauben wollte.

Versailles 23 Februar 1763.

»Es ist nicht möglich, lieber Freund,« schrieb er an den Herzog von Nivernais, »daß Sie die Ratification des Friedenstractats durch Herrn von Eon überbringen lassen. Der englische Minister würde sie gewiß keinem Fremden anvertrauen, und da es gegen jede Regel ist, so sehe ich keinen Grund, Herrn von Eon dazu zu erwählen.«

Einige Tage später kam der Chevalier von Eon mit der Ratification in Frankreich an. »Er bringt mir Glück,« sagte Ludwig XV., indem er ihn umarmte, und schickte ihm am 20. März das Kreuz des heiligen Ludwig. Augenblicklich kam ein Brief des Marquis von l'Hôpital an.

Der Marquis von l'Hôpital an den Chevalier von Eon.

Chateauneuf, 10 April 1763.

»Sie sind also nun Ritter des heiligen Ludwig, lieber Eon! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu.

»Louis Jules Barbon Mazarini Mancini, Herzog von Nivernais und Donjeois, Pair von Frank-

reich, Spanischer Grande erster Classe, Venetianischer Nobile, römischer Baron, Prinz des heiligen Reichs, Ritter des Ordens seiner Majestät, Vetter des Königs und sein außerordentlicher Plenipotantiairgesandter bei dem Könige von Großbritannien, Akademiker ꝛc. ꝛc., hat Ihnen den Ritterschlag gegeben, und Sie zum Bruder der Paladine der guten alten Zeit gemacht. Treten Sie in ihre Fußtapfen; Sie haben einen scharfen Geist und einen starken Arm. Nur eins beunruhigt mich, die Terza Gamba: o, diese kann es mit jenen nicht aufnehmen, denn sie waren eben so gewaltige Ritter der Venus, als des Mars. Der gute Ludwig der Heilige selbst, unter dessen Banner Sie enrolliert sind, verschmähte, wie man sagt, keineswegs die süßen Spiele der Liebe, und hat, in diesem Artikel wie in den andern, mehr als eine Heldenthat in Palästina ausgeführt. Bekämpfen Sie daher Ihre Faulheit, lieber Eon, und glauben Sie mir, daß Uebung dabei das beste Mittel ist. Fit fabricando faber, dit le proverbe. Fabriquez, fabriquez!

» In der Hoffnung, daß Sie bald totam vim et universum robur wieder erlangt haben, umarme ich Sie zärtlich. «

» L'Hôpital. «

Dieser Friede jedoch, welchen das unglückliche Frankreich so dankbar angenommen hatte, wie der Kranke, der beide Arme zu verlieren fürchtete, und dem man nur einen derselben abgeschnitten hat, dieser schimpfliche Friede machte viele Gemüther traurig. Besonders erfüllte die Bedingung, welche uns zwang, eigenhändig die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, Jeden, dem ein edles Herz in der Brust schlug, mit Schmerz und Unwillen. Zur Ehre Ludwigs XV. sei es gesagt, den im Laufe dieser Geschichte noch genug Flecken besudeln werden: nur erröthend beugte seine königliche Stirn sich unter das Joch dieser unerbittlichen Nothwendigkeit.

In allen den Jahrhunderten, während welcher Frankreich mit England im Kampfe lag, hatte letzteres nur auswärts, auf dem Continent, in Deutschland oder den Niederlanden, gefochten. Diese Feindinn stellte sich nicht anders zum Kampfe, als mit unsern Feinden vereint, die sie gegen uns aufhetzte; von dieser Ligue umgeben, aus der sie einen Wall bildete, stürzte sie sich auf ihre Beute.

Frankreich trägt mehr als eine blutige Spur von den Krallen und dem scharfen Schnabel dieser Harpyie. Wird sie geschlagen, so zieht sie sich jenseits der Meere zurück, die sie ausspieen, und trotzt auf ihrer unzugänglichen Insel unserm ohnmächtigen

Siege. So lief sie stets nur die Hälfte Gefahr: so entschlüpfte sie stets unsern Armen, so oft wir sie umschlingen wollten; man mußte die Insulanerinn also auf ihrer Insel angreifen, mußte den Leoparden in seiner Höhle aufsuchen. Nach dem Continente übergeschifft, faßt er mitten unter unsern Feinden festen Fuß; sein Blut erneut sich durch ihr Blut, sein Leben nährt sich von ihrem Leben; man muß ihn, wie den Antäus, vom Boden heben, dann wird er röchelnd und sterbend in unsre Hände fallen!..... das begriff Ludwig XV., wie Napoleon es später begriff, und sann auf blutige Rache.

Wir haben in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten verschiedene Invasionspläne gefunden, welche damals insgeheim entworfen wurden. Besonders ist uns einer derselben, ein Werk des Chevalier von Eon, den wir indeß nicht mittheilen dürfen, durch die merkwürdige Uebereinstimmung der Absichten und Mittel mit denen aufgefallen, welche man unter dem Kaiserreiche Napoleon selbst zuschrieb. Der Chevalier von Eon war einer der thätigsten Vertrauten des politischen Plans, welchen er das große Project Ludwigs XV. nennt. Er hatte zu dem Zwecke besondere Conferenzen mit dem Könige, dem Grafen von Broglie und Herrn Tercier, welche allein in diese Verschwörung Frank-

reichs gegen den beständigsten, blutigsten, glücklichsten seiner Widersacher eingeweiht waren. Im Juni des Jahrs 1763 sandte Ludwig XV. ihm, von seiner eigenen Hand geschrieben und unterzeichnet, folgende Ordre:

Geheime Ordre des Königs an Herrn von Eon.

»Herr von Eon empfängt meine Ordres durch den Grafen von Broglie oder Herrn Tercier, um in England zu recognoscieren, und wird sich von allem zu dem Zwecke Gehörigen unterrichten, als hätte ich es ihm direct bezeichnet. Es ist meine Absicht, daß er das tiefste Geheimniß über diese Angelegenheit walten lasse, und Niemandem auf Erden, selbst nicht meinen Ministern, etwas davon sage.«

»Der nöthigen Correspondenz wegen wird derselbe eine eigene Chiffernschrift erhalten. Die Adressen werden ihm von dem Grafen von Broglie oder Herrn Tercier zugestellt werden, denen er, vermittelst dieser Chiffernschrift, Alles mitzutheilen hat, was er von Englands Plänen, hinsichtlich Rußlands und Polens, sowie des Nordens und ganz Deutschlands, erfährt. Sein Eifer und seine Anhänglichkeit sind mir bekannt.«

»Versailles, 3. Juni 1763.«

Unterzeichnet: »Ludwig.«

Zu dem Hauptplane gesellten sich noch zwei Nebenpläne: 1) der einer Empörung Irland's, unserer Schwester im Katholicismus, welche Großbritannien mit eiserner Klammer an seinem siegreichen Schiffe befestigt hatte, und die selbst unter dem Feuer des Feindes ihre Ketten zu zerreißen trachtete; 2) der einer Restauration zu Gunsten der verbannten Stuarts, dieser Brüder im Königthum, deren Sache die Bourbons im Grunde des Herzens nie verlassen hatten; denn sie fühlten, daß alle Legitimitäten sich berühren. Kein Zweig kann dem Baume entrissen werden, ohne daß der ganze Stamm geschwächt würde, kein Stein dem Gebäude entnommen werden, der nicht seinen Umsturz vorbereitete. Das Jahr 1649 entspricht logisch dem Jahre 1789, wie das Jahr 1688 dem Jahre 1830 entspricht.

Mit den ersten auf dieses geheimnißvolle Unternehmen bezüglichen Instructionen versehen, kehrte der Chevalier von Eon nach London zurück, wohin der Herzog von Nivernais ihn seit langer Zeit schon berufen hatte. Der fröhliche Gesandte langweilte sich an den eisigen Ufern der Themse; der Schmetterling fühlte seine Flügel in der kalten, nebligen Athmosphäre Londons erkältet. Sein Körper zitterte davon. Magen, Kopf, Hals, Nerven, Alles that ihm weh; ihm fehlte der Himmel seines Vater-

landes, sein gewohnter Umgang, der Gedanke an Paris und Versailles erfüllte ihn mit tiefem Heimweh. Auch erwartete er nur die Ankunft seines Secretairs, um mit vollen Schwingen nach den Ufern der Seine zurückzukehren.

»Mein lieber kleiner Freund,« schreibt er an den Chevalier von Eon, »eben erst empfange ich Ihren Brief durch den geistlichen Courier, kann jedoch nichts thun, als Sie umarmen, denn ich bin ganz hinfällig. Ich lese und schreibe seit sieben Uhr Morgens, mit meinem Halsweh; bei Gott, sagen Sie dem Herzoge von Praslin, daß ich, bleibe ich noch drei Monate hier, nie wieder zurückkehren werde.«

»Meine Frau ist in Sie vernarrt, schreibt sie mir, eben so meine Tochter und Madame von Rochefort; aber das wundert mich nicht, geht es mir doch eben so. Kehren Sie bald zurück und mit einem guten Traitement. Adieu, lieber Freund, ich umarme Sie von ganzem Herzen. Vergessen Sie nicht den Abbé de l'Isle-Dieu zu besuchen, von dem ich so eben einen endlosen Brief erhalten habe.«

»London, 3. März, 8 Uhr Abends, 1763.

»P. S. — Neun Uhr Abends. — In diesem Augenblicke empfange ich Ihre nächtliche Depesche,

lieber Freund, und danke Ihnen herzlich für die Details, welche sie enthält. Hoffentlich sieht man Sie bald, sehr bald wieder! Seit Ihrer Abreise scheint sich der Teufel in das Spiel zu mischen. Ich bin mit Geschäften überhäuft, und täglich kommen neue Unannehmlichkeiten. Unter anderm habe ich ein fatales Halsweh, Sie sehen also, daß Sie je eher, desto lieber hier erwartet werden. Ich schreibe heute weiter nichts, und beschränke mich diesen Abend darauf, Sie zu lieben.«

Der Secretair folgte endlich den rührenden Bitten des leidenden Gesandten. Indeß hätte er seinen Fuß gern in eine andere Gegend gesetzt; nicht nach England sind unaufhörlich seine Augen und sein Herz gerichtet, sondern nach Rußland. Der Chevalier von Eon denkt nur noch an Nadège, welche nun vielleicht Mutter ist, und deren Kind in einer Einöde oder im Kerker seufzt und stirbt. Dieser Gedanke ist ihm schrecklich. Seit Katharina's Briefe war über Nadège keine Nachricht aus Rußland gekommen. Mit jedem Tage sah der Chevalier seine Hoffnung mehr und mehr dahin schwinden. Nur ein Strahl noch dringt durch die Dunkelheit, von welcher seine Seele umhüllt ist, und reicht hin, seinen Muth aufrecht zu erhalten und seinen Schritt zu leiten. Wäre er frei, er würde nach dem Norden

ziehen, wohin ihn dieser Polarstern ruft, würde zu entdecken suchen, was aus Nadège geworden ist, sollte er auch nur ihre Asche und ihr Grab finden! Die Ungewißheit ist schmerzlicher als das Unglück selbst; sie ist eine unheilbare Wunde, welche nie von dem Troste vernarbt wird! . . . Aber die Wünsche des Chevalier sollten nie in Erfüllung gehen, sein Schicksal fesselte ihn an England; hier sollten seine frohen, wie seine traurigen Tage verrinnen. Er verläßt es nur auf einige Augenblicke, um Frankreichs Erde zu berühren, und seinem Vaterlande auf ewig Lebewohl zu sagen.

Da der Herzog von Praslin seinen nach den Boudoirs von Paris und den Salons von Versailles verlangenden Freund, den Herzog von Nivernais, nicht in London festhalten konnte, so wählte er an seine Stelle einen Andern aus seinen Freunden, den Grafen von Guerchy, von dem wir einige Worte sagen müssen, weil er an den zu erwähnenden Ereignissen Theil hatte, und sein Name mit dem Folgenden verwebt sein wird. Mit dem Chevalier von Eon fast in demselben Lande geboren, war der Graf von Guerchy einer jener guten Provinzial-Edelleute, einer Art Land-Hidalgos, welche auf ihr Wappen, ihre Ländereien, Wälder und Wiesen stolz, mildthätig bis zum letzten Heller, prächtig bis zur

Verschwendung sind, eher ein langes, als ein schönes Leben führen, nach bedeutenden Stellen streben wegen des Titels, und nach dem Titel wegen des Gehaltes, den Ruhm lieben, falls er keine Gefahren bringt, ehrsüchtig sind, falls man sie nicht belästigt, einen guten Acker höher achten, als eine gute Erziehung, jenem eben so viel, als sie dieser wenig Sorgfalt widmen, und glauben, daß man immer schon genug sei, wenn man aus guter Familie stammt und ein gutes Einkommen hat. Dieser brave Mann, dessen Portrait der Chevalier von Eon vollenden wird, hatte den Titel Marquis von Nangis und Vicomte von Fontenay de Marmion. Von seiner Frau nach der Hauptstadt gezogen, stellte er seine unruhige Hälfte den Herzögen von Praslin und von Nivernais, seinen alten Freunden, vor, welche die Frau bei sich behielten, und den Mann gegen die Preußen in's Feld schickten. In der That hatte den Marquis von Nangis u. s. w. die Lust ergriffen, Kriegsmann zu werden. Zum General-Lieutenant ernannt, bataillierte er daher in Deutschland unter dem Befehle des Marschalls von Broglie, und zwar zu gleicher Zeit mit dem Chevalier von Eon, während seine Gemahlinn unter der speciellen Aufsicht des Herzogs von Praslin blieb. Als dieser Minister geworden war, wollte die Gräfinn von

Guerchy, daß ihr Mann zugleich mit seinem Freunde stiege, und hatte die Idee, ihn zum Gesandten zu machen. Nichts ist so sehr im Stande, einen Mann rasch zum Steigen zu bringen, als eine Frau! . . . Der Herzog von Praslin konnte der Gräfinn nichts abschlagen, welche, wie der Chevalier von Eon sich etwas boshaft ausdrückt, eben so gutmüthig gegen ihn war, als er gegen sie. Uebrigens wurde der gute Wille des Ministers zu Gunsten des künftigen Diplomaten durch einige Besorgnisse gestört, die folgender Brief enthält, welchen der Chevalier von Eon überschreibt:

Auszug eines merkwürdigen, seltenen Briefes des Herzogs von Praslin an den Herzog von Nivernais.

Versailles, 8. Jan. 1763.

»Lieber Freund,«

»Guerchy macht mir viel zu thun, doch weiß ich nicht, ob wir ihm einen Dienst erzeigen, wenn wir ihn zum Londoner Gesandten machen. Er ist in diesem Lande nicht beliebt; ich fürchte seine Depeschen wie das Feuer, und wie unangenehm schlecht abgefaßte Depeschen sind, wissen Sie. Man beurtheilt einen Minister oft weniger nach der Art, wie

er seine Geschäfte besorgt, als nach der Rechenschaft, welche er davon ablegt . . . Ich glaube nicht, daß man einen Bessern, als unsern Freund, finden kann, aber er kann nicht einmal schreiben! Auf der andern Seite möchte ich indeß nicht gern, daß der gute Guerchy sich ruinierte. Sie rechnen die Ausgabe auf 200,000 Livres; aber das erschreckt mich nicht. Ich kann ihm 150,000 Livres Gehalt, und 50,000 Livres als Gratification geben; es bliebe also doch noch ein Ueberschuß, wenn man das rechnet, was er in Paris ausgeben würde. Aber mehr als 200,000 Livres kann ich dem armen Manne durchaus nicht geben. Das ist der stärkste Gehalt.«

»Adieu, theurer Freund, ich liebe Sie mit der ganzen Zärtlichkeit meiner Seele.«

Zweimalhunderttausend Livres hätten den Ausgaben des neuen Gesandten also wohl abgeholfen; wie aber war den Depeschen abzuhelfen, welche man mehr als das Feuer fürchtete? Der Herzog von Nivernais dachte an seinen Secretair, und hatte die Idee, ihn dem künftigen Gesandten in der Qualität als Dolmetscher oder Eseltreiber, nach von Eon's energischem Ausdrucke, beizugeben. Um diesen zur Einwilligung zu bewegen, suchte der Herzog für ihn um den Titel eines Residenten, dann um den eines bevollmächtigten Ministers nach, den

er ihm als Belohnung für sein seltenes Verdienst und als Lockspeise für seinen Ehrgeiz anbot. Bereits insgeheim durch den Auftrag Ludwigs XV. in London festgehalten, der, nach einem Briefe des Grafen von Broglie, seine Anwesenheit in England unumgänglich nothwendig machte, nahm der Chevalier von Eon das Anerbieten des wohlwollenden Herzogs von Nivernais an, minder wegen der hohen, ehrenvollen Stellung, welche es ihm für die Gegenwart verhieß, als des Weges halber, den es ihm für die Zukunft eröffnete.

Der Herzog von Nivernais an den Herzog von Praslin.

I.

London, 17. Januar 1763.

»Beruhigen Sie sich, lieber Freund, es wird sich Alles schon machen, was Sie wünschen, und von Ihnen hängt es ab, das Ganze zu Jedermanns Zufriedenheit zu arrangieren. Sie müssen wissen, daß der kleine Eon nur in der Hoffnung gern nach London gekommen ist, mit mir nach Frankreich zurückzukehren, um dann von Ihnen anderweit als Resident oder Minister placiert zu werden, da er es müde ist, so lange und bei so vielen verschiedenen Personen den Secretair gespielt zu haben. Aber er

ist Ihnen aufrichtig ergeben; alle seine Wünsche werden stets mit Ihrem Willen zusammentreffen, und sein sehnlichster Wunsch ist, nur das zu thun, was Ihren Beifall hat. Es ist also billig, daß Sie auch Ihrerseits ihm Freude zu machen suchen, und das läßt sich vortrefflich zu seinem, des Königs und meines muthmaßlichen Nachfolgers, unsers Freundes Guerchy, Vortheil arrangieren. Geben Sie ihm die Stelle eines Residenten mit beliebigem Gehalte: er lebt sehr billig. Alsdann ist er hier angesehener, folglich auch nützlicher, und wird zufriedener sein, weil er die Gewißheit hat, einen andern Posten zu bekommen, wenn er hier fortgeht, den in Petersburg, wohin er sich noch immer sehnt, mit einbegriffen.«

»Uebrigens können Sie auf mein Wort bauen, daß nichts zweckmäßiger ist, als hier einen stehenden Residenten zu haben; sein Sie überzeugt, daß der Dienst des Königs sich bei diesem Arrangement sehr wohl befindet, und daß Sie keinen Fähigern zu dieser Stelle finden können, als den kleinen Eon; ich sehe die Sache daher als abgemacht an.«

II.

London, 20 Januar 1763.

»Oh! oh! lieber Freund, welch' eine Last habe ich hier auf mich geladen! Ich bin in der That ganz kampfunfähig, und bedarf . . . wenigstens zehn

Jahre völliger Ruhe. Die Leute hier sind gar nicht wie gewöhnliche Menschen, und die Diplomatie ist in diesem Lande ein wirkliches Galeerenhandwerk. Das macht mich zittern, wenn ich an unsern Freund Guerchy denke, der in diesen Geschäften ein Neuling ist; er wird Höllenqualen ausstehn! Zum Glück bleibt hoffentlich unser kleiner Eon bei ihm. Sie fragen, ob man ihm denselben lassen müsse! Wahrlich, Sie können nichts Besseres thun, obgleich ich glaube, daß Herr von Eon Ihnen in Petersburg noch weit nützlicher sein möchte, wie er überhaupt vielleicht der Einzige ist, welcher dem Könige in Rußland mit Erfolg dienen könnte.«

III.

London, 20. Februar 1763.

»Gott sei gelobt, lieber Freund, daß die Sache mit Guerchy zu Stande gebracht ist .... Was das Interim betrifft, so muß man ohne Zweifel den kleinen Eon damit beauftragen. Es wäre eine Kränkung für ihn, die er nicht verdient, gäbe man die Stelle einem Andern. Aber noch mehr, er wird thun, was Niemand so gut thun kann, als er. Man wird sich freuen, ihn nach mir und in meiner Weise die Geschäfte besorgen zu sehn. Lord Bute ist ihm gewogen und hat eine sehr gute Meinung von ihm, das möchte sich so leicht bei keinem Andern vereinigt

finden; die Geschäfte werden uno tenore gehn. Uebrigens rathe ich stets, dem kleinen Eon den Titel eines Residenten zu geben, und selbst wenn es auch nicht der Fall wäre, daß wir ihn liebten, gebe ich Ihnen mein Wort, daß die Sache an und für sich zum Vortheile des Dienstes ist. So ist diese Angelegenheit denn hoffentlich ins Reine gebracht.«

Der Chevalier von Eon wurde zum Residenten, und kurze Zeit nachher zum bevollmächtigten Minister Frankreichs am Hofe von St. James ernannt. Kaum war er in London angekommen, als der Herzog von Nivernais sich aus dem Staube machte, gleich dem gefangenen Vogel, dem man den Käfig öffnet. Indeß richtete er seinen Flug nicht sogleich nach Paris, sondern mußte vorher noch eine Laune befriedigen. Der Akademiker, Venetianische Nobile, Grande von Spanien, wollte seinen übrigen Titeln noch einen neuen hinzufügen, und hatte den Einfall gehabt, vor den Augen der Damen von Versailles mit dem Doctorhute der Universität Oxford wiederzuerscheinen.

Der Herzog von Nivernais an den Herzog von Praslin.

London, 27. April 1763.

»Lieber Freund, gestern bin ich nach einer Reise

von 4 bis 500 Meilen zurückgekehrt. Ich war in in Bath und Oxford, wo ich mich zum Doctor in facultate juris machen ließ; es wird also Doctormützen in meinem Hause geben, denn mein Freund Dromgold ist ebenfalls zum Doctor promoviert . . . .«

»Freuen Sie sich nicht über das rasche Expedieren der Geschäfte von dem kleinen Eon, während ich entfernt war? Ich habe bei meiner Rückkehr mit Vergnügen gesehn, daß ich es nicht so gut gemacht haben würde. Für seine Anstellung als Resident danke ich Ihnen. Es ist nur noch nöthig, ihm einen Gehalt auszusetzen, der freilich, wegen des kostspieligen Lebens hier, etwas nach englischem Fuße sein muß . . . «

Endlich setzte der Herzog von Nivernais heiter nach Frankreich über, und fühlte sich augenblicklich wieder wohl. »Herr von Nivernais,« schrieb Sainte-Foy an den Chevalier von Eon, »ist am 2. Juni 1763 angekommen. Man hat ihn noch magerer gefunden als bei seiner Abreise; so sehr haben die Britten unsern politischen Sylphen mitgenommen.«

»Dieser Scherz Sainte-Foy's,« sagt der Chevalier von Eon, »hat mich an die Worte eines alten englischen Matrosen in Calais erinnert, als der Herzog von Nivernais sich Anfangs September 1762

nach Dover einschiffte. Dieser Matrose sagte zu seinem jungen Cameraden: »Sieh' mal diesen Herzog an, wie mager und dünn er ist, früher kannte ich ihn, da war er dick und fett. Siehst Du, so haben wir in diesem Kriege den französischen Herren das Fett genommen!«

Als der Marquis von l'Hôpital die neue Standeserhöhung seines ehemaligen Secretairs vernahm, richtete er wiederum das Compliment und das Epigramm an ihn, welche wir nach allen Acten des Lebens des Chevalier von Eon erscheinen sahen; nach seiner Krankheit, seinen Feldzügen, seiner Ankunft in London, nach Unterzeichnung der Präliminarien, nach seiner Ernennung zum Ludwigsritter, und endlich nach der Ernennung zum bevollmächtigten Minister. Es ist eine Art Serenade, welche der alte Gesandte seinem jungen Freunde an jedem seiner Freudentage bringt. Aber dieser Brief war der letzte des Marquis; er starb kurze Zeit nachdem er ihn geschrieben hatte. Und durch ein unseliges Zusammentreffen entsprach der letzte Glückwunsch des Greises dem letzten Glücke des jungen Mannes. Mit den Briefen des Einen endigte das Glück des Andern; jener hörte auf zu leben, dieser glücklich zu sein.

Der Marquis von l'Hôpital an den Chevalier von Eon.

Paris, 28. Juli 1763.

»Ich stelle Ihnen, mein lieber Eon, des Herrn Dandé, meines alten Freundes, ältesten Sohn vor, für den ich mich aufrichtig und lebhaft interessiere, und bitte um Ihre Güte und Freundschaft für ihn.«

»Was mich betrifft, lieber Freund, so steht mein Entschluß fest, Ruhe und Freiheit nach ein und funfzig jährigen Diensten zu suchen, welche mir die Gnade des Königs und die allgemeine Achtung erwarben, Güter, welche ich höher achte, als Schätze und Ehrenstellen. Ich gehe nach Chateauneuf, um an dem Eingange zu meinem Schlosse auf den Marmor die Worte: Otium cum dignitate, zu schreiben. Hier werde ich mich sieben bis acht Monate im Jahre aufhalten, wenn ich nicht Gelegenheit finde, dieses schöne Landgut zu verkaufen, um meine Schulden zu bezahlen.«

»Ich wünsche Ihnen Glück zu dem neuen Character eines bevollmächtigten Ministers. Sie eignen sich für jede hohe Stellung und werden ihr Ehre machen. Sie haben dasjenige in sich, was den Menschen erhebt, Geist und Muth, und verbinden damit die Eigenschaften, welche stets die beiden ersten

begleiten, Tugend und Ehre. Sie sind also jetzt als ein ächter, reiner Mann, Vir, anerkannt! Was Ihnen in physischer Hinsicht fehlt, verbürgt um so mehr die Wirksamkeit Ihrer Eigenschaften und die gute Anwendung Ihrer Zeit.«

»In Compiègne soll es viele Intriguen und Parteiungen geben. Das sind die Früchte, welche auf dem Acker der Höfe wachsen. Man muß sich durch diese Dornen hindurchwinden und sie als leichte Wunden betrachten.«

»Meine Gesundheit hält sich ziemlich gut, und ich würde der glücklichste Mensch sein, hätte ich keine Schulden. Man wirft mir vor, ich wäre als Gesandter zu verschwenderisch gewesen; aber das Geld war das Samenkorn, welches ich ausstreute, um Vertrauen zu gewinnen, und dadurch haben wir hunderttausend Russen an die Oder geführt, welche hier lebten und vier Schlachten gewannen; Sie wissen es ja, lieber Eon. Und dennoch hat man mir fast mit Härte den Vorwurf gemacht, ich hätte das Geld zum Fenster hinausgeworfen; doch kann man mich wenigstens nicht beschuldigen, ich hätte es aufgehäuft, um mich zu bereichern. Ich bin reich durch meine Tugenden und meinen Muth, weiter verlange ich nichts. Ich schlafe meine sieben bis acht Stunden ruhig und ohne Gewissensbisse.

Ich bin sieben und sechszig Jahre alt, habe also gelebt, denn von der Zukunft habe ich nur Hinfälligkeit und Schwäche zu erwarten. Diese werde ich so viel als möglich abzuhalten suchen, und dann, in den Mantel meiner Philosophie gehüllt, ohne Bedauern in die andere Welt hinüberziehn.«

»Adieu, lieber Eon, ich werde Sie immer lieben, und umarme Sie aufrichtig und zärtlich.«

»L'Hôpital.«

Dreizehntes Capitel.

Ungnade des Marschalls und des Grafen von Broglie. — Der Chevalier von Eon ist der Ring einer geheimen Correspondenz zwischen von Broglie und Ludwig XV. — Die Beinamen. — Die Pompadour will durchaus die Correspondenz entdecken. — Vergebliche Bemühungen. — Unterredung des Chevalier von Eon. — Er wird verrathen. — Mittel der Pompadour, dem Könige das Geheimniß zu entreißen. — Die nächtliche Orgie und der goldne Schlüssel. — Der Untergang des Chevalier von Eon wird beschlossen. — Etes-Vous bien sûr de cela, mon ami? — Der Chevalier von Eon erhält Instructionen gegen den Gesandten, und dieser gegen den Chevalier. — Unzeitiger Angriff. — Der Herzog von Nivernais wird wider Willen in die Intrigue gezogen. — Unerschütterliche Festigkeit des Chevalier von Eon. — Ungerechtigkeiten gegen ihn. — Voilà bien du bruit pour une omelette au lard! — Seltsamer Vorschlag. — Zorn des Herzogs von Praslin und Angriffe des Grafen von Guerchy. — Entgegnung des Chevalier von Eon. — Er verläßt das Gesandtschaftshôtel und zieht sich in ein Privathaus zurück. — Das Ungewitter.

Der Chevalier von Eon stand auf dem Scheitelpuncte seines Glücks. Da er zwei Stellen bekleidete, eine officielle und eine geheime, so correspon-

dierte er wegen der ersten mit den Herzögen von Choiseul und von Praslin, wegen der zweiten mit dem Grafen von Broglie und Herrn Tercier. Letztere Correspondenz, an welche sich zugleich die höchsten Interessen des Staats und die kleinsten Hofintriguen knüpften, wurde vor der Pompadour sorgsam verheimlicht, die einst die Freundinn der Familie der Broglies, jetzt ihre schrecklichste Feindinn geworden war. In Folge dieser Feindschaft wurde der Marschall von Broglie, der nach dem Urtheil des modernen Generals Jomini der größeste Heerführer, welchen Frankreich damals besaß, und der einzige war, der sich in dem unseligen siebenjährigen Kriege fortwährend geschickt benahm, in die Verbannung geschickt. Dieser neue Beweis der Allmacht der Maitresse, und der Schwäche, ja, Undankbarkeit des Königs, empörte alle Gemüther in Versailles und Paris. Den Tag, an welchem man diesen Vorfall vernahm, spielte man im Theatre-Français den Tancred. Mademoiselle Clairon legte absichtlich einen besondern Nachdruck auf die Verse:

On dépouille Tancrède, on l'exile, on l'outrage;
C'est le sort des héros d'être persecuté!

Die Anspielung wurde mit rasendem Beifall aufgenommen, und die Schauspielerinn sah sich ge-

nöthigt, die beiden Verse unter Bravo's und allgemeinem Zujauchzen zu wiederholen.

Der Graf von Broglie theilte bald die Ungnade seines Bruders. Aber diese Genugthuung, welche Ludwig XV. dem unerbittlichen Willen seiner Maitresse gab, war eher scheinbar, als wirklich, und selbst im Exil noch blieb der Graf der Rath des Königs, sein geheimer Vertrauter und privilegierter Leiter. Die Pompadour hatte die Macht gehabt, ihn zu entfernen; er behielt die, ihr zu schaden; die eine regierte in der Nähe, der andere aus der Ferne. Letzterer besaß das Vertrauen des Königs, diese seine Liebe; aber keine von beiden Personen war stark genug, den Gegner zu verdrängen. Der Pompadour war es gestattet, öffentlich zu triumphieren, diesem, sich insgeheim zu rächen.

Der Chevalier von Eon und Herr Tercier waren die beiden Arme der geheimnißvollen Communication, welche trotz der Wachsamkeit der Pompadour und ihrer ergebenen Creatur, des Herzogs von Praslin, zwischen Ludwig XV. und dem Grafen von Broglie bestand, und unter dem Schleier einer allegorischen Correspondenz geführt wurde, deren Schlüssel in Folgendem liegt.

Der Advocat bezeichnet den König.

Der Substitut den Grafen von Broglie.

Der Procureur Herrn Tercier.

Der Vorsichtige, Herrn Durand, Ergesandten am Hofe von Polen und Mitglied des geheimen Ministeriums.

Der Honigsüße den Herzog von Nivernais.

Der Bittere den Herzog von Praslin.

Der rothe Löwe oder La Porcelaine den Herzog von Choiseul.

Der Unerschrockene oder der Drachenkopf den Chevalier von Eon.

Der Novize oder der gehörnte Hammel den Grafen von Guerchy.

Man sieht aus diesen letzten Bezeichnungen, daß Ludwig XV. gegen seine Gesandten keineswegs große Rücksichten nahm, noch diese von Andern forderte.

Frau von Pompadour argwöhnte diese Correspondenz des Hauses Broglie mit dem Könige, und ihre Vertrauten suchten lange Zeit eine Spur davon zu entdecken. Dennoch waren die Nachforschungen ihrer Creaturen lange vergeblich gewesen, als der Zufall sie finden ließ, was sie so lange vergeblich erstrebt hatten. Der Chevalier von Eon erzählt dieses Ereigniß mit folgenden Worten:

»Zur Zeit der Unterhandlungen wegen der An-

sprüche des Prinzen von Conti auf Polens Thron und die Hand der Kaiserinn Elisabeth, war zwischen dem Könige, dem Prinzen, Herrn Tercier, Woronzow, Douglas und mir eine geheime Correspondenz organisiert. Monin war der thätigste Agent derselben bei Douglas, mir und Tercier, der das vollkommenste Zutrauen zu ihm hatte. Herr Tercier, der redlichste Mann, welcher glaubte, Jeder sei ihm ähnlich, hatte vor Freund Monin kein Geheimniß. Er zeigte ihm, und zwar öfter in meiner Gegenwart, die Relationen sämmtlicher Gesandten. Zum Unglück war Monin ehedem Lehrer des Grafen von Guerchy, der seine schöne Erziehung ihm zu danken hatte, und aus Dankbarkeit dem Prinzen Conti jenen als Secretair schenkte. Als Monin seinen ehemaligen Schüler als Gesandten sah, und die Nachforschung der Pompadour erfuhr, glaubte er, ebenfalls aus Dankbarkeit, dem Grafen von Guerchy seine Vermuthungen mittheilen zu müssen. Er erklärte ihm, ich stände seit langer Zeit mit dem Könige in geheimer Correspondenz, und daß er mich für ein Glied der geheimnißvollen Kette zwischen dem Hause Broglie und dem Könige hielte. Der Graf von Guerchy verlor keine Zeit und hinterbrachte die Vermuthung ganz warm seinem alten Freunde dem Herzoge von Praslin, der

sie eben so der Pompadour mittheilte. Diese beschloß, Alles an die Entdeckung der Wahrheit zu setzen; aber weder weibliche List, noch Verführung, noch die Kunstgriffe der Minister waren im Stande, dem Könige sein Geheimniß zu entreißen. Die Pompadour entschloß sich daher, andere Mittel anzuwenden. Sie hatte bemerkt, daß Ludwig XV. stets einen kleinen goldenen Schlüssel bei sich trug, der zu einem eleganten, in den innern Gemächern befindlichen Secretair gehörte. Nie, selbst nicht in in den Stunden ihres größesten Einflusses, hatte die Maitresse die Oeffnung dieses Möbels erlangen können. Dieser Secretair war das Einzige, über welches Ludwig XV. noch herrschte; er war nur noch König dieses Möbels; es war der einzige Theil seiner Staaten, den er von der Courtisane sich nicht hatte rauben lassen, der einzige Juwel seiner Krone, den er ihr nicht zu Füßen gelegt. — »Es sind Staatspapiere darin,« war seine lakonische Antwort auf alle ihre Fragen. Diese Papiere waren nichts anderes, als meine und des Grafen von Broglie Correspondenz.

»Die Pompadour ahnte es; übrigens war es schon genug, daß der Secretair ihr vorenthalten wurde, um den heftigsten Wunsch nach seinem Inhalt in ihr zu erregen. Mit dem Interesse ihrer Poli-

tik und ihres Hasses verbanden sich die Versuchungen der Neugier: die verbotene Furcht hat für ein Weib unwiderstehliche Reize.«

»Eines Abends, als die Pompadour mit ihrem königlichen Geliebten speiste, wurde sie zuvorkommender, hingebender gegen ihn, als sonst. Die schamlose, ehebrecherische Gattinn des Lenormand von Etioles bot dem Monarchen alle ihre Reize dar, die, beiläufig gesagt, schon ziemlich abgenutzt waren. Die Wirkung derselben zu beleben, ließ sie ihren Gast tüchtig trinken, um ihm Kopf und Augen zu erhitzen, und die Trunkenheit des Weins mit der der Begierde zu verbinden .... Nach allen Excessen einer doppelten Unmäßigkeit, nach allen Schwelgereien einer Orgie, in welcher die schamlose Hure sich kalt allen Lüsten des Greises hingab, und seine Sinnlichkeit und Begierden entflammte, um sie desto eher zu sättigen, sank der Monarch erschöpft nieder und überließ sich einem lethargischen Schlafe. Das war der Augenblick, welchen die verrätherische Bacchantinn erwartete. Während der König in einer Art animalischer Erstarrung, erschöpft, entnervt, unter der Last des Weins und der Liebkosungen, womit sie ihn erstickt hat, schlafend daliegt, entwendet sie ihm den ersehnten Schlüssel, öffnet den Secretair und findet darin die ganze

Bestätigung ihres Argwohns. Von diesem Tage an war mein Sturz beschlossen.«

»Frau von Pompadour fand es unverzeihlich, nicht daß ich ihr Feind war, denn das war ich damals weder in Gedanken, noch Worten, sondern daß ich der Freund einer Familie war, welche sie mit ihrem Haß verfolgte. Glaubte sie etwa, ein absolutes Eigenthumsrecht über mein Herz und mein Gewissen zu besitzen, weil ich die Ehre eines zufälligen Besitzes ihrer erhabenen Person gehabt hatte? Der Tausch wäre ungleich gewesen. Das Hemd einer Buhlerinn ist keine so reine Reliquie, um für immer denjenigen zu bekehren und zu gewinnen, der es einmal berührte. Als ich mich eines Tags mit Frau von Pompadour allein befand (was sie seit jenem Rencontre auf dem Ball sorgfältig zu vermeiden wußte), erinnerte ich sie leise an jenes Ereigniß, und sagte ihr, das Andenken an dieses Glück sei unauslöschlisch in mein Gedächtniß eingegraben. Sie machte große Augen, und kehrte sich zu mir, als wüßte sie nichts von dem, worauf ich anspielte; und ich suchte, über diese unglaubliche Effronterie erstaunt, naiv ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. »Etes-vous bien sûr de tout cela, mon ami?« sagte sie mir alsdann. »Auf mein Wort, ich glaube Sie träumen.« Ich stand

verlegen da. »Kommen Sie von Ihrem Irrthum zurück,« sagte sie darauf, indem sie sich erhob. »Sie haben ohne Zweifel geträumt; aber Traum oder Wirklichkeit, ich werde Alles vergessen. Thun Sie ein Gleiches!« Damit entfernte sie sich. Aber wenn ich sie nun, ihrem Rathe zufolge, vergaß, hatte sie ein Recht, mir zu zürnen? . . . Wie dem auch sei, ich wurde dem Herzoge von Praslin und dem Grafen von Guerchy als ein Feind bezeichnet, und würde ohne Zweifel schon jetzt in Ungnade gefallen sein, hätte die Maitresse nicht gewünscht, zuvor in den Besitz dieser Correspondenz zu kommen. Daher dieser Wechsel von verstellter Milde und Plackereien, das Vorspiel der Abscheulichkeiten, welche folgen sollten. Dem Grafen von Guerchy war Verstellung anempfohlen worden; aber dieser Diplomat war zu ungeübt, als daß ich seinen Auftrag nicht hätte errathen sollen, selbst wenn Herr Tercier mich nicht benachrichtigt hätte, der König habe die List der Pompadour gemerkt, glaube, das Geheimniß sei verrathen, weil er verschiedene Unordnungen in seinen Papieren bemerkt habe, und lasse mir die größeste Discretion und Behutsamkeit gegen seinen Gesandten in London empfehlen, den er nie nach England geschickt haben würde, wenn er nicht ganz und gar auf mich zählte.

»Meinen geheimen Instructionen gemäß miethete ich, unter meinem Namen, in einem getrennten Hause eine kleine Wohnung für mich und meinen Cousin Eon von Mouloize, und brachte zuvörderst meine werthvollsten Papiere dahin, in der Absicht, mich nach Ankunft des Gesandten dort selber einzuquartieren, unter dem Vorwande, sein Hôtel könne nicht sein ganzes Gefolge fassen, was übrigens kein leerer Vorwand war. So erwartete ich den Grafen von Guerchy. Ich hatte mit ihm zugleich in der Armee des Oberrheins gestanden, und kannte ihn bereits als feig im Kriege, muthig im Frieden, unwissend im Leben, und verschlagen am Hofe, verschwenderisch mit fremdem, geizig mit eignem Gelde. Und sein Benehmen gegen mich beweist, daß dieses Urtheil noch unter der Wahrheit blieb.«

Die erste Vorsichtsmaßregel, welche der Herzog von Praslin gegen den Chevalier von Eon anwenden zu müssen glaubte, war, seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister zu widerrufen. Er hatte sich dadurch fast auf gleiche Stufe mit dem künftigen Gesandten geschwungen, und mußte wieder hinabsteigen, um in einen Stand der Untergebenheit zurückzutreten. Es wurde dem Chevalier von Eon daher gemeldet, daß er sogleich bei der

Ankunft des Grafen von Guerchy seinen Titel abzulegen und den eines Secretairs wieder anzunehmen habe. Es war eine wirkliche Degradation; aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In seiner Eigenliebe und an seiner Ehre verletzt, erklärte er von vorn herein, er würde sich dieser Demüthigung nicht unterwerfen, sondern lieber seine Functionen aufgeben. Das aber wollten Praslin und Guerchy nicht, und wandten sich daher an den Herzog von Nivernais. Sie kannten seinen Einfluß auf den Chevalier von Eon, und suchten ihn durch diesen zu besänftigen. Sie stellten dem Sylphen, dem ehemaligen Gesandten, die Sache in solchem Lichte vor, daß er endlich seinen Beistand zusagte. Dennoch siegte der eiserne Wille des Chevalier. Der Herzog von Nivernais, welcher das dem Chevalier bestimmte Schicksal vorherzusehn begann, und vor der Strenge der Raisonnements und selbst der Gerechtigkeit seiner Sache erschreckte, wendet vergeblich seine Beredsamkeit an, um ihn von dem Abgrunde zurückzuziehen, welchem er ihn entgegengehn sieht. »Geben Sie nach! o geben Sie nach,« ruft er ihm voll Besorgniß zu; »Sie kennen die Menschen nicht, mit denen Sie zu thun haben!« Der Chevalier von Eon befragt nun Herrn Tercier, dessen Rathe er, nach dem Wil-

len des Königs, als seinem eignen folgen soll. Herr Tercier antwortet ihm, daß er seine Art zu denken billigt. Stark durch diesen officiellen Schutz, hüllt er sich in sein Recht und bleibt unbeugsam; denn er gehört zu jenen Menschen, die, einmal in die Bresche gestiegen, vordringen oder fallen, nie aber zurückweichen.

Durch diesen hartnäckigen Widerstand gereizt, biß der jähzornige Herzog von Praslin knirschend auf den Zaum, welchen die Klugheit ihm auflegte, und begnügte sich, dem Seitenhiebe zu geben, welchen er nicht in das Gesicht hinein anzugreifen wagte. Seit langer Zeit schon bat der Chevalier von Eon um Erstattung der beträchtlichen Kosten und Vorschüsse, welche er bei seinen verschiedenen Expeditionen, besonders auf den Reisen nach Rußland, vorgestreckt hatte. Unbemittelt, mußte er auf sein Erbgut Geld zur Deckung seiner Ausgaben leihen, und alle Minister, selbst der Herzog von Praslin, hatten ihm allmälige Rückzahlung desselben versprochen. Dieses Versprechen wurde jetzt gradezu geleugnet oder zurückgenommen. Der Chevalier schwieg und verschluckte diese Ungerechtigkeit; er verkaufte zum Wiederkauf das Haus seiner Väter, und bezahlte damit das Geld, welches er für

den Dienst des Staates geliehen und ausgegeben hatte.

Dazu kam eine zweite, noch elendere Tracasserie. Als der Herzog von Nivernais England verließ, hatte er ihn mit der Aufsicht des Gesandtschaftshôtels beauftragt, dessen Unterhaltung auf Kosten des künftigen Gesandten ging. In dem Geschäft eines Oekonomen ganz unerfahren, übernahm der Chevalier das Amt eines solchen nur ungern. Indeß regulierte er die Ausgaben nach denen des Herzogs von Nivernais, ohne an den Unterschied zwischen einem liberalen, freigebigen vornehmen Herrn, und einem sparsamen, geizigen Bürger zu denken. Daher erhob denn schon bei der ersten Rechnungsablage der Gesandte ein lautes Geschrei, und behauptete, er sei ryiniert.

Wegen dieses Ausgaben-Etats entstand eine Unterhandlung, welche der Chevalier eine Küchennegociation taufte. Voilà bien du bruit pour une omelette au lard! « schrieb er an den Herzog von Nivernais. Der Streit wurde persönlich und immer erbitterter. Der Herzog von Praslin hatte dem Gesandtschaftssecretair die Wiedererstattung seiner dem Staate geopferten Summen verweigert, und hatte die Idee, den Gehalt des bevollmächtigten Ministers, welchem er 5 bis 6000 Livres be-

willigte, zurückzubehalten, um den Gesandten zu entschädigen, welchem er 200,000 Livres Einkünfte und eben so viel zu seiner ersten Einrichtung gab. Ja, es wurde dem Chevalier von Eon, als ein Accommodement, vorgeschlagen, den König in seinem Namen um eine Gratification bitten zu lassen, welche dann in die Tasche des Grafen von Guerchy wandern sollte. Und, was noch unglaublicher ist, der Herzog von Nivernais hatte den Muth oder vielmehr die Schwäche, für seine dreißigjährigen Freunde, wie er sie nannte, sich zum Organ dieser schimpflichen Proposition zu machen! Der Chevalier von Eon hat bemerkt, daß dem schwachen Herzoge dreimal die Feder entfallen ist. Der Brief wurde in drei Absätzen geschrieben, er hat ein dreifaches Datum! . . . . Wie dem auch sei, der Chevalier von Eon verwarf mit Verachtung diesen unwürdigen Antrag, und erklärte, er würde sich diesem Mißbrauche des Vertrauens seines Königs wenigstens so lange entgegensetzen, als dieser ihm nicht eine vom Notar bescheinigte Urkunde darüber ausstellte, die er dann dem Parlamente und dem Rechnungsrathe vorlegen würde!

Voll Verzweiflung, ihn auf jeder Seite undurchdringlich zu sehn, geriethen der Herzog von Praslin und sein Freund von Guerchy in Zorn, und lie-

ßen sich, jener zur Drohung, dieser zur Unverschämtheit hinreißen. Das war zu viel für den Chevalier von Eon; das Gefäß seiner Geduld war voll und lief über. Er antwortete dem Herzoge von Praslin mit ruhiger, unerschrockener Würde, dem Grafen von Guerchy mit einem beißenden, unbarmherzigen Sarkasmus, der den armen Grafen von einer Seite zur andern durchbohrte. Dann zog er sich, nach dieser kräftigen, aber fatalen Sortita, in das Privathaus zurück, welches er gemiethet hatte, und erwartete in dieser Festung ruhig den Sturm, der bald über seinem Haupte ausbrechen mußte.

Vierzehntes Capitel.

Der Chevalier giebt den Bitten des Herzogs von Nivernais zum Theil nach. — Brief Ludwigs XV. — Der Mensch und der Monarch. — Jesuitischer Brief Guerchy's. — Die rechte und die linke Tasche. — Zurückberufung des Chevalier von Eon. — Wirkung, welche diese Ungnade auf ihn macht. — Das diplomatische Corps macht dem Chevalier Complimente über seine Festigkeit. — Ein Prolog. — Erste Scene. — Der Aventurier. — Die Herausforderung. — Vous ne savez pas le sort, qui Vous attend en France. — Zweite Scene bei Mylord Halifax. — Das Wort »weitere Ordres.« — Das Ehrenwort. — Don Quixote und Sancho Pansa. — Fiasco.

»Indeß,« sagt der Chevalier von Eon, »ergriff ein rührender Brief, welchen ich von dem Herzoge von Nivernais empfing, mich tief und erweichte mein Herz; so triftig auch meine Gründe waren, mein Herz dagegen zu verhärten, beschloß ich doch, theilweis nachzugeben. Auch mein ehrenhafter, legitimer Widerstand sollte meinen Feinden nicht zum Vor-

wande dienen, und ich schrieb daher an den Herzog von Nivernais folgenden Brief, von welchem ich eine Copie an den Grafen von Guerchy und Herzog von Praslin schickte.

Der Chevalier von Eon an den Herzog von Nivernais.

London, 30. September 1763.

»Herr Herzog,«

»So eben erhalte ich Ihren letzten Brief vom 26. September. Um Ihnen zu zeigen, wie folgsam ich gegen Ihren freundschaftlichen Rath bin, bin ich, trotz meines Widerstrebens, erbötig, den bevollmächtigten Minister aufzugeben, vorausgesetzt, daß meine Anstellung stabil ist, mag Herr von Guerchy in London wohnen oder nicht — in beiden Fällen kann man mir einen verschiedenen Gehalt geben; überhaupt aber will ich meinen kleinen Gehalt allein haben und Niemands Intendant mehr sein. Im Cabinet werde ich unter dem Befehle des Herrn von Guerchy mit meiner gewöhnlichen Sanftmuth und meinem bekannten Eifer arbeiten. Mit Recht verlange ich die Rückzahlung meiner vordem geleisteten Vorschüsse; ich werde dem Herrn Grafen von Guerchy dann ein Kostgeld für meinen Unterhalt davon bezahlen, u. s. w.« —

»Mit Vertrauen erwartete ich die Wirkung meiner Unterwerfung unter den tyrannischen Willen meiner Despoten, als ein ganz eigens von Versailles abgesandter Courier mir folgendes eigenhändig vom Könige geschriebenes Billet brachte:

Brief Ludwigs XV. an den Chevalier von Eon.

An den Chevalier von Eon, meinen bevollmächtigten Minister in London.

Versailles, 4. October 1763.

»Sie haben mir eben so nützlich unter Frauenkleidern, als in denen gedient, welche Sie gegenwärtig tragen. Legen Sie dieselben sogleich wieder an und ziehen Sie sich in die City zurück.«

»Ich benachrichtige Sie, daß der König heute den Befehl unterzeichnet hat, Sie nach Frankreich zurückzurufen; aber ich befehle Ihnen, mit allen Ihren Papieren in England zu bleiben, bis ich Ihnen meine weitern Instructionen zukommen lasse.«

»Sie sind in Ihrem Hôtel nicht in Sicherheit und würden hier mächtige Feinde finden.«

»Ludwig.«

»Kaum hatte ich den Brief gelesen, als er mir aus der Hand fiel. Mir ahnte zum ersten Male die ganze Ausdehnung des Unglücks, welches mir drohte. Was hatte ich auch von der Festigkeit eines Königs zu erwarten, der mich verließ, als ich nur seine Vorschriften befolgt hatte.«

Auch Madame von Campan kannte diesen bizarren merkwürdigen Brief Ludwigs XV., und theilt ihn, verstümmelt, in ihren Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, reine de France et de Navarre, mit.

»Einige Tage später,« fährt der Chevalier von Eon fort, erhielt ich einen Brief von dem Grafen von Guerchy, folgenden Inhalts:

Der Graf von Guerchy an den Chevalier von Eon.

Paris, 4. October 1763.

»Mein Herr,«

»Ich habe Ihre verschiedenen Rechnungsétats erhalten. Da ich in diesem Augenblicke sehr pressiert bin und den Brief mit der heutigen Post absenden will, so kann ich in kein Detail eingehn.«

»Ich dachte, wie ich Ihnen gemeldet hatte, am 5. oder 6. abzureisen, aber die Reise der kö-

niglichen Familie nach Fontainebleau und die des Königs von Polen nach Lothringen haben mir keine Pferde übrig gelassen, weshalb ich mich entschlossen habe, erst den 8. abzureisen. Wahrscheinlich wird dieser Brief mein letzter sein, wenn nicht irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß eintritt.«

»Ich bitte Sie, mein Herr, die Achtung und Freundschaft zu genehmigen, womit ich mich nenne

Guerchy.«

»Am 4. October 1763! Es war derselbe Tag, an welchem meine Zurückberufung unterzeichnet war! Und Herr von Guerchy bat mich, seine Achtung und Freundschaft zu genehmigen! In demselben Augenblicke hatte er also in seiner linken Tasche Achtung und Freundschaft für mich, während er in der rechten Haß und Ungunst trug! Es müssen gar große Minister sein, daß sie sich eine so kleinliche Politik erlauben.«

»Am 17. desselben Monats endlich kam der sogenannte außerordentliche Gesandte an. Ich machte ihm meine Aufwartung, als wüßte ich von nichts. Er empfing mich höflich und fragte, ob ich meinen Brief an ihn vom 25. September bereue. Ich antwortete ruhig: Nein, mein Herr, mein Brief

ist nur eine, vielleicht etwas lebhafte, aber gerechte Antwort auf Ihren Angriff vom 4. desselben Monats; und schrieben Sie mir nochmals solchen Brief, so sähe ich mich gezwungen, auf gleiche Weise zu antworten.« — »Ei, ei; ich sehe, Sie sind etwas hastig, mein lieber Chevalier von Eon.« Damit zog er meine Rückberufungsordre aus der Tasche, gab sie mir mit betrübter Miene, drückte sein Bedauern aus, und versicherte mich nochmals seiner Freundschaft und Ergebenheit. Ich antwortete ihm nur durch einen Blick .... und zog mich, kalt grüßend, mit dem officiellen Documente meiner Ungnade zurück. Sein Inhalt war folgender:

An den Herrn Chevalier von Eon.

Versailles, 4. October 1763.

»Mein Herr,

»Da die Ankunft des Gesandten des Königs die Commission beendigt, welche Seine Majestät Ihnen in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers übertragen hatte; so sende ich Ihnen Ihre Zurückberufung, die Sie dem Gebrauch zufolge und so schnell als möglich Sr. Brittischen Majestät überreichen werden; die Copie dieses Briefs finden Sie angeschlossen. Sogleich nach der Audienz werden

Sie von London abreisen und sich rasch nach Paris begeben, von wo Sie mich von Ihrer Ankunft benachrichtigen und meine Ordres erwarten werden, ohne an den Hof zu kommen.«

»Ich bin, mein Herr, Ihr aufrichtig ergebener, gehorsamer Diener,

»Herzog von Praslin.«

»So vorbereitet ich auch war, die Härte dieses Sendschreibens griff mich dennoch an. Sie riefen mich zurück und verboten mir, an den Hof zu kommen! Sie fürchteten, ich würde daselbst meine Klagen vorbringen und das Geheimniß offenbaren, dessen Opfer ich war; denn sie wußten, daß wir Alle dort einen Richter hatten! Das war der Lohn für so viele Dienste und Mühen, für welche die Auslagen mir noch nicht einmal erstattet waren! . . . .«

In energischen malerischen Ausdrücken zeigt sich diese so gerechte Bitterkeit des Chevalier von Eon in zwei Briefen, welche er an seinen Freund Sainte-Foy richtete. In einer Nachschrift zu dem zweiten Briefe spielt er auf eine Episode an, welche er späterhin selber erzählt, und die folgende ist:

»Gegen Ende des August machte mir eines

Morgens ein Herr von Bergy einen Besuch in meinem Cabinet, und fand mich lesend auf einem Canapé. Ich fragte ihn, womit ich ihm dienen könne, indem ich ihn bat, sich neben mich zu setzen. Er antwortete: »Ich bin ein Literat, der jetzt eine kleine Reise durch England macht, um eine Nation kennen zu lernen, von der man so viel redet, und die Franzosen kennen zu lehren, von denen man nicht genug redet;« und er hatte die Güte hinzuzufügen: »Ihr Name, mein Herr, und Ihr Ruf sind so bekannt in Frankreich, daß es mir sehr schmeichelhaft sein würde, in eine nähere Verbindung mit Ihnen zu treten.« Ich antwortete auf dieses Compliment, wie ich mußte, und fragte zuvörderst, ob er Empfehlungsbriefe an mich habe. Er antwortete: ein Mann, wie er, bedürfe derselben nicht; hätte er dieselben für nöthig gehalten, so würde er hundert für einen gebracht haben; er sei in Versailles und Paris sehr bekannt, besonders mit dem Herzoge von Choiseul, dem Herzoge von Praslin und Herrn von Sainte-Foy, ersten Beamten der auswärtigen Angelegenheiten. Ich bemerkte ihm, daß es immer gut wäre, Briefe für den Gesandten des Königs mitzubringen. »Ich werde dieselben erhalten,« antwortete er, »aber ich bedarf ihrer nicht; ich habe oft bei dem Grafen von Guerchy soupiert,

und sobald Seine Excellenz mich sieht, wird er mir sagen: »Ah, mein Freund Vergy, da bist Du ja! komm und laß Dich küssen.«

»Einige Tage später kam Herr von Vergy des Nachmittags zu mir. Man sagte ihm, man wolle ihn melden, obgleich ich in meinem Cabinet beschäftigt sei, und führte ihn einstweilen in den Saal, wo sich mehrere Personen, unter andern auch mein Cousin Eon von Mouloize, befanden. Ich kam einen Augenblick später, und sogleich redete Herr von Vergy mir von seiner Person, seinem Geiste und seinen Talenten. Ich antwortete ihm in Gegenwart dieser Personen, daß ich keinen Augenblick daran zweifle, ihn jedoch abermals bäte, mir Empfehlungsschreiben zu bringen. »Diese Regel,« sagte er leichthin, »ist nicht für einen Meinesgleichen gemacht, und ich hätte nie geglaubt, daß mir Empfehlungen nöthig wären.« Ich wiederholte ihm, die Regel sei so streng auch für ihn gemacht, daß ich seinen Besuch nicht mehr annehmen könne, so lange er sich nicht nach derselben richte. »Wären Sie mir irgend bekannt, mein Herr,« fügte ich hinzu, »so würde ich Sie bereits zum Diner eingeladen haben; ja, ich habe die Ehre gehabt, Seiner Brittischen Majestät mehrere Franzosen vorzustellen, welche an mich empfohlen waren.« Herr von

Bergy rief: »Ah, mein Herr, Ihr Diner! Was die Vorstellung betrifft, so wird mir dieselbe, sobald ich es will, durch einen englischen Mylord zu Theil werden.«

»Nun konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich vollkommen von seiner Rechtlichkeit überzeugt wäre, ihm aber mehrere Beispiele anführen könnte, daß königliche Minister und ich an verschiedenen Höfen, z. B. in Moskau, arg getäuscht seien. Er wollte einen hohen Ton annehmen, aber ich bat ihn, sich so schnell als möglich Empfehlungsbriefe kommen zu lassen, nicht für mich, sondern für den Herrn Gesandten, welcher bald ankommen würde, da ich sonst, wenn Se. Excellenz mich nach ihm fragte, antworten müsse, daß ich ihn nicht kenne. Herr von Bergy versprach hochmüthig, zwanzig Empfehlungsbriefe statt eines zu bringen, weil ihm nichts leichter wäre, als dieses. Er ging, indem er unablässig wiederholte, daß er für Guerchy, dem er hinreichend bekannt sei, keine Briefe bedürfe, und damit schloß, er sei durch das, was ich ihm gesagt habe, keineswegs bewegt. Ich begleitete ihn höflich bis zur Thür; dann sagte ich dem Schweizer, welcher gegenwärtig dem Grafen von Guerchy gehört: Kommt Herr von Bergy wieder, so sagen

Sie ihm, falls er nicht Briefe an mich ab-zugeben hat, ich sei nicht zu Hause.«

»Sonntag, den 23. October, hatte ich die Ehre, bei dem Herrn Grafen von Guerchy zu dinieren. Nach dem Café begab sich Seine Excellenz zuerst in den Gesellschaftssaal, und gleich darauf gab ich der Frau Gräfinn den Arm. Eben waren wir an die letzte Stufe der Treppe gelangt, als St. Jean, der Kammerdiener Sr. Excellenz, rief: »Madame, Herr von Bergy ist mit dem Herrn Grafen im Saale.«

»Kennen Sie Herrn von Bergy?« fragte mich die Gräfinn. — »Nein,« antwortete ich, »aber er ist mir sehr verdächtig.« Sogleich drückte sie mir den Arm und sagte: »Pst! um Gotteswillen, kein Geräusch.« Ich antwortete: »Das ist nicht meine Absicht, aber wenn der Gesandte mich fragt, wer Herr von Bergy sei, so werde ich erklären, daß ich ihn nicht kenne.« Damit traten wir in den Saal, von mehrern Officieren und andern Personen gefolgt, fanden den Grafen von Guerchy im Gespräch mit dem Herrn von Bergy, und fast in demselben Augenblicke fragte mich Seine Excellenz, ob ich den Herrn kenne; ich antwortete: »Nein, Herr Graf. Ich bat Herrn von Bergy, Ihnen Empfehlungsbriefe zu überreichen; that er's nicht, so ist das

nicht meine Schuld.« Dann trat ich dem Fremden näher und sagte ihm: »Nun, mein Herr, hier ist der Herr Graf von Guerchy, den Sie so gut kennen, mit welchen Sie bei den Marquisen von Villeroy und von Lirré so oft gespeist haben. Ich sehe nicht, daß er Ihnen an den Hals fliegt, um Sie zu umarmen.«

»Nie war ein Theaterstreich frappanter; das Erstaunen machte die Scene stumm. Der Graf von Guerchy war der Erste, welcher das Stillschweigen brach, indem er dem Herrn von Vergy sagte: »Mein Herr, ich kenne Sie nicht, habe nie mit Ihnen bei der Marquise von Villeroy gespeist, obgleich ich die Ehre habe, diese Dame zu kennen und oft bei ihr speiste.« Obgleich in Verlegenheit, sah Herr von Vergy dennoch den Gesandten fest an, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: »Ich bitte Eure Excellenz um Verzeihung, daß ich die Ehre zu haben glaubte, Sie zu kennen.« Dann wandte er sich zu mir und sagte: »Herr von Eon, ich hörte Sie stets als einen höflichen Mann rühmen. Nie hat Jemand ein solches Dementi gegeben. Sie kennen das Schicksal nicht, Herr von Eon, welches Sie in Frankreich erwartet;« und diese letzten Worte wurden zweimal wiederholt. Ich nahm ihn bei dem Arme und sagte ihm: »Mein Herr, ich bin stets

höflich, aber meine Höflichkeit geht nicht so weit, daß ich zum Vortheil Anderer Lügen sage; auch gebe ich Ihnen kein Dementi, da Sie nicht ein einziges Wort Wahrheit reden. Hat man sich keinen Vorwurf zu machen, so kann man unbesorgt sein; ich fürchte Niemandes Zorn, und ständen wir nicht vor dem Gesandten und der Gesandtinn, so würde ich Ihnen auf der Stelle zeigen, ob ich die Drohungen eines Mannes, wie Sie sind, fürchte.«

»Der Gesandte sagte mir: »Herr von Eon, setzen Sie sich; es ist genug.« Ich nahm einen Stuhl, und Vergy rief, er sei ein Mann von Stande und habe in den französischen Garden gedient. Ich wollte diesen Stoff nicht ergründen, sondern begnügte mich, dem Gesandten Alles zu erzählen, was zwischen Herrn von Vergy und mir bei dessen erstem Besuche geschehen war. In diesem Augenblicke trat der Graf von Seilern, bevollmächtigter Minister des Kaisers, ein, und Alles kehrte zur Ruhe zurück. Herr von Vergy nahm nun einen Stuhl, setzte sich mit in den Kreis, und blieb länger als eine halbe Stunde, bevor er ging. Gleich darauf ging ich hinaus, in der Meinung, Herr von Vergy würde so artig gewesen sein, mich zu erwarten. Aber ich fand ihn weder in dem Hofe, noch auf der Gasse, ging zu Fuße nach Haus, und ließ

mir eine Fackel vortragen, um bei der herrschenden Dunkelheit die Gegenstände besser zu unterscheiden.«

»Drei Tage später, das heißt Mittwoch den 26. October, war ich kaum ausgegangen, um mich zu dem Lever des Königs zu begeben, als Vergy in meinem Hause in Dowerstreet nach mir frägt. Er wollte sich erkundigen, zu welcher Stunde Herr von Eon sichtbar wäre. »Um neun Uhr Morgens,« antwortet man. »Nun denn,« antwortete er mit entschiedenem Tone, »so sagen Sie ihm, ich würde morgen punkt zehn Uhr bei ihm sein, und hoffte ihn zu finden.«

»An demselben Tage hatte ich die Ehre, sammt Herrn von Guerchy und allen fremden Ministern des südlichen Departements, bei Mylord Halifax eingeladen zu sein. Ich kam von allen Gästen zuletzt, um mich an den Tisch zu setzen und sogleich nach dem Essen wieder zu gehn; kaum aber war ich in den Saal getreten, als Graf von Guerchy auf mich zukam und mich fragte, weshalb ich nicht schon Tags zuvor meine Abschiedsaudienz bei Seiner brittischen Majestät genommen habe. Ich antwortete, daß ich die weitern Ordres meines Hofes erwartete, und das wurde der Gegenstand einer langen Discussion von Seiten Sr. Excellenz. Als er immer heftiger in mich drang, sagte ich endlich: »Da Sie es wollen,

mein Herr, so will ich Ihnen den Grund vor den drei Ministern Sr. brittischen Majestät eröffnen.« Sie standen zusammen in einer Fenstervertiefung, wir näherten uns, und ich sagte laut: »Der Herr Graf von Guerchy zwingt mich, die Ehre zu haben, Ihren Excellenzen zu erklären, daß ich meine Abschiedsaudienz nicht nehme, weil ich die weiteren Befehle meines Hofs erwarte, und meine Rede noch nicht vollendet habe.«

»Das Wort »weitere Befehle« schien dem Ohre Seiner Excellenz neu zu sein; und da er sagte, er verstände es nicht, so fügte ich hinzu, daß man im Geschäftsstyl weitere Befehle diejenigen nennte, die nach den ersten Anträgen kämen; gewöhnlich reservierte man sich in der Politik die Freiheit, den vorläufigen Befehlen weitere Befehle hinzuzufügen. Se. Excellenz gestand den drei brittischen Ministern, daß er, als Neuling in den Geschäften, dieses Alles nicht begriffe. Ich antwortete ihm indeß, diese Erklärung sei sehr deutlich, und es sei nicht meine Schuld, wenn er sie nicht verstände. Als nun auch Mylord Halifax in mich drang, präsentierte ich ihm die Einladungskarte und sagte: »Ew. Excellenz hat den bevollmächtigten Minister Frankreichs zum Diner eingeladen, ich bitte Sie daher, servieren zu

lassen.« Nach diesen Worten entfernte ich mich, und trat in den Kreis der fremden Gesandten, mit denen ich mich von gleichgültigen Dingen unterhielt.«

»Nach dem Essen wollte ich mich beurlauben, näherte mich der Thür, fand sie jedoch verschlossen, und erstaunt darüber, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: ich hätte nie geglaubt, daß der bevollmächtigte Minister Frankreichs sich in England bei dem Staatssecretair als Gefangener sehen würde. In dem Augenblicke bat mich Mylord Halifax, folgendes Billet zu unterzeichnen:

»Der Chevalier von Eon giebt den Grafen von Sandwich und Halifax sein Ehrenwort, sich nicht mit Herrn von Vergy zu schlagen, noch ihn auf irgend eine Weise zu beleidigen, ohne seine Absicht vorher den genannten Grafen mitzutheilen, so daß sie allen schlimmen Folgen der Absichten und des Betragens des Chevalier von Eon zuvorkommen können.« Ich weigerte mich; da sah ich einen Gardeobristen an der Spitze eines Detachements mit Bajonnets eintreten, und sagte: »Thun Sie Ihre Pflicht, ich werde die meinige thun. Die Uniform, welche ich trage, wird unbefleckt, oder mit meinem Blute getränkt bei meinem Regimente wiedererschei-

nen.« Ein Beweggrund mehr für meine Weigerung war die Anwesenheit der Soldaten. Dennoch unterzeichnete ich endlich, aber nur, nachdem alle Soldaten sich zurückgezogen hatten, und der Graf von Guerchy mir ausdrücklich im Namen des Königs es befahl, und nachdem er, so wie die drei Minister Sr. brittischen Majestät, das Billet zuvor unterzeichnet hatten.«

»Am nächsten Morgen, Donnerstag um zehn Uhr, kam Herr von Vergy, der ohne Zweifel kein Billet unterzeichnet hatte, pünktlich zu mir, und fand mich allein. Als er in mein Cabinet trat, sagte er: »Hier bin ich, mein Herr, zum Kampf gerüstet *), und glaube, es ist erst zehn Uhr.« — »Es freut mich,« antwortete ich, »Sie zu sehen. Ich erwartete Sie mit Ungeduld.«

»Sogleich antwortete Herr von Vergy: »Mein Herr, ich muß Ihnen eine Frage vorlegen: sind Sie bevollmächtigter Minister oder Dragonercapitain? Sind Sie Minister, so gehe ich.«

»Nein, mein Freund,« antwortete ich, »Du sollst nicht gehen; ich will für Dich nichts als Dragoner sein.«

»Da Herr von Vergy ohne Zweifel wußte, was

*) Er war im Frack.

zwischen den Ministern und mir vorgefallen war, so war meine Lage kritischer, als die seinige. Ich hatte versprochen, nichts zu unternehmen, und konnte nicht voraussehn, daß derselbe sich so leicht würde einschüchtern lassen. Ich verschloß meine Thür, um ihn zurückzuhalten, bis die Leute des Herrn Gesandten, nach welchen ich geschickt hätte, angekommen sein würden; und sogleich sagte Herr von Vergy: »O mein Herr, rühren Sie mich nicht an!« — »Wie!« antwortete ich ihm lächelnd, »Du kommst zum Kampfe gerüstet zu mir, und fürchtest, ich möchte Dich anrühren! Sei unbesorgt, ich habe keine Absicht, als Dich arretieren zu lassen.« Einige Dragonerausdrücke, mit welchen ich diese Worte zierte, bewirkten, daß er das Fenster für die Thür zu halten geneigt schien; ich bemerkte seine Blässe, seine Aufregung, und sagte: »Spring' nur! aber hüte Dich; Du findest unten einen Graben und Piken.« Diese keineswegs philosophische Bemerkung reichte hin, ihn zum Dableiben zu bewegen.«

»Ich überreichte ihm nun ein Papier mit den Worten: »Hier ist ein Papier, welches Du, sammt der Abschrift, unterzeichnen wirst; erst aber lies es, damit Du es nicht für einen Wechselbrief hältst.« Er durchlief es so eilig, daß er, als er es wieder zurückgab, mich um drei Wochen Aufschub bat, um

Briefe aus Paris zu erwarten. »Mein Freund,« antwortete ich ihm, »wäre Dein Kopf nicht etwas verwirrt, so würdest Du sehn, daß ich Dir einen Monat gebe.« — Da sagte er: »Mein Herr, ich unterzeichne nicht, wenn Sie nicht vorher einige Ausdrücke ändern.« — »Nehme ich die Feder, so werde ich noch härtere Ephitheta hinzusetzen. Ich schwöre Dir, daß Du das Billet so unterzeichnen wirst, wie es ist; quod scripsi scripsi.« —

»Und als ich nun wiederum drohte, ihn den Domestiken des Herrn Gesandten auszuliefern, änderte er die Farbe. Ich nahm ihn bei dem Arme, und ließ ihn zum Unterzeichnen in mein Schlafzimmer treten, wo sich mein Büreau befand. Sobald er darin war, rief er: »Ach, mein Herr, tödten Sie mich nicht!« Ich wußte nicht, was ich von diesem Ausruf denken sollte, als ich plötzlich die Augen des Herrn von Vergy auf meinen türkischen Säbel und meine Ordonnanzpistolen gerichtet sah, welche ich unberührt aus dem deutschen Kriege zurückgebracht hatte. Nun begriff ich seinen Schreck. Um ihn zu beruhigen, nahm ich eine der Pistolen, warf sie an die Erde, trat mit dem Fuße darauf, damit sie Herrn von Vergy nicht bisse, und sagte: »Du siehst, daß ich Dir nichts thun will; unterzeichne gutwillig.«

Nun entschloß er sich, folgendes Billet sammt der Abschrift zu unterzeichnen:

»Ich Endesunterschriebener verspreche dem Chevalier von Eon, Dragonercapitain, auf mein Ehrenwort, spätestens innerhalb eines Monats dem französischen Gesandten in London gute Empfehlungsbriefe von bekannten, oder in Versailles oder Paris angestellten Personen zu bringen. Wo nicht, so gebe ich dem Herrn von Eon mein Ehrenwort, hinfort weder dem Herrn Grafen, noch der Frau Gräfinn von Guerchy anders meine Aufwartung zu machen, denn als einer der größesten Abenteurer, welche es je gegeben hat.«

»von Vergy.«

»London, 27. Octbr. 1763, zehn und ein Viertel Uhr Morgens.«

»Er unterschrieb mit dem Hut unter dem Arme und einem Knie an der Erde, und wollte, obgleich ich es ihm anbot, keine Copie nehmen, um nur desto schneller fortzukommen. In der That eilte er sehr damit, als ich ihn durch eine einfache Frage sehr in Verlegenheit setzte. »Wer sind Sie? Gestehen Sie es, oder ich übergebe Sie den Leuten des Gesandten.« Er antwortete mir mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen: »Ach, Herr von Eon,

halten Sie mich in Ihrem Hause fest, so bin ich ein verlorner Mann.« —

»Herr Abenteurer,« antwortete ich ihm, »ich will nicht den Tod des Sünders, sondern seine Besserung; schaffen Sie Empfehlungsbriefe herbei; können Sie mir beweisen, daß Sie ein rechtlicher Mann sind, so will ich Ihr bester Freund sein.«

»Kaum war er fort, als die Leute des Gesandten erschienen. Sogleich begab ich mich zu dem Grafen von Guerchy, nachdem ich ihn durch l'Escallier, seinen ersten Secretair, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und ihm eins der unterzeichneten Billets übersandt hatte. Er redete mich mit den Worten an: »Herr von Eon, man copiert gegenwärtig in meinem Secretariat die Actenstücke, welche Sie mir zugestellt haben: es ist darüber nichts zu sagen; Sie haben sich mit Ehren aus dem Handel gezogen.«

Der Leser wird in der Folge das Geheimniß dieser Komödie erfahren, welche von den Feinden des Chevalier von Eon ersonnen war, und, Dank der Feigheit des mit der Hauptrolle beauftragten armen Teufels und dem Muthe des Chevalier, total durchfiel oder fiasco machte, was weder die Dichter, noch die Acteurs erwarteten.

Funfzehntes Capitel.

Der Graf von Guerchy dringt auf die Abreise des Chevalier von Eon. — Dieser zögert. — Calembour. — Ludwig XV. kommt ihm zu Hülfe. — Briefe des General-Controleurs und des Herzogs von Choiseul. — Von Eon ergreift die Offensive und klagt Guerchy an. — Waffenstillstand. — Das Diner. — Complot gegen den Chevalier von Eon. — Opium. — Das Complot scheitert. — Der Chevalier von Eon wird krank. — Besuch des Grafen von Guerchy. — Die Pompadour und die Köche. — Vorschlag einer Promenade. — Klugheit. — Der Schlosser und der Wachsabdruck. — Die Domestiken und die Portechaisen. — Der Chevalier von Eon an Ludwig XV. — Die Cartouchianer. — Beschuldigung der Tollheit. — Der Giftmischer und Meuchelmörder. — Die Häscher und das Auslieferungsgesuch. — Doppeltes Spiel Ludwigs XV. — Vertheidigungsmaßregeln. — Sophie Charlotte verweigert die Auslieferung. — Muthlosigkeit des Grafen von Guerchy. — Er capituliert. — Sein Parlamentair wird bloß bei dem Anblick des Chevalier von Eon von panischem Schrecken ergriffen. — Brief des Chevalier an Guerchy. — Er will die Papiere nicht herausgeben. — Das französische Ministerium verfolgt Eon, seine Verwandten und Freunde. — Er wird für einen Staatsverräther und Rebellen erklärt und seines Gehalts beraubt. — Seine Ergebung in den Willen des Königs. — Wird von seinen Freunden verlassen. — Brief an seine Mutter. — Der Herzog von Choiseul bietet ihm

Schutz und eine Anstellung in der Armee an. — Briefe der Gräfinn von Rochefort an den verbannten Chevalier von Eon. — Der König von Preußen, die Kaiserinn von Rußland und d'Alembert. — Der Bernardinermönch, sein Weib und sein Kind. — Marquis von Grimaldi und der König von Polen. — Der Herzog von Duras und der Lieblingshund des Königs. — Frau von Geoffrin, ihr Mann und der Theaterzettel. — Frau von la Ferté-Imbaut. — Madame Du Deffant. — Der Kopf des heiligen Dionysius.

Die Absicht des Grafen von Guerchy, den Chevalier von Eon und seine Papiere der Pompadour zu überliefern, war also noch nicht erreicht. Um so mehr drang der Gesandte auf die Abreise desselben. »Ich erhielt,« sagt der Chevalier von Eon, »von Mylord Halifax ein kleines Billet, welches folgende Worte enthielt:

»Mylord Halifax grüßt den Herrn Chevalier von Eon, und hat die Ehre, ihm zu melden, daß es dem Könige lieber ist, Herrn von Eon die Abschiedsaudienz Mittwoch, statt am Freitag zu geben.«

»St. James, 25 October 1763.«

»Dieses Billet ist ein Beweis, daß meine Anwesenheit dem Grafen von Guerchy eine schreckliche Last war ... In London durch Ludwig's XV. Willen zurückgehalten, befand Eon sich in einer äußerst

schwierigen Lage. Da er den eigentlichen Grund nicht angeben durfte, so mußte er zu Ausflüchten greifen. Zum Glück kam Ludwig XV. seiner Vertheidigung zu Hülfe. Um seinem Widerstande Waffen zu leihen, ließ der Monarch ihn schriftlich durch den Generalcontroleur der Finanzen, dann durch den Herzog von Choiseul im Namen des Königs eine neue Arbeit auftragen und ihn bitten, mit seiner Correspondenz fortzufahren. Darin lag zugleich die Autorisation, in London zu bleiben, und ermuthigt, wurde der Chevalier von Eon nun der angreifende Theil, während sein Gegner von diesem unvorhergesehenen Ausgange ganz betäubt war.

Der Graf von Guerchy verlor bei dieser Umkehrung der Rollen den Kopf, und da er bei dem ersten Angriffe zurückgeschlagen war, ließ er zum Rückzuge blasen, um sich zu erholen und einen neuen Plan zu entwerfen. Auf die Drohungen folgten nun ein Waffenstillstand, Friedensvorschäge und Artigkeiten. Der Chevalier von Eon erschien wieder in den Salons des Gesandtschaftshôtels, und nahm Freitag, den 27. October, seinen Platz an der Tafel des Gesandten wieder ein. Den Augenblick erwartete dieser zur Ausführung folgenden Complots.

Graf von Guerchy wußte, daß Eon dem Weine von Tonnerre, seiner Vaterstadt, den Vorzug gab;

indem er daher auf den bekannten Geschmack seines Gastes rechnete, so ließ er durch seinen Stallmeister Chazal, der, wegen eines strengen Verweises, den Chevalier von Eon haßte, eine Quantität Opium in eine Flasche alten Burgunders thun. Aber auch dieses Complot sollte scheitern. Die Dosis war zu stark. Durch die ersten Symptome aufmerksam gemacht, von Schwindel und apoplektischer Schlafsucht ergriffen, von heftigen Schmerzen im Unterleibe gequält, zum Erbrechen und fast zur Geisteserstarrung gebracht, behielt der Chevalier doch noch so viel Geistesgegenwart, um die Schlinge zu bemerken und ihr zu entgehn. Für mehr als eine Schlinge hielt er es anfangs nicht; er glaubte, man habe ihn einschläfern und sich auf diese Weise seiner Person und seiner Papiere bemächtigen wollen; bald aber wurde er anderer Meinung, als die Mittheilungen eines Mannes, den wir bereits in dieser Geschichte eine mysteriöse Rolle spielen sahen, ihn ein Verbrechen vermuthen ließ. Er erzählt das Diner des Grafen von Guerchy und die verschiedenen Ereignisse, welche ihm vorhergingen und folgten, in einer Depesche, welche er durch seinen Freund von la Rozière nach Paris schickte, und welche den Titel führt:

Geheime, wichtige Note für den Advocaten und seinen Substituten.

London, 18. November 1763.

» . . . Einige Tage später kam der Graf von Guerchy vor neun Uhr Morgens zu mir, und fragte nach meinem Befinden; da antwortete ich ihm: »Seit ich am 28. bei Ew Excellenz gespeist habe, befinde ich mich sehr unwohl; wahrscheinlich haben Ihre Köche die Töpfe nicht gehörig gereinigt. Das ist eben das Ueble eines so großen Haushalts; man wird oft vergiftet, ohne es zu wissen und zu wollen!«

»Dasselbe sagte ich Allen, welche zu mir kamen, auch meinem Arzte und Chirurgus. Der Graf antwortete, auch die Herren, welche mit ihm zugegen seien (zwei seiner Adjutanten) hätten sich, wie auch Herr Monin, unwohl befunden. »Wir wollen,« fuhr er dann fort, »in Westminster (eine Abtei, welche dicht am Ufer der Themse liegt!) spazieren gehn, und wären Sie nicht unwohl, so würde ich Sie gebeten haben, uns zu begleiten.« Einige Zeit nachher sagte mir der Chevalier von Allonville: »Herr von Eon, Sie gehen nicht mehr in die Komödie?« — »Nein« antwortete ich, »weil ich krank bin.«

»Zwei Tage später sagte mein Bediente mir

des Morgens: »Hier ist der Schlosser, der Ihre Zimmerthür ausbessern will, an welcher einige Schrauben fehlen.« Ich verstand, was dieses heißen sollte, sagte aber nichts; ohne meine Thür aus den Augen zu lassen, stellte ich mich, als ob ich arbeitete. Der Schlosser, welcher für das Hôtel von Guerchy arbeitet, ließ sich Oel holen; der Schlüssel steckte nach innen, er zog ihn aus, um ihn von außen zu probieren, und ich sah, wie er ihn rasch auf Wachs abdrückte. Doch beherrschte ich mich genug, um ihn ruhig zu fragen, wie viel er für seine Mühe bekäme.«

»Dieses Manoeuvre, so wie alle diejenigen, welche man zur Bestechung meiner Leute anwandte; zwei Portechaisen, welche beständig vor meiner Thür standen, ohne daß ich sie beordert hatte u. s. w., bestimmten mich, schon am nächsten Abend mein Gepäck und meine Papiere plötzlich fortschaffen zu lassen, und bei Herrn von la Rozière, meinem Verwandten, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Am folgenden Morgen war mein Umzug geschehen, und wer erstaunte am meisten darüber? — der Graf von Guerchy und seine ganze Clique!«

Mit dieser Note war ein specieller Brief für Ludwig XV. verbunden, welcher einen Abriß der obigen Vorfälle enthielt, und den der Chevalier von Eon damit schließt, daß er dem Könige sagt,

seine Minister seien wahrhafte Cartouchianer!

Ludwig XV. lachte über dieses Epitheton, welches sein Cabinet unter ein so schimpfliches Patronat stellte und es zu einer Diebesbande machte! —

Als Guerchy sein Complot vereitelt fand, sah er voraus, daß der Chevalier nun die ganze Sache veröffentlichen würde. Dieses Scandal fürchtend, sann er lange Zeit auf Mittel, es abzuwenden, und gerieth endlich auf den tollen Einfall, den Chevalier von Eon für wahnsinnig zu erklären; dieser aber ließ sich dadurch nicht abschrecken. Guerchy verband sich zu dem Zwecke mit eben jenem Treyssac von Vergy, der ebenfalls von Eon beleidigt war, und trug ihm an, ihre beiderseitige Rache zu vereinigen, und ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen.

Vergy sagte dieses mit einem Eide vor den Geschworenen von England aus; denn der Chevalier von Eon sah nun ein, daß jener Versuch bei Tische wirklich auf Meuchelmord abgesehen war, und klagte denjenigen nun eines Verbrechens an, welchem er bisher nur einen Fehltritt vorgeworfen hatte. Das Geschwornengericht bestätigte die Meinung des Chevalier, und der gesetzliche Urtheilsspruch von zwölf Richtern hat die Stirn des Grafen von Guerchy mit dem entsetzlichen Namen eines

Meuchelmörders gezeichnet! Dennoch war der Graf von Guerchy, seinem Charakter zufolge, mehr einer bloßen Verirrung schuldig, als eines Verbrechens; er war als unwürdiges Instrument eines unwürdigen Kunstgriffs, aber nicht als Meuchelmörder oder Giftmischer zu verdammen. Die Billigkeit entreißt uns diese Vertheidigung eines Mannes, der wider unsern Willen unser Mitleid erregt, wenn wir ihn zu hart bestraft sehen.

Verzweifelnd, die Sache durch seinen eignen Kopf zu Ende zu bringen, wandte Guerchy sich an seinen Freund von Praslin, und dieser beschloß nun voll Zorn, auf das Ziel grade loszugehn. Demzufolge sandte er dem Grafen von Guerchy ein halbes Dutzend Häscher, und begleitete das Ganze mit einem förmlichen Auslieferungsgesuch an den König von England, von Ludwig XV. unterzeichnet.

Aber schon im Voraus benachrichtigte der König, welcher stets ein doppeltes Spiel trieb, den Chevalier von Eon, und als dieser von der gegen ihn gebildeten Verschwörung unterrichtet war, ergriff er verschiedene Maßregeln. Die erste war, seine hohe Beschützerinn von seiner Gefahr zu benachrichtigen, die zweite, seine Papiere in Sicherheit zu bringen, von denen der werthvollste Theil vergraben, der übrige seinem Verwandten und Freunde, Carlet von la

Rozière, anvertraut wurde, den er, aus einer bizarren Idee, sogleich nach Frankreich abreisen ließ. Auf diese Art war er gewiß, daß die Häscher, welche nach London kommen sollten, sich seiner nicht bemächtigen würden. Dann rief er alle seine Verwandten, Freunde und Domestiken zusammen, und bildete eine wirkliche Garde aus ihnen, bereit, die Alguazils der pariser Polizei ernsthaft zurückzuweisen.

Dank der Intervention Sophie Charlotte's, der Hof von St. James schlug das von dem Grafen von Guerchy überreichte Auslieferungsgesuch ab, und weigerte sich, zu der Expedition die Hand zu bieten. In seinem Aerger wollte der Gesandte, auch ohne brittische Autorisation, sich seines Opfers mit Gewalt bemächtigen. Er glaubte seinen Feind sorglos und ungerüstet zu treffen, und fand ihn statt dessen von Kopf bis zu Fuß bewaffnet. Entmuthigt, beschämt, und vor der unerbittlichen Strenge des Schicksals sich beugend, entschloß sich der Graf von Guerchy, Vicomte von Fontenay-le-Marmion, demjenigen eine Capitulation vorzuschlagen, den er gefesselt und um Gnade flehend zu seinen Füßen zu sehen gehofft hatte. Aber der Schreck, welchen der unbesiegliche Dragoner einflößt, ist so groß, daß der von dem Grafen geschickte Parlamentair schon bei seinem Anblick von einem panischen Schrecken ergriffen wird und davon-

flieht, bevor er noch die Antwort auf seine Frage vernommen hat. Der Chevalier von Eon antwortete daher dem Grafen von Guerchy selbst in folgenden Zeilen:

Der Chevalier von Eon an den Grafen von Guerchy.

London, den 1. December 1763, 4 Uhr Morgens.

»Mein Herr,

»Herr Prémarets, Ihr Parlamentair, ist gestern Abend so schnell aus meinem Hause entflohen, daß ich nicht einmal Zeit hatte, den Brief, welchen er mir von Ew. Excellenz brachte, zu lesen, noch zu antworten. Ich bat ihn, sich zu setzen und mit uns meinen Wein von Tonnerre zu trinken; aber eine falsche Furcht bemächtigte sich aller seiner Glieder, und er wollte durchaus fliehen. Obschon Dragoner, bin ich doch nicht solch ein Teufel, als man mich schwarz malt, und könnten Ew. Excellenz in meinem Herzen lesen, so würden Sie sehen, daß ich ein völlig reines, weißes Gewissen habe, so sonderbar auch mein Benehmen scheinen mag; daß ferner meine alten Empfindungen der Liebe und Achtung gegen Ihren Freund, den Herrn Herzog von Praslin, noch immer dieselben sind, und daß ich endlich nicht

so toll bin, wie Sie es glauben und bekannt machen möchten.«

»Was die von Ihnen verlangten Papiere des Königs betrifft, mein Herr, so thut es mir leid, Ew. Excellenz sagen zu müssen, daß ich die Ehre nicht haben kann, Ihnen dieselben ohne ausdrücklichen Befehl des Königs auszuliefern. Haben Sie diese Ordre in gehöriger Form, so haben Sie die Güte, mir dieselbe durch meinen Freund Monin zu senden; er kennt mich seit langer Zeit und weiß, daß ich dem Befehle meines Herrn nicht nur gehorchen, sondern mich auch tödten lassen werde, wenn es nöthig ist. Ich schätze mein Leben zu vier Sous, und diese vier Sous gebe ich den Armen. Bedürfen Ew. Excellenz übrigens, bis die Ordre ankommt, für Ihren Dienst einiger Papiere, so bin ich bereit, Ihnen alle Erläuterungen zu geben, welche in meiner Macht stehen.«

»Uebereilen Sie Ihr Urtheil nicht, mein Herr, verdammen Sie mich noch nicht, die Zukunft wird Sie besser belehren können. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nie Lust gehabt habe, von dem Herrn Herzoge von Praslin oder Ew. Excellenz abzufallen; aber glauben Sie, daß ich fest entschlossen bin, es zu thun, wenn Sie noch immer fortfahren, meine Ehre und Freiheit zu verfolgen. Er-

innern Sie sich ferner, daß der heilige Petrus, als er auf dem Oelberge schlief, von seinem Meister den Vorwurf erhielt: Spiritus quidem promptus est, caro vero infirma. So bitte ich Sie denn, Herr Graf, mich ruhig in London schlafen zu lassen, wo ich, festen Fußes die Spione erwarten werde, welche man gegen mich hat kommen lassen.«

»Ich habe die Ehre, ꝛc . . . .«

Auf allen Puncten geschlagen und zurückgeworfen, entschloß sich der arme Graf von Guerchy nunmehr, dem Könige die erbärmliche Nachricht von dieser neuen Niederlage zu melden.

Als Ludwig XV., der von la Rozière's Ankunft in Paris wußte, diese Depesche des Grafen gelesen hatte, schrieb er freudig folgendes kleine Billet an Herrn Tercier, der es eigenhändig in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten einregistriert hat.

Billet des Königs an Herrn Tercier.

Am 12. December 1763.

»Endlich habe ich Nachricht von dem Grafen von Guerchy erhalten . . . . Haben Sie ein wachsames Auge auf Herrn von la Rozière oder vielmehr auf seine Papiere, denn man weiß, daß er hier ist,

und machte man ihm einen Besuch, so könnte man Alles entdecken!! . . . .

»Ludwig.«

Giebt es über die Regierung Ludwigs XV. und die Umtriebe an seinem Hofe ein charakteristischeres historisches Document?

Durch die Hindernisse und selbst durch die Ueberzeugung von ihrer Ohnmacht gereizt, kannte die Feindschaft der Pompadour und des Herzogs von Praslin keine Grenzen. Die heftigste, brutalste Verfolgung fand gegen den Chevalier und seine Umgebung Statt; denn sie blieb nicht bei ihm stehen, sondern traf auch seine Verwandten, Freunde und Diener. Er war wie ein Excommunicierter; Niemand durfte ihm nahen oder ihm dienen, ohne anathematisiert und verflucht zu werden.

Was den Chevalier von Eon selbst betrifft, so wurde er für einen Staatsverräther, Rebellen, und Majestätsverbrecher erklärt, seiner Aemter, Würden und Einkünfte beraubt, und von letztern ein großer Theil dem man ihm noch schuldig war, confisciert. Zu der Rolle stummer Resignation verdammt, welche Ludwig XV. ihm auferlegt hatte, ertrug er alle diese Verfolgungen, ohne daß sein Geheimniß ihm abgelockt wurde oder der Unwille ihn hinriß. Das frei-

willige Opfer eines verborgenen Gehorsams und einer vielleicht beispiellosen Unterwerfung unter den Willen seines Königs, sah er sich angeklagt, verdammt und von seinen Freunden verlassen, ohne zu protestiren, oder den Befehl zu offenbaren, zu dessen Sclaven er sich gemacht hatte. Niemand in der That begriff diesen hartnäckigen Widerstand, den die Nachsichtigern für blinden Eigensinn, die Strengern für Verrath hielten; aber Alle warfen den Stein auf ihn. Und während dieser langen Qual, während dieser moralischen Folter, welche zehn Jahre! dauerte, erhob sich sein der Verachtung und Kränkung preisgegebener Kopf nicht, um das Joch abzuschütteln, unter welches er sich freiwillig gebeugt hatte.

Nein, zehn, ja beinah funfzehn Jahre lang ertrug er Beleidigungen und Argwohn, diese beiden schweren Lasten für Menschen, welche ein Herz haben. Funfzehn Jahre lang ertrug er die giftigen Bisse der Verläumdung, ohne sich zu vertheidigen, indem er heroisch die Waffe an seiner Seite ließ, von der ein Hieb ihn gerechtfertigt haben würde. Er ward von der öffentlichen Meinung an das Kreuz geschlagen, indem er sich für einen König opferte, wie Jesus Christus für die Welt. Wie dieser, hatte er seine Passion; wie diesem, wurden auch seine Lip-

pen mit Essig benetzt, sein Haupt mit Dornen gekrönt, und wie der Nazaräer in dem Uebermaß seiner Leiden nur die Augen zu Gott dem Vater erhob, begnügte auch er sich, die seinigen zu dem Könige, seinem souverainen Richter, zu erheben, für den er diese lange, grausame Marter des Schweigens erduldete! eine übermenschliche Marter, vielleicht die größeste von allen; denn er hatte nicht einmal die Sympathie für sich, welche gewöhnlich jede in die Augen fallende Aufopferung begleitet. Der Mensch, welcher weiß, daß man ihn beklagt, hat eine doppelte Kraft zum Leiden. Und nicht einmal diesen Trost hatte der Chevalier von Eon. Alles verließ ihn. Das Unglück ist eine Pest, von der Jeder angesteckt zu werden fürchtet; keiner nahm ihm seine Last ab, wie Simon von Cyrene dem Heilande. Er ging unter Flüchen dahin, und unter denen, welche von fern an sein Ohr schlugen, unterschied er Flüche, die aus seinem Geburtslande selbst kamen. Freudig erstieg er seinen Calvarienberg, denn über ihm war ja der Himmel. Dieser Zustand geheimer Hoffnung und fast verwegener Sicherheit spricht sich nirgend besser aus, als in folgendem Briefe, den er um diese Zeit an seine Mutter richtete, als Antwort auf die unglücklichen Weissagungen, womit man das Herz der guten Frau erschreckt hatte.

Der Chevalier von Eon an Frau von Beaumont, seine Mutter, in Tonnerre.

London, den 30. December 1763.

»Ich habe, meine liebe gute Mutter, alle die traurigen Briefe empfangen, die Sie mir geschickt haben. Warum weinst Du, Weib des schwachen Glaubens, wie es in der Schrift heißt? Erinnern Sie sich, daß unser Heiland in dem Tempel zu Jerusalem sagte: »Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?« Da das Wort »Weib« die Schriftgelehrten und Pharisäer zum Lachen brachte, und die Doctoren des neuen Gesetzes, selbst die der Sorbonne ärgerte, so sage ich Ihnen zärtlicher: Gute Mutter, was haben Ihre Angelegenheiten in Tonnerre mit meinen politischen Angelegenheiten in London zu schaffen? Pflanzen Sie ruhig Ihren Kohl, lassen Sie das Unkraut aus Ihrem Garten jäten, trinken Sie die Milch Ihrer Kühe und den Wein Ihrer Weinberge, und verschonen Sie mich mit den dummen Geschwätzen von Paris und Versailles; trocknen Sie Ihre Thränen, welche mich zur Verzweiflung bringen, ohne mich zu trösten. Doch ich bedarf keines Trostes, da ich nicht traurig bin, und meine Pflicht thue. Sein Sie ruhig, wie ich es bin, und wollen Sie mich in London besuchen,

so soll mich das herzlich freuen; ich werde Sie behüten, wie die Depeschen vom Hofe. Der Graf von Guerchy erhält diese nur mit bewaffneter Hand. Anders aber auch nicht einmal die Umschläge der Briefe, ich schwöre es Ihnen bei Gott, falls er mir nicht einen ausdrücklichen Befehl meines Königs bringt, was er bis jetzt noch nicht vermocht hat.«

»Glauben Sie nicht, ich sei toll, weil man dieses in Paris schreibt. Ich verspreche Ihnen, daß die Handlungen meiner vorgeblichen Tollheit für gewisse Gesandten Handlungen der größesten Weisheit sein werden. Ich werde stets ein treuer Diener des Königs sein . . . Mein dicker Schwager O'Gorman mag sich in Paris um seine eignen Angelegenheiten kümmern; ich bedarf weder seines Rathes, noch des irgend einer andern Person.«

»Glauben Sie nicht, Mutter mit dem schwachen Glauben, daß die Erde unter Ihren Füßen weichen werde, weil die kleinen Götter gegen mich aufgebracht sind. Sehen Sie die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ärndten nicht, und unser himmlischer Vater ernährt sie doch, wie er die Lilien auf dem Felde kleidet. Sie sind fast in dem nämlichen Falle, wie die Vögel; da Sie aber nicht fliegen können, wie diese, oder wie die großen Herren

und großen Damen, so überlasse ich Ihnen mit großem Vergnügen meine Pension von 2000 Livres aus dem königlichen Schatze. Das, nebst dem, was Sie haben, wird hinreichen, um bequem in einem Kloster in der Nähe von Paris leben zu können. Bis ich Sie dort treffe, leben Sie mit Gott und für Gott. Legen Sie Ihre vergeblichen Klagen zu den Füßen des sanften Jesus nieder, und sagen Sie ihm: »Sohn Gottes, Du hast mir einen Sohn gegeben, der für einen der größesten Politiker der bekannten Welt galt; plötzlich ist ein unbekannter Politiker, mit dem Namen Graf von Guerchy, und mit dem Beinamen Vicomte von Marmion, gekommen, der weder lesen noch schreiben kann, aber vorgiebt, mein Sohn sei toll, und in Paris noch größere Narren gefunden hat, welche ihm glauben!« Ich werde dann meinerseits hinzufügen: »O mein Gott! erscheine ich in den Augen der Menschen eben so toll, als sie fast sämmtlich mir erscheinen, so sind wir alle toll!«

»Ich schließe, meine gute Mutter, indem ich Ihnen sage, daß es das Klügste ist, wenn Sie ruhig in Tonnerre bleiben, und nicht anders nach Paris zurückkehren, als wenn der Hof Ihnen Ihre Reisen besser bezahlt, als mir; und bedenken Sie, daß Sie, was auch die Leute von Ihnen sagen

mögen, weder besser noch schlechter dadurch werden. Der Ruhm der Guten liegt in ihrem Bewußtsein, nicht in dem Munde der Leute.«

»Umarmen Sie in meinem Namen alle Verwandten und Freunde, besonders die Gräfinn von Candal und ihr ganzes Haus, die ich mehr liebe, als ganz Tonnerre zusammengenommen, wenn der Geist der Cabale, der in dieser Stadt von jeher herrschte, sich gegen mich kehrt. Den Bewohnern von Tonnerre predigt man vergebens Moral; sie werden stets den Feuersteinen gleichen, welche man auf ihren Weinbergen findet, und die desto mehr Feuer geben, je mehr man sie schlägt.«

»Ich umarme Sie zärtlich. Hoffen Sie auf die Zukunft; übrigens bin ich meiner Existenz wegen nicht in Verlegenheit. Lassen Sie den kleinen Sturm vorübergehn, und fahren Sie fort zu weinen, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen Taschentücher von der Ostindischen Compagnie zu schicken. Lachen Sie, wie ich; Sie sind nicht meine Mutter, wenn Sie nicht die starke Frau sind, von welcher Salomo redet, und die ich, beiläufig gesagt, in Ihren Briefen nicht gefunden habe.«

»Ich befinde mich so wohl, daß ich alle meine Feinde todt oder lebendig begraben werde. Unbe-

sorgt, gute Mutter! Diese Feinde sind sanft wie die Schafe, sie sind eher boshaft, als gefährlich.«

Diese lachende Zuversicht, dieser heitere Scherz werden später verschwinden, und der Muthlosigkeit und Klage weichen. Der Chevalier von Eon war wie jene Spieler, welche bei dem ersten Verluste lachen, weil sie Revanche zu erhalten hoffen; er spielte mit der Gegenwart, weil er die Zukunft auf seiner Seite zu haben glaubte.

Wie bereits bemerkt wurde, hatten sich fast alle seine Freunde zu gleicher Zeit mit dem Glücke von ihm zurückgezogen. Unter denen, welche ihm treu blieben, nennen wir den Prinzen von Conti, dessen Herz, wegen der Vereitelung seiner Träume, an einer tiefen Melancholie litt, die der Arme in Vergnügungen und Wein zu ersticken suchte. Ferner den Herzog von Choiseul, Kriegsminister, welcher, der Rache der Pompadour und der zornigen Unbilligkeit des Herzogs von Praslin, seines Collegen und Freundes, trotzend, den so seltenen Muth hatte, dem Schlachtopfer Jener eine Stütze und eine Zufluchtsstätte anzubieten. Der freundschaftliche, wahrhaft herzliche Brief, welchen er damals an den bereits verfolgten und von Allen verlassenen

Chevalier von Eon schrieb, ehrt eben sowohl denjenigen, welcher ihn schrieb, als den, an welchen er gerichtet ist.

Der Herzog von Choiseul an den Chevalier von Eon.

Paris, 14. November 1763.

»Wer hält Sie denn dort unten fest, lieber Eon? Geben Sie doch die politische Carrière und Ihre ministeriellen Tracasserieen mit Herrn von Guerchy auf, und kommen Sie zu mir hieher, wo ich darauf rechne, Sie bei dem Militair nützlich anzustellen; ich verspreche Ihnen, daß, wenn ich Sie anstelle, keine Unannehmlichkeit Sie treffen soll. Da das Militair-Arrangement bald vollendet sein wird, so habe ich Herrn von Praslin gebeten, Sie zurückkommen zu lassen. Es darf Sie daher Niemand aufhalten, und Sie werden mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mich ohne Zeitverlust in Versailles besuchen. Ich erwarte Sie dort, lieber Eon, mit dem ganzen Interesse für Sie, welches Sie kennen, und den Empfindungen, mit welchen ich die Ehre habe zu sein Ihr ergebenster Diener,

»der Herzog von Choiseul.«

»Dieser Brief,« sagt der Chevalier von Eon, »war ganz von der Hand des edlen Herzogs geschrieben. Ich wäre auf der Stelle zu ihm geeilt, hätte nicht der Befehl meines Königs mich in London zurückgehalten, und hätte ich nicht in dieser Erlaubniß, unter die Fahnen zurückkehren zu dürfen, welche der Herzog von Choiseul in seiner Herzensreinheit den an seinen Cousin gerichteten Bitten zuschrieb, eine neue Schlinge vermuthet. Indem ich bei dem ersten Blicke Bertrand hinter Raton verborgen sah, rief ich von fern: »Ich kenne Dich, schöne Maske!«

Mit diesen beiden Ehrenmännern verbinden wir den Namen einer Frau, die auch im Unglück eine Freundinn des Mannes blieb, den sie in seinem Glücke gekannt hatte.

Die beiden folgenden Briefe, leider die einzigen, welche wir von dieser liebenswürdigen, liebenden Frau, der Gräfinn von Rochefort, gefunden haben, erschienen uns als reizende Bruchstücke, als merkwürdige kleine Chroniken und interessante Plaudereien, voll Philosophie, Geist und Empfindung.

Die Gräfinn von Rochefort an den Chevalier von Eon.

I.

Paris, 5. November 1763.

»Armer Verdammter, tröste Dich; noch hat Dich nicht Alles verlassen! Es giebt ein Herz, welches stets das Deinige bleiben wird; dieses Herz ist das meinige. Der Herzog von Nivernais giebt Ihnen Unrecht, zürnen Sie ihm deshalb nicht; er ist der Freund des Herzogs von Praslin und des Grafen von Guerchy, ihr Jugendfreund! Die Freundschaft ist ja die Schwester der Liebe, und trägt auf den Augen einen Theil von der Binde derselben. Und deshalb, lieber Kleiner, werde ich stets doppelt blind gegen Ihre Fehler sein, weil ich für Sie Freundschaft und Liebe fühle. Ich habe Ihnen meine Augen gegeben, und sehe nur noch durch die Ihrigen. Können Sie daher bei mir wohl jemals Unrecht haben? Das ist eine elende, gemeine Leidenschaft, welche dem Manne nicht treu bleibt und sich nur so lange an seiner Seite hält, als er nicht wankt. Die wahrhafte, ächte Liebe ist diejenige, welche selbst den Sünder bei seinem Falle

nicht verläßt, sondern zu ihm läuft und sich ihm durch dasselbe nähert, durch welches er gefallen ist.«

»Sie werden sich in Ihrem England schon langweilen, armer Freund! Um Sie zu zerstreuen, mache ich mich zu Ihrem kleinen Courier, zu Ihrem Neuigkeitsträger, und erzähle Ihnen Alles, was am Hofe oder in der Stadt Neues geschieht oder gesagt wird. Vielleicht giebt das meinen Briefen einigen Werth für Sie, und so kann es durch dieses Mittel geschehen, daß Sie mich dieser Briefe wegen lieben, wenn Sie dieselben nicht meinetwegen lieben. Sie sehen, daß sich in meine gute That noch immer etwas Berechnung und Egoismus einschleicht.«

»Die wichtigste Tagesneuigkeit ist Herr von Alembert, welcher aus Preußen und Rußland zurückkehrt. Ich habe die Ehre gehabt, bei ihm zu speisen, und er hat uns mehrere Anekdoten von dem Könige von Preußen erzählt. Er macht ihm die größesten Lobeserhebungen, und hat den Brief vorgelesen, den er an diesen Fürsten einige Tage vor seiner Abreise schrieb, sowie die Antwort, welche ihm darauf wurde. Ich will Ihnen mittheilen, was mir davon im Gedächtniß geblieben ist. Er schreibt dem Könige, »daß, da der Urlaub, welchen sein Hof ihm »gegeben, abgelaufen sei, er abreisen müsse, durch»drungen von der Güte, mit welcher ein so großer

»Fürst ihn beehrt habe; er würde sich stets des »Glücks erinnern, einen so großen König kennen »gelernt zu haben, der ein eben so großer Philosoph, »als dabei bescheiden, zart u. s. w. sei.« Das sind etwa seine Worte. Die Antwort des Königs lautet: »er sei über seine Abreise betrübt, aber sehr »erfreut, ihn kennen gelernt zu haben, und hoffe, »daß er nicht für immer von ihm Abschied nähme; »hätte er irgend einen Wunsch, so sei es der, daß »die Verfolgung der Leute von Geist in Frankreich »verdoppelt werde, damit dieses Herrn von Alem»bert nach Preußen brächte; daß er indeß, um kei»nen Wunsch zu äußern, dessen Basis nicht die Hu»manität sei, ihn bäte, die Verfolgung nicht abzu»warten, sondern sobald als möglich zurückzukehren, »und daß ihn endlich Niemand mehr liebe und achte, »als er, »Friedrich.«

»Das ist das Weihwasser, mit welchem diese beiden Philosophen sich gegenseitig kaltblütig besprengen, bevor sie sich verlassen. Bei seiner Ankunft hier hat Herr von Alembert einen Brief der Kaiserinn von Rußland gefunden, der er ebenfalls Lobsprüche machte, welche ihm reichlich erwidert sind. Ich habe auch diesen Brief angehört und Folgendes davon behalten (NB. von seiner Reise nach Preußen redet sie nicht): »Erlauben Sie mir, mein Herr,

»Ihnen über eine Sache mein Erstaunen auszudrücken;
»man hat den ersten Brief, welchen ich an Sie ge-
»schrieben habe, in die Jahrbücher der Academie
»Française eingetragen, und mir dadurch mehr Ehre
»erwiesen, als ich verdiene. Es ist nichts Außeror-
»dentliches, sich mit der Erziehung seines Sohnes
»zu beschäftigen, und noch weniger zu wünschen,
»daß ein Mann von so hoher Bildung, wie Sie,
»sich damit befassen solle . . . So mühsam auch
»meine Beschäftigungen sind, werden sie mich doch
»nie verhindern, Ihre Werke und Briefe zu lesen.
»Ich weiß nicht, ob ich dessen, nach dem, was
»meinem Briefe geschehen ist, würdig bin; denn
»unser Einem traut man kaum gesunden Menschen-
»verstand zu. Wie dem auch sei, ich werde stets
»suchen, mich von Ihren Grundsätzen zu nähren,
»und Ihnen immer mehr zu beweisen, wie aufrichtig
»und wohlbegründet meine Achtung vor Ihnen ist.«

»Katharina.«

»Ist das nicht eine ganz neue Beredsamkeit? Allerdings ist sie etwas fremdartig, und Sie werden vielleicht finden, daß gewisse Phrasen eines Dolmetschers bedürfen, um sie in gutes Französisch zu übersetzen.«

»Gestern ist ein berühmter Prozeß gegen die Bernardiner entschieden, den sie sammt den

Kosten verloren haben. Die Sache ist in Kurzem folgende: Ein Mönch entflieht aus dem Kloster, schifft sich ein, fährt über das Meer, erwirbt sich Vermögen, kehrt zurück, heirathet trotz seines Gelübdes eine Frau, und bekommt durch sie ein Kind. Zum Unglück wird er erkannt. Sein Vermögen öffnet den Mönchen die Augen. Man ergreift ihn, und führt ihn gewaltsam in das Kloster zurück; seine Frau wird nach Sainte-Pelagie, und das arme Kind in das Findelhaus gebracht. Seit diesem Gewaltstreiche ist der Mann gestorben. Man hat für die noch lebende Frau einen Prozeß angefangen, und es sind ihr sechszigtausend Francs zugesprochen. Der Todte ist völlig verdammt worden, was ihn freilich wenig kümmern wird.«

»Das ist mein erstes Bülletin; das zweite folgt bald. Adieu, lieber Freund, behalten Sie mich lieb und denken Sie an mich.«

»Marie.«

II.

Paris, 25. November 1763.

»Dieser Brief, lieber Kleiner, wird reicher an Neuigkeiten sein, als der vorige, und ich freue mich darüber aus Liebe zu Ihnen. Es ist für mich Pflicht gegen Sie, in Gesellschaften ganz Ohr zu sein, um

dies oder jenes mir zu merken, womit ich Ihre traurige Oede und Einsamkeit in London erfreuen kann. Werden Sie mich wenigstens durch etwas Dankbarkeit belohnen? Das ist das ganze Salair, welches Ihre kleine Novellistinn fordert und wünscht.«

»Ich komme zu meinem Bülletin.«

»Der Herr Marquis von Grimaldi, der Gesandte, ist abgereist: er ist ein bedauerter Mann, alle Frauenzimmer weinen um ihn. Man erzählt sich bei dieser Gelegenheit zwei allerliebste Vorfälle, auf welche er stolz sein kann. Als er Abschied nahm, fand er bei der Dauphine den König von Polen, der ihm nach den gewöhnlichen Complimenten sagte: »Es ist zu wünschen, Herr Gesandter, daß Sie die Spanier eben so französisch machen, als Sie die Franzosen spanisch gemacht haben.« Ein sehr würdiges Wort. An demselben Tage sagte ihm der kleine Fürst während seiner Audienz bei dem Grafen von Provence: »Herr Gesandter, alle Gesichter werden lang bei Ihrer Abreise!« Das ist kindlich, aber malerisch, nicht wahr?«

»Man redet traurig von einem traurigen Ereigniß, welches den Herzog von Duras betraf und ihn mit tiefem Kummer erfüllte. Er hat das Unglück gehabt, auf der letzten vom Könige veranstalteten Jagd den Lieblingshund seines Herrn zu tödten, der

den König nie verließ, in seinem Zimmer schlief, kurz, den beständigsten Rival der Marquise von Pompadour. Dieser Verlust hat eine allgemeine Trostlosigkeit hervorgebracht, und man weiß noch nicht, wie es enden wird: dergleichen ist ein großes Unglück für einen Hofmann.«

»Ich bin viel in Gesellschaft bei Madame Geoffrin, bei der ich gestern mit Herrn von Neville, Mylord und Mylady Holland und dem General Barrington mit seiner Frau gespeist habe; denn Madame Geoffrin liebt die Engländer und ladet viele ein. Ich kann sie weder lieben, noch mag ich sie einladen. Du weißt, guter Kleiner, daß ihr Haus ein Bureau d'esprit ist, wo man Leckereien speist, weil die schönen Geister Körper haben, und mit eben so viel Liebe das Sinnliche, als das Geistige cultivieren. Duclos sagt von Madame Geoffrin, sie sei diejenige Frau, welche die meisten Bekannten und die wenigsten Freunde habe, und hat uns dabei eine höchst spaßhafte Geschichte von ihrem Manne erzählt, dem sie durchaus Geist eintrichtern wollte, doch vergebens. Als dieser Mann einst aus dem Theater zurückkam, fragte sie ihn, was man gespielt habe. »Wahrlich, Madame,« antwortete er, »da es entsetzlich regnete, so konnte ich den Theaterzettel nicht lesen!« Diese excellente Antwort ließ die arme Geoffrin

verzweifeln, ihrem zweiten Ich Geist einzuimpfen. Sie ist jetzt Wittwe, und hat eine Tochter, Madame Laferté-Imbaut, von welcher man viel Gutes sagt. Man citiert von ihr ein Wort, welches des Aufbewahrens würdig ist: »Wäre ich toll,« sagte sie einst, »so würde ich vor Kummer, und beginge ich Tollheiten, so würde ich vor Schmerz sterben.« Darin liegt Empfindung.«

»Nach Madame Geoffrin noch ein Wort über Madame du Deffant, ihre Nebenbuhlerinn an Geist und Celebrität. Die Arme ist, wie Sie wissen, blind. Herr von Voltaire nennt sie die hellseende Blinde, und hat Recht. Sie ist es, welch. von dem Buche: L'esprit des lois gesagt hat, es sei L'esprit sur des lois, was ich ganz wahr finde. Zwei Personen disputierten einst bei Madame Geoffrin über das Wunder des heiligen Dionys, und behaupteten, der Eine, daß der Heilige seinen Kopf nur wenige Minuten und nicht weit, der Andere, daß er ihn von Montmartre bis St. Denis in den Händen getragen habe. »In solchen Angelegenheiten, meine Herren,« fiel sogleich Madame du Deffant ein, »kommt es nur auf den ersten Schritt an.« Dieser Ausspruch endigte den Streit.«

»Damit, guter Kleiner, wäre denn mein Rap-

port zu Ende. Sind Sie zufrieden? Nun ist die Reihe an Ihnen; denn Sie wissen ja, für Sie thue ich nichts umsonst. O, ich bin sehr dringend; und doch bin ich mehr als zufrieden, wenn Ihr Brief mir als Erwiderung ein Wort, nur ein einziges Wort bringt: »Ich liebe Dich!« Für mein Herz ist dieses Wort so gut als hundert Seiten, als das schönste Buch.«

»Liebe mich denn, böses Kind, wenn es wahr ist, daß ich Deine Freundinn, Deine erste Freundinn bin, wie Du sagst. Die erste hat jetzt vielle't ihre zweite, wohl gar .... Nein, ich trage es nicht! ich fürchte mich zu sehr vor der Antwort, besonders wenn sie freimüthig und aufrichtig ist ... Liebe mich, wenn nicht in Deinem Herzen geschrieben steht, diejenige mit Undank zu belohnen, welche mit der zärtlichsten Liebe auf ewig Dein ist.«

»Marie, Gräfinn von Rochefort.«

Ende des ersten Bandes.

Memoiren

des

Chevalier von Eon.

Aus dessen Familienpapieren und nach authentischen Quellen,

welche

in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt sind,

zum ersten Male

bearbeitet und herausgegeben

von

Frédéric Gaillardet,

Verfasser von »La tour de Nesle.«

Frei nach dem Französischen

von

Dr. E. Brinckmeier.

Zweiter Band.

Braunschweig, 1837.

Verlegt bei G. C. E. Meyer sen.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Seite.

Neuer Krieg des Grafen von Guerchy. — Er läßt den Chevalier durch bezahlte Schriftsteller angreifen. — Der Pasquillant Goudard. — Note. — Gegennote. — Der Chevalier wendet sich beleidigt an den König. — Tercier zeigt ihm die Gefahren ihrer Lage. — Ludwigs XV. Schwäche. — Der Chevalier giebt seine Briefe und Memoiren heraus. — Wirkung derselben. — Graf Guerchy klagt ihn als Pasquillanten an. — Ludwig XV. bleibt gleichgültig. — Tod der Pompadour. — Broglie wird zurückberufen. — Er verläßt den Chevalier. — Verzweiflung des Letztern. — Die Königinn sucht ihn bei sich zu behalten. — Er bittet um Erlaubniß, den Dienst Frankreichs verlassen zu dürfen. — Man schweigt. — Unglücksfälle, falls er sich rechtfertigt. — Das minierte Cabinet. — Ludwig XV. schickt einen Emissair nach London. — Bei dem ersten Worte des Königs vergißt der Chevalier Alles. — Ein Billet. — Das große geheime Project. — Graf Guerchy sucht seinen Gegner zu entführen. — William Pitt. — Strategische Maßregeln des Chevalier. — Die nächtlichen Patrouillen. — Er läßt sich in contumaciam verurtheilen. 1

Zweites Capitel.

Unerwartete Mittheilung des Treyssac von Vergy. — Der Magen und das Gewissen. — Der Dolch und der Wechselbrief. — Je ne suis point un assassin! — Ludwigs XV. Ausflüchte. — Guerchy's Schreck. — Das

Seite.

belagerte Haus. — Die Sbirren und Sophie Charlotte. — Der anonyme Brief und Lord Mansfield. — Guerchy wird als Meuchelmörder und Giftmischer vor Gericht gestellt. — Sein Stallmeister macht sich aus dem Staube. — Der französische Gesandte fleht den König von England um Schutz an. — Das Noli prosequi. — Graf Guerchy muß England verlassen und seine Gesandtschaft aufgeben. — Wie aus dem Geizhals ein Verschwender wird. — Verfolgungen gegen die Mutter des Chevalier. — Unwille und Rache des Letztern. — Er läßt seinen letzten Brief an den Grafen von Guerchy drucken. — Tod des Grafen. — Der Sohn vor dem Schwert und dem Grabe seines Vaters. 33

Drittes Capitel.

Ludwig XV. zeigt endlich seine Denkungsart. — Eigenhändiger Brief des Königs. — Glänzende Anerbieten des Hofes von England. — Der Chevalier schlägt sie aus. — Der berüchtigte Aufrührer Wilkes. — Das Innere des Hofes von St. James. — Der Graf von Guines wird von seinem Secretair bestohlen. — Geschichte von Mylord und Milady Crewen. — List und heroische Aufopferung des Grafen von Guines. — Der Lord, seine Frau und seine Maitresse. — Der neue Decius. — Die Büßende und die sieben Psalmen des Königs David. — Brief des Grafen von Guines. — Der Gemahl wird angeklagt und überführt, die Frau gerechtfertigt. — Ritterliche Liebe. 57

Viertes Capitel.

Die Dubarry, Jeanne d'Arc und Pharamond. — Der Ruhm und das Mehl. — Der improvisierte Arzt. — Victorie's Pillen. — Eine Scene zwischen königlichen Gatten. — Cokrell. — Ist der Chevalier ein Weib? — Zwei Briefe. — Antwort Ludwigs XV. auf den Rath Aiguillons und der Dubarry. — Der Chevalier wird unversehens zur Frau gemacht. — Wetten auf sein Geschlecht. — Sein Zorn. — Flucht und Rückkehr. — Georg's III. Verdacht steigt. — Der Chevalier wird gezwungen, sich für ein Frauenzimmer zu erklä-

Seite.
ren. — Midas und die Menschenohren. — Der Name und die Sache. — Damen mischen sich hinein. — Mylord und Milady Ferrers. — Der triumphierende Physiognomiker. — Oh, que j'allais rire! 70

Fünftes Capitel.

Der Chevalier will eher England verlassen, ehe er Frauenkleider anlegt. — Seine Projecte. — Ludwig XV. widersetzt sich. — Tod Ludwigs XV. — Brief des Grafen Jean Dubarry nach seinem Exil. — Der Chevalier ist entschlossen, sich Allem zu unterwerfen. — Andenken an 1757 und den Ball von Versailles. — Die Nachwelt wird es nicht glauben wollen! — Erste Berührung des Chevalier mit dem Grafen von Vergennes. — Seine Papiere werden in dem Cabinet Ludwigs XV. gefunden. — Der junge Guerchy, seine Mutter und Ludwig XVI. — Wiederaufnahme der Unterhandlungen. — Auch dem Unterhändler soll sein Geschlecht ein Geheimniß bleiben. — Der Marquis von Pruneveaux. — Bedingungen des Chevalier. — Sie werden verworfen. — Zorn und Rache des Ministeriums. — Der Chevalier legt seine Papiere in Mylord Ferrers Hände. 100

Sechstes Capitel.

Wie das Cabinet von Versailles den Aufstand der Amerikaner ansieht. — Beaumarchais als Unterhändler. — Der Libelliste Morande. — Le gazetier cuirassé. — Marquis von Villette. — Memoiren der Gräfinn Dubarry. — Der Chevalier wird beauftragt, sie zu kaufen. — Graf von Lauraguais und der König von England. — Die außerordentlichen Thiere. — Beaumarchais in der Garderobe Ludwigs XV. — Die Memoiren und der Ziegelofen. — Komödie. — Der Schlüssel des eisernen Koffers. — Geheime Note an Ludwig XVI. — Authentische Transaction, durch welche der Chevalier sich für eine Frau anerkennt, und sich verpflichtet, die weiblichen Kleider zu tragen. — Der Geleitsbrief. — Die Frau und das Ludwigskreuz. — Der Chevalier bekennt dem Grafen von Broglie sein neues Geschlecht. — Reue und Thränen. 120

Seite.

Siebentes Capitel.

Der Chevalier schaudert vor seiner Verwandlung. — Die Wetten auf sein Geschlecht erneuern sich. — Beaumarchais und Morande an der Spitze der Spieler. — Ueberzeugung derselben, daß der Chevalier eine Frau ist. — Ihre Bitten um den Beweis. — Der Chevalier erklärt sich bereit. — Beaumarchais und Morande werden überzeugt. — Anerbietungen für den Chevalier, wenn er sein Geschlecht vor einer Jury beweisen will. — Weigerung. — Der Anbeter. — Gerücht von einer Verheirathung Beaumarchais mit Eon. — Frau von Courcelle und ihre Tochter thun Einspruch. — Morande sendet Annoncen in die Morning-post. — Avis au public. — Morande's Verzweiflung. — Streit wegen des Avis au public. — Bruch. — Fallstrick in der Transaction. — Soyez sage, mon enfant. — Dankbarkeit und Geld. — Liebesgeständniß, welches der Chevalier von Eon gegen Beaumarchais macht. — Die Männer taugen zu nichts, als die Frauen und Mädchen zu betrügen. — Krieg zwischen dem Chevalier von Eon und Beaumarchais. 151

Achtes Capitel.

Beaumarchais sucht Lord Ferrers und den Chevalier zu entzweien. — Die Papiere des eisernen Koffers. — Ferrers Antwort. — Beaumarchais wagt nicht, bei ihm zu erscheinen. — Der Chevalier schreibt an den Grafen von Vergennes. — Beaumarchais Leben in London. — Die Tempel von Convent-Garden und ihre Vestalinnen. — Morande's Geständniß. — Mylord Ferrers verklagt Beaumarchais bei dem Grafen von Vergennes. — Morande macht ein Pasquill auf den Chevalier und schickt es ihm. — Des Chevalier Antwort. — Bruder und Schwester. — Morande's Billet. — Er weigert sich, sich zu schlagen. — Gründe seiner Weigerung, aus dem entnommen, was er gesehn und berührt hat. — Der Chevalier flucht. — Die Esel und die Stockprügel. — Die Nachkommenschaft. — O'Gorman. — Morande und der Oberrichter. — Der Chevalier muß Caution stellen. — Er klagt Morande als Libellisten an. — Dieser fleht um Ver-

Seite.
zeihung. — Dritter und letzter Brief der Frau von Courcelle. — Die dringende Gläubigerinn. — Mann und Weib. — Der Hahn und die Henne. — Marcenay und der Chevalier von Eon. — La pure vérité. . . 165

Neuntes Capitel.

Beaumarchais sucht mit dem Chevalier wieder anzubinden. — Tod des Prinzen von Conti. — Der Sarg. — Neue Wetten. — Der Chevalier verliert einen Prozeß gegen die Spieler. — Er kommt in Frankreich an. — Der Dragoner in Versailles. — Befehl des Königs, die weibliche Tracht wieder anzunehmen. — Marie Antoinette und die Aussteuer. — Abschied des Chevalier von seiner Mutter. — Tod und Auferstehung. — Die Chevalière tritt auf. — Die Kupferstiche. — Die Jungfrau und die Dragoner. — Beaumarchais wird zornig. — Seine Epistel. — Antwort. — Aufruf des Fräuleins von Eon an die Frauen. — Pille, genannt La Grenade. — Die Wetten werden annulliert. — An die Frauen! — Nehmt mich in Eurem Busen auf. — Die Damen von St. Cyr. — Der Chevalier wird eine Jungfrau. — Acht Nächte im Nonnenkloster. — Der vierte Theil eines Mannes. — Die Krankheit. — Abgeschlagene Bitten. — Die Sonn- und Festtage. — Der Krieg. — Der Chevalier will dienen. — Will nach London gehn. — Mylord Ferrers Tod. — Resignation. — Ein Mädchen meines Schlages. 181

Zehntes Capitel.

Unerwarteter Besuch. — Freude und Ueberraschung. — Die Chevalière wird nach dem Chevalier gefragt. — Du bist's! — Mein Kind? — Uebermaß von Glück. — Achtzehn Jahre zuviel. — Geschichte von Nadège's Verschwinden. — Der aufgefangene Brief. — Wuth einer Kaiserinn. — Das Crucifix. — Die Abreise. — Der Kerkermeister. — Ich war Mutter! — Die Festung Jaick. — Der falsche Peter III. — Pugatscheff. — Der eiserne Käfig. — General Bibikoff. — Flucht. — Graf Panin. — Ankunft in Paris. — Er und sie. — Ein Name für das Kind

Seite.

und die Ehre für die Mutter. — Dramatische Situation. — Warum diese Verkleidung? — Antwort. — Die zerrissenen Kleider. — Vater und Mutter knieen. — Bedenken Sie! — Tod des Kindes. — Reise des Chevalier nach Tonnerre. — Die Magd. 200

Eilftes Capitel.

Die Chevalière von Eon und Nadège in Tonnerre. — Der alte Barbier. — Prinz Heinrich von Preußen. — Beaumarchais als Holzhändler. — Seine Geldnoth. — Der Chevalier im Gefängniß zu Dijon. — Abreise nach London. — Heirathsproject zwischen Eon und Nadège. — Besuch bei Sophie Charlotte in Frauentracht. — Zusammenkunft Nadège's und Sophie Charlotte's. — Die Chevalière von Eon wird dem Hofe von St. James vorgestellt. — Die Schwäne im Park und die Thronrede. — Erster Anfall Georg's III. — Seine Wiederherstellung. — Sein Haß gegen den muthmaßlichen Thronerben. — Beistand des Parlaments. — Polemik des Königs und des Kronprinzen. — Der Zweikampf. — Die Gräfinn Dubarry und die Diebe in London. — Bekenntniß und Reue. — Der Emigrant. — Die Chevalière von Eon und die Republik. — Die Tagesordnung. — Die beiden Matronen. — Tod des Chevalier von Eon. — Inspection und Autopsie des Leichnams. — Zweiter Anfall von Wahnsinn. — Attestate. — Pater Elysée. — Das Begräbniß. — Der Torso. — Sir Sidney Smith. — Moral. . . . 221

Belege. 241

Erstes Capitel.

Neuer Krieg des Grafen von Guerchy. — Er läßt den Chevalier durch bezahlte Schriftsteller angreifen. — Der Pasquillant Goudard. — Note. — Gegennote. — Der Chevalier wendet sich beleidigt an den König. — Tercier zeigt ihm die Gefahren ihrer Lage. — Ludwigs XV. Schwäche. — Der Chevalier giebt seine Briefe und Memoiren heraus. — Wirkung derselben. — Graf Guerchy klagt ihn als Pasquillanten an. — Ludwig XV. bleibt gleichgültig. — Tod der Pompadour. — Broglie wird zurückberufen. — Er verläßt den Chevalier. — Verzweiflung des Letztern. — Die Königinn sucht ihn bei sich zu behalten. — Er bittet um Erlaubniß, den Dienst Frankreichs verlassen zu dürfen. — Man schweigt. — Unglücksfälle, falls er sich rechtfertigt. — Das minierte Cabinet. — Ludwig XV. schickt einen Emissair nach London. — Bei dem ersten Worte des Königs vergißt der Chevalier Alles. — Ein Billet. — Das große geheime Project. — Graf Guerchy sucht seinen Gegner zu entführen. — William Pitt. — Strategische Maßregeln des Chevalier. — Die nächtlichen Patrouillen. — Er läßt sich in contumaciam verurtheilen.

Die Vorfälle zwischen dem Chevalier von Eon und dem Grafen von Guerchy wurden auch außerhalb bekannt. Das daraus hervorgegangene Scandal drang über die Pforten des französischen Hôtels hin-

aus, und ärgerlich über die Gerüchte, welche ihn umsummten, erkannte der Graf von Guerchy die Nothwendigkeit, eine Art Rechtfertigung zu publicieren, um die Anklagen der öffentlichen Stimmen von sich ab, und wo möglich auf das Haupt seines Gegners zu kehren. Die Stellung dieses Letzteren war für ihn ein undurchdringliches Geheimniß; er fühlte, daß eine unsichtbare Macht denselben in diesem Kampfe unterstützte und aufrecht erhielt. Vergebens suchte er die Wolke zu durchdringen, welche diesen Schutzgott seines Feindes seinen Augen entzog, denn der Gesandte des auf dem Olymp von Versailles thronenden Gottes ahnte nicht, daß er diesen Gott selber gegen sich habe. Er faßte daher den Entschluß, das Geheimniß, welches sein Scharfsinn nicht enträthseln konnte, durch die Indiscretion des Chevalier von Eon kennen zu lernen, und das war vielleicht eine der tiefsten Ideen, welche das Gehirn des Grafen von Guerchy jemals erzeugte. Bisher hatte er seinen Feind im Dunkeln angegriffen, und das Dunkel war diesem günstig gewesen. Auch war durch eine unbegreifliche Fatalität für den Grafen von Guerchy jeder seiner Pläne, so oft er vereitelt wurde, für ihn selbst verderblich gewesen; er hatte sich stets in seinen eigenen Schlingen gefangen, war in jeden seiner Hinterhalte gefallen.

Um diesem Uebelstande auszuweichen, beschloß er, seinen Gegner des Schutzes dieses Geheimnisses zu berauben, und hoffte, daß der Chevalier von Eon, auf das Terrain der Oeffentlichkeit geführt, unverwundbar zu sein aufhören, und, genöthigt, seine zu gleicher Zeit angegriffene Ehre und Selbstliebe zu sichern, alle Waffen hervorziehen und leicht zu einer Indiscretion verleitet werden würde. Man mußte bewirken, daß seine Vorsicht von seinem Unwillen, sein Kopf von seinem Herzen überflügelt werde.

Unfähig, dieses Complot, welches die ganze Erfahrung einer geübten Feder erforderte (der Gesandte wußte die seinige kaum zu halten), durch sich selbst zu einem glücklichen Ende zu führen, bediente er sich der Federn zweier Literaten. Der erste derselben war ein gewisser Goudard, der, wie Eon sagte, eher pro fame als pro fama arbeitete; in Folge eines Zerwürfnisses mit Herrn von Sartines nach London entflohen, gab er hier seine vom Fasten ausgehungerte Feder dem Ersten dem Besten hin, welcher seinen hungrigen Magen von seiner täglichen Enthaltsamkeit befreite. Der zweite war jener Treyssac von Vergy, den wir bereits schon einmal von Muth aufgebläht sahen, und der bei dem Anblick einer am Boden liegenden Pistole gezittert hatte! Da der

Graf von Guerchy ihm keinen Degen in die Hand geben konnte, so gab er ihm eine Feder hinein, in der Hoffnung, daß er sich derselben besser bedienen würde. Aber Muth und Kraft kommen nicht aus dem Arme, sondern aus dem Herzen.

Die beiden literarischen Bravi boten dem Chevalier von Eon die Stirn. Goudard begann den Angriff, natürlich anonym. Welcher Waffe er sich auch bedienen mag, sei es die Feder oder der Dolch, stets bedarf er des Lazarone. Vergy hatte weniger Schaam, aber mehr Muth. »Es lag in der That Muth darin,« sagt Eon, »seine Lucubrationen zu unterzeichnen, denn es war das seltsamste, unverständlichste Gewäsch, welches man sich denken kann!«

Als Antwort auf diese Manifeste ließ der Chevalier von Eon eine einfache Note erscheinen; ein Exemplar richtete er an den Herzog von Choiseul, den Premierminister, und sagte ihm:

London, 8. December 1763.

»Herr Herzog,«

»Ich sende Ihnen die Note oder das Memoire, welches ich mich zu publicieren gezwungen sah.«

»Ich hätte zu diesen Stücken gewisse Aufklärungen zur völligen Einsicht des Lesers geben sollen; da ich aber gutmüthiger Natur bin, so hielt ich es

für besser, daß das Publikum, welches weder die Ursachen, noch die Folgen wissen kann, nicht die enge Beziehung dieser Stücke unter sich sähe, als daß ich ihm Sachen hätte aufdecken sollen, die besser verschwiegen bleiben, zur Ehre gewisser hoher Personen, welche zu den Niedrigsten hinabsinken würden, wenn die Kleinen sich nur auf die Zehen stellen wollten, um dem erstaunten, stets hintergangenen Volke das Licht zu zeigen.«

Weder erwartete der Graf von Guerchy solche Mäßigung, noch wünschte er sie. Er forderte daher von dem Schriftsteller Goudard, seiner vorzüglichsten Phrasenmaschine, ein neues Libell, unter dem Titel: Contre-note, welches dem verfehlten Effect der erstern nachhelfen sollte. Goudard führte den Auftrag sorgsam aus. Er war, wie es scheint, ein in seiner Kunst erfahrener Mann, der die Ehrenräuberei aus dem Grunde studiert hatte, und genau den Punct kannte, wo sie über die Grenze der Strafloſigkeit hinausging. Er schmiedete daher eine abgemessene Verläumdung gegen den Chevalier von Eon, speculierte auf die Reizbarkeit desselben, stach nach ihm, und bewegte seine bezahlte Insolenz vor den Augen desselben, wie der Taureador seine rothe Fahne vor dem Stiere schwingt, den er in der Arena zum Kampfe reizen will. Bevor der Chevalier von Eon

sich auf seine Feinde stürzte, hielt er seine Wuth lange zurück. Er schrieb an Ludwig XV., um seine Gerechtigkeit, sein Mitleid anzuflehen, wartete dann die Antwort ab, schloß, um sich von dem Zorne nicht hinreißen zu lassen, die Augen und schlug die Arme unter; er erstickte seine Seufzer, verzehrte seinen Schmerz, und bat Gott um Muth und Geduld.

Lassen wir ihn selbst reden:

»Ich hatte dem Grafen von Broglie und dem Könige nach und nach gemeldet:

1) »Der Graf von Guerchy habe mich am 28. October 1763 zum Diner eingeladen, sei augenblicklich zur Tafel gegangen, und habe mich daselbst durch Opium, welches sein Stallmeister Chazal für mich in eine Flasche gethan, vergiften lassen; dieses Attentat könne durch die Herrn von la Rozière und Nardin bezeugt werden, wie ich es seitdem vor den Geschwornen Englands bewiesen habe, u. s. w.«

2) »Der Graf von Guerchy habe schändlicher Weise den Zustand, in welchen das Gift mich versetzt, benutzt, um das Gerücht zu verbreiten, ich sei toll.«

3) »Er habe, nicht zufrieden, mich durch seine Behauptung, ich sei Hermaphrodit, lächerlich zu machen, die Herren Goudard und Vergy bezahlt, um jeder ein Libell gegen mich zu schreiben; ich sei

also gezwungen, ihm durch die Presse zu antworten, da er mich beschuldigte, ihm 75,000 Fr. gestohlen zu haben, und zwar in derselben Zeit, als er die vom Könige mir bewilligte Gratification mir vorenthielt; da er sagte, ich hätte den König verrathen, während Herr Tercier mir auf Befehl des Königs schrieb: Ich bin überzeugt, daß man für den Eifer, welchen Sie für die Person Seiner Majestät bezeigen, sehr dankbar sein wird; endlich weil er nach tausend Angriffen auch noch behauptete, ich müsse in Bicêtre, dem Gefängniß für Verbrecher, eingesperrt werden! Ich, der ich das Vertrauen Sr. Majestät besaß! der ich von meiner ersten Jugend an meinem Vaterlande redlich und stets mit Glück gedient hatte!«

»Voll Verlangen, meine unwürdig angegriffene Ehre zu rächen, hatte ich an den König und seine geheimen Vertrauten geschrieben, und hoffte Ordres zu empfangen, die ich durch Uebereilung nicht vereiteln wollte. Zum Unglück befand sich damals der Graf von Broglie mit seinem Bruder, dem Marschall, im Exil in der Normandie, so daß von den Vertrauten des Königs nur Herr Tercier in Paris war. Er war ohne Zweifel einer der gescheutesten und redlichsten Männer, welche je an der Spitze des Büreaux der auswärtigen Angelegenheiten standen;

zugleich aber war er zu furchtsam für mich, und, ich wage es zu sagen, für den König Ludwig XV., hinsichtlich der gefährlichen Krisis, in welcher sich die Wichtigkeit der geheimen Ordres Sr. Majestät und meiner politischen Lage befand.«

»Man denke sich mein Erstaunen, als ich, vom 27. December 1763 datiert, folgenden Brief von Herrn Tercier erhielt.«

Versailles, 27. Dec. 1763.

»Ihre Feinde sind allmächtig geworden; statt abzunehmen, hat der Einfluß, welchen sie auf den von ihnen ganz beherrschten Geist des Königs ausüben, zugenommen. Sie wissen, daß Frau von Pompadour die Quelle aller Ihrer Leiden ist. Sie, sammt dem Grafen von Broglie, sind verloren, wenn Sie sich nicht alles Muthes und aller Klugheit bedienen, welche der Himmel Ihnen gegeben hat, damit Sie sich Ihre Papiere nicht entreißen lassen. Sie, wie der Herr Graf von Broglie, können nur insgeheim auf den König zählen, der Sie nicht verlassen wird, dessen Politik aber, trotz aller Anhänglichkeit, Sie vielleicht seiner Maitresse und seinen Ministern völlig aufopfern würde.«

»Rechnen Sie auf meine unveränderliche Ergebenheit.« »Tercier.«

»Das sind die Worte eines jener Männer, in denen ich nach dem Willen des Königs Orakel sehen soll! — Man hat mir Muth und Klugheit anempfohlen. Ich antworte auf die Contre-Note des Grafen von Guerchy durch die Veröffentlichung meiner Briefe und Memoiren. Ich vertheidige mich darin über Alles, welches man mir aufbürdete, und schlage meinen Gegner: das war mein Muth. Meine Chefs, Verwandte, Beschützer und Freunde reden darin allein zu meinen Gunsten durch ihre und meine Briefe; die Offenbarung der Abscheulichkeiten meines Feindes beruht also nur auf der Veröffentlichung der Briefe seiner Freunde und seiner eigenen: das war meine Klugheit! . . . «

Diese Veröffentlichung des Chevalier von Eon ist diejenige, welche man unter dem Namen seiner Memoiren kennt; sie bezieht sich nur auf die äußern Vorfälle seines Kampfs mit Guerchy, und wirft den Gesandten unter der Last des Lächerlichen zu Boden. Unbezähmbar in seiner Rache, vergilt der Chevalier von Eon Beleidigung mit Beleidigung. Jede Seite seines starken Buchs war eine verdiente Repressalie. Er publicierte den Brief, in welchem der Herzog von Praslin dem Herzoge von Nivernais vertraute, daß er die Depeschen ihres Freundes Guerchy wie das Feuer fürchte, und Letzterer nicht

einmal schreiben könne. Zum Unglück publicierte er auch die Briefe des Herzogs von Nivernais, und entfremdete sich durch diese, zu seiner Vertheidigung vielleicht nothwendige Indiscretion, unwiederbringlich die Gunst dieses Herrn, die er bis dahin besessen hatte! . . .

Den Schluß der langen Reihe von Documenten, welche diese Publication enthielt, die ein in den Jahrbüchern der diplomatischen Welt einziges Scandal verursachte, bildete folgender

Brief des Chevalier von Eon an den Grafen Guerchy.

London, 1. Januar 1764.

»Mein Herr Graf,«

»Ich habe die Ehre, Ihnen anbei ein Duplicat Ihrer Rechnungen, nebst Abschriften der darauf bezüglichen Briefe zu senden. Ich begreife in der That nicht, warum Sie nach Ihren Rechnungen schreien, wie ein Blinder, der seinen Stab verloren hat, und sehe in dem Allen nichts, als die Lust, Lärm zu machen. Sie haben von mir, Herr Graf*), Ihre Rechnungen durch die gedruckte Contre-note gefor-

*) Vous m'avez demandé, monsieur le *compte*, vos *comtes* par la *contre-note* imprimée . . .

dert. Es ist daher nichts natürlicher, als daß ich sie Ihnen öffentlich übergebe und Sie mit gleicher Münze bezahle. Die Antwort muß eben so öffentlich sein, als die Frage. Sie konnten diesen Eclat vermeiden, da Sie am Ende jedes Monats stets den Bestand Ihrer Ausgaben, von Ihrem Intendanten l'Escalier quittiert, erhielten. Diese Abrechnungen hatten Sie vollständig bis zum 31. September, und kamen am 17. October an; die Lücke umfaßte also nur siebzehn Tage, und ging mich überhaupt nicht an, da Ihr Haushofmeister von dem Tage, an welchem er ankam, die Zügel der Regierung Ihres Hauses selbst übernahm.«

»Ich bitte Sie jetzt, Herr Graf, mir Rechenschaft von der Bosheit abzulegen, welche Sie trieb, drucken zu lassen, ich hätte bei Van Neck, Ihrem Banquier, eine Summe von ungefähr 75,000 Livres erhoben, von der ich Ihnen nicht Rechnung ablegen wolle*).«

»Bemüht man sich, Herr Graf, das Benehmen Anderer, besonders eines bevollmächtigten Gesandten, zu beurtheilen, so muß man dieses so anfangen, daß man sich nicht lächerlich macht. Will

*) Je Vous prie . . . de me rendre *compte* . . . que j'ai pris chez V. N. . . . une somme *d'environ* 75,000 livres, dont je ne veux pas Vous rendre *comte* . . .

man Contre-Noten drucken lassen, so muß man dem Publikum die Wahrheit sagen, weil das Publikum Achtung fordert. Ich kann Ihnen diesen Fehler nur wegen Ihrer geringen Erfahrung und Gewohnheit im Schreiben verzeihen; es ist gewiß das erste Mal, daß etwas von Ihnen gedruckt wird. Sie sind Novize in diesem Metier, wie in vielen andern.«

»Ich habe also die Ehre, Ihnen zu wiederholen, Herr Graf (M. le *conte*),

1) »daß ich weder Ihr Tapezierer, noch Ihr Intendant bin;

2) »daß das Geld, welches ich bei Herrn Van Neck erhob, für die Kosten der ganzen Gesandtschaft war;

3) »als Sie im Palast St. James Rechnungsablage von mir verlangten, wartete ich, bis Seine Majestät sich zurückgezogen hatte, um Ihnen in das Ohr zu sagen: »Mein Herr, ich habe weder die Ehre, Ihr Schatzmeister zu sein, noch Lust, es zu werden. Der bevollmächtigte Minister Frankreichs hat auf Kosten des Königs gelebt, wie der Gesandte selbst. Rechnung werde ich dem Hofe ablegen und Ihnen eine Abschrift mittheilen.«

»Wohlan denn! hier ist meine Abrechnung, Herr Graf, und Sie, wie das Publikum, werden daraus ersehen, daß ich, statt dem Hofe schuldig zu

sein, im Gegentheil von ihm noch meinen Gehalt als Resident, bevollmächtigter Minister u. s. w. zu fordern habe; der Hof ist mir überdies noch für manchen Dienst verpflichtet, welchen er mir nie bezahlt hat, und dessen Bezahlung ich ihm schenke.«

Hierauf folgt die mit Aktenstücken belegte Rechnung, aus welcher hervorgeht, daß der Chevalier von Eon im Monat Januar 1764 zu fordern hat:

Von dem Grafen von Guerchy, nach der mit Beweisen belegten Balance von Einnahme und Ausgabe . .	27,552 Liv.
Von dem französischen Hofe für frühere Reisen, für darauf bezügliche Anleihen, Capital und Interessen; für von dem Herzoge von Nivernais verificierte Auslagen, für Gehalt als Resident, bevollmächtigter Minister, Dragonercapitain und Pensionen seit mehreren Jahren	88,788 »
Summa	116,340 Liv.

Wie man sieht, hatte der Chevalier von Eon, ein armer Edelmann, alle Ursach, sich zu beklagen, daß er nicht bezahlt sei. Ludwig XV. hatte ihm viel versprochen, aber sehr wenig gegeben.

In dieser Schrift hatte der Chevalier von Eon

den gegen ihn unternommenen Vergiftungsversuch mit Stillschweigen übergangen; er schonte seinen Feind, aber Guerchy wußte es ihm nicht Dank. Indem er also verzichtete, Genugthuung durch die Hand seiner Agenten zu erhalten, deren Feder und Degen ihm auf gleiche Weise gegen einen stets triumphierenden Feind untreu geworden waren, verschmähte er diese ohnmächtigen Werkzeuge, und verlangte von der Gerechtigkeit die Rache, welche die Billigkeit ihm abschlug. Unbegreifliche Unverschämtheit! Der geschlagene Libelliſt intendierte gegen seinen Sieger eine Anklage wegen eines Libells! Das englische Gesetz ist bei solchen Anklagen stets unerbittlich streng gewesen, und der Chevalier von Eon war vor seinem Gewissen zu schuldlos, als daß er vor dem Gesetz nicht hätte schuldig werden sollen. Wäre er minder rechtschaffen gewesen, so hätte das Gesetz ihn nicht erreicht.

Von dem Tage an, als dieser Kampf entstand, war derselbe immer complicierter geworden und hatte sich dann unmerklich modificiert. Indem er in einem Interesse begann, welches den Kämpfenden völlig fremd war, war er später rein persönlich geworden, so daß Ludwig XV. endlich ganz vergaß, daß er im Geringsten Theil daran habe.

An diesen Grund der Gleichgültigkeit schloß sich

bald ein anderer. Die Pompadour wurde krank und starb. Kurze Zeit vor dem Tode der Marquise schien Ludwig XV. dem Marschall von Broglie seine Zuneigung zu entziehen; kaum aber hatte jene aufgehört zu leben, als der Chef des geheimen Ministeriums nur noch bedeutendern Einfluß erlangte. Als der Chevalier diese doppelte Umwälzung erfuhr, durch welche für ihn eine Feindinn verschwand und ein Freund erschien, glaubte er, die Stunde der Gerechtigkeit und des Triumphs sei gekommen. Er rechnete darauf, daß nun der scheinbare Schleier einer Rebellion fallen und seine Treue glänzend offenbar werden würde; er dachte, sein Feind würde zurückberufen werden, die Anklage in sich zerfallen, und er selbst, der Proscribierte, in die Stelle wieder eingesetzt werden, aus der er so schimpflich vertrieben war.

Eitle Hoffnung!

Durch einen jener Halbbeschlüsse, wovon wir schon ein Beispiel sahen, hatte Ludwig XV., als er den Grafen von Broglie zurückrief, den Herzog von Praslin und seine Cameraden, die Creaturen der Marquise, in ihrer Macht gelassen. Der Kampf begann daher wüthender als je zwischen den Ministern des geheimen Cabinets und denen des Conseils, und da der Graf von Broglie, von allen

Seiten angegriffen, genug mit sich selbst zu thun hatte, so dachte er wenig an den Chevalier von Eon, seinen Leidensgefährten. Kaum hatte er den Namen desselben ausgesprochen, als sich ein allgemeines Hurrah der Mißbilligung in dem Palais erhob. Der Herzog von Praslin erklärte, daß Guerchy's Sache die seinige und die des ganzen Conseils geworden sei, das sich in der Person des Gesandten beleidigt fühlte. Ein einziger Mann wäre dem Chevalier von Eon vielleicht günstig gewesen, der Premierminister, Herzog von Choiseul; aber mehr als jeder Andere fürchtete er den verborgenen Einfluß des Grafen von Broglie, der sich von Anfang an gegen ihn erklärt hatte.

Was Ludwig XV. betrifft, so war seine Undankbarkeit gegen den verbannten Vertrauten um so unverzeihlicher, da die Pompadour todt war. Er hatte diese Frau nicht mehr zu fürchten, vor deren Herrschaft sein Wille sich beugte. Aber mit der Gefahr war auch die Erinnerung des Dienstes verschwunden.

Uebrigens schuldete Ludwig XV. dem Chevalier von Eon zu viel, als daß er wagen konnte, seine Schuld an ihn abzutragen. Die Summe der Feindseligkeiten, welche seine Treue ihm zugezogen, war so groß, daß seine völlige Rehabilitation die Ver-

dammung zu vieler Personen nach sich gezogen hätte. Der Souverain bebte davor zurück; das Aufgeben eines Unschuldigen schien seinem Gewissen minder drückend zu sein, als die Entfernung von zehn Schuldigen.

Als der Chevalier von Eon sich so von Jedermann verlassen sah, verfiel er in eine tiefe Muthlosigkeit. Da fand sich eine Frau, welche seinen Muth wieder belebte, und ihm durch ihre freundliche Gnade neüe Kraft gab.

Es war wiederum Sophie Charlotte, der Schutzengel, den der Himmel für ihn geschaffen, und den er am ersten in der Stunde der Noth an seiner Seite fand. Sie sagte ihm in gnädiger Herablassung: »Man verläßt Sie, Ihr Vaterland verstößt Sie, das meinige nimmt Sie auf, machen Sie es zu dem Ihrigen.«

Von diesen Worten wurde der Chevalier auf einen Augenblick in seiner Treue wankend gemacht. Unglücklich, verbannt, verkannt, des Brotes, der Ehre und der Hoffnung beraubt, unterlag er halb dieser Prüfung, fluchte seinem Könige und verleugnete sein Vaterland. Und welches Menschenherz wäre stärker gewesen, als das seinige? Welche menschliche Tugend kräftiger, als die des unglücklichen Chevalier von Eon!

Die Beleidigung ist, gleich dem Steine, um so schwerer, von je höher sie fällt. Wundern wir uns daher nicht, daß der Chevalier von Eon auf seinem Wege strauchelte! Aber er bedurfte nur eines freundlichen Blicks, eines ermuthigenden Worts, um sich wieder aufzurichten.

Der Chevalier von Eon an den Herzog von Nivernais.

London, 15. Februar 1764.

»Herr Herzog,«

»An Sie habe ich die Ehre, den angeschlossenen Brief zu adressieren, welchen ich mit Thränen in den Augen an den Herrn Herzog von Choiseul schrieb. Meine ganze Zuversicht beruht auf Ihrem Wohlwollen, und meine ganze Furcht auf der Schwäche Ihres Herzens gegen Ihre dreißigjährigen Freunde.«

»Sollte die Macht meiner Feinde so stark sein, daß es Ihnen unmöglich ist, die Kette des Irrthums, der Lüge und der Unbilligkeit zu zerreißen, so bitte ich Sie und den Herrn Herzog von Choiseul nur um die Gnade, mir eine Erlaubniß zu schicken, welche mir und zweien meiner Vettern die Freiheit giebt, uns ein anderes Vaterland zu suchen und uns in den Dienst einer fremden Macht zu begeben. Nur

die bitterſten Kränkungen treiben uns zu dieſem Aeußerſten; doch ich ſehe mich gezwungen, ein Land aufzuſuchen, in welchem ich ungeſtraft ein tugendhafter Bürger ſein darf. Dieſes Land habe ich gefunden, Herr Herzog, Sie kennen es, und ich will es nicht läugnen: in der Lage, in welche meine Feinde mich verſetzt haben, giebt es keine mögliche Mitte für mich. Aut Caesar, aut nihil.«

»Wird man einſt in Frankreich begreifen, daß Gold nicht mit der Ehre zu verwechſeln, ſo wird in der Nation die Ahnung erwachen, daß auch die redliche Armuth einen Werth haben kann. Man beklagt ſich darüber, daß Alles entartet ſei! Was kann man von einem Volke erwarten, für welches das Gold das höchſte Gut iſt, wo Beſtechlichkeit jedes edle Princip vernichtet; wo, bis zur Tugend hinauf, alles Waare iſt; wo, hat man auch nur den Anſchein einer guten Handlung, man ſich beeilt, den Lohn in Geld zu fordern? . . . Das iſt der Keim der Zerſtörung! Keine Sitten, kein Staat . . .«

»Da ſchicke ich Ihnen, Herr Herzog, weinend mein politiſches Teſtament gegen ein Volk, welches ich, trotz ſeiner Fehler, bis zur Raſerei liebe. Auch ſehe ich mich nur mit Schmerz gezwungen, ihm zuzurufen: Ingrata patria, non habebis ossa! Ich ſchließe mit jener merkwürdigen Stelle aus Bacon's

Testament: Meine Mitbürger werden mich erst nach meinem Tode erkennen.«

»Ich bin mit Achtung, Herr Herzog, u. s. w.

»der Chevalier von Eon.«

Der Chevalier von Eon an den Herzog von Choiseul.

London, 13. Februar 1764.

»Herr Herzog,«

»Ich habe die Ehre gehabt, Sie von dem ungerechten Kriege zu benachrichtigen, welchen Herr von Guerchy mir erklärt hat. Ich weiß, daß Sie mich bedauern; der Brief, mit welchem Sie mich am 14. November beehrten, ist ein Beweis dafür. Aber Ihre Verwandtschaft mit dem Herzoge von Praslin und besondere Gründe haben Sie ohne Zweifel verhindert, mir die Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, welche Sie wünschen, und die mir gebührt.«

»Ich kenne die Hindernisse, welche Sie zurückhalten und Ihr altes Wohlwollen gegen mich verstummen lassen. Dennoch werde ich mein ganzes Leben lang dankbar sein, und eben diese Dankbarkeit ist es, welche mich bis jetzt in den Schranken der Mäßigung gehalten hat. Aber von dringenden Umständen gezwungen, sehe ich mich in der traurigen Nothwendigkeit, Sie um Uebersendung einer

Erlaubniß des Königs für mich und zwei meiner Vettern zu bitten, in den Dienst einer fremden Macht zu treten.«

»In der That, Herr Herzog, verlassen wir nur mit gebrochenem Herzen den Dienst eines so guten Herrn, für welchen wir, wir schwören es vor Gott und Menschen, den letzten Blutstropfen zu vergießen bereit sein würden; doch ist uns nichts gestattet, als Wünsche für sein und seines Volkes Glück zu thun.«

»Ich bin, mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

»der Chevalier von Eon.«

Eben so schrieb er an Herrn Tercier . . . keine Antwort; an den Grafen von Broglie, an den König . . . keine Antwort. Dadurch zum Aeußersten getrieben, sandte er nach Paris folgende Depesche, eine Art Ultimatum, einen Ausdruck der Verzweiflung und des Unwillens, welche seine Seele verzehrten.

Für den Procureur (Herrn Tercier).

London, 23. März 1764.

»Mein Herr,«

» . . . Ihr Schweigen und meine Stellung sind von der Art, daß ich Sie durch diesen Brief inständigst bitte, mir eine kathegorische Antwort zu

geben, damit ich weiß, woran ich bin. Es ist traurig, nach den freiwilligen Opfern, welche ich für den Nutzen und die Würde des Dienstes des Königs gebracht habe, zu solchen Erklärungen zu kommen. Sie fühlen das ganze Gewicht dessen, was ich sagen will. Ich werde weder den König, noch mein Vaterland zuerst verlassen; denken beide aber, mich zu verlassen und aufzuopfern, so sehe ich mich gezwungen, ein Gleiches zu thun, werde mich dann vor den Augen des ganzen Europa rechtfertigen, und, wie Sie wissen, ist mir nichts leichter als dieses. Dieses Opfer wird mir hart werden, ich bekenne es; aber auch Frankreich wird es theuer zu stehen kommen, und dieser Gedanke allein preßt mir Thränen aus.«

»Zu solchen Schritten führen die Undankbarkeit und die Intrigue, welche einen Gesandten halten, der dieses Namens so unwürdig ist, als der Graf von Guerchy.«

»Ich leugne es nicht: die Feinde Frankreichs haben mir Anerbietungen gemacht, um mich in ihren Dienst zu ziehen. Aber die Vortheile, welche sie mir bieten, rühren mich nicht, nur die Ehre wird mich bestimmen. Ich habe geantwortet, wie ich mußte, und gesagt, daß ich kein Engagement annehmen könne, da ich mich stets als an den Dienst

des Königs attachiert betrachtete .... Und mein König verläßt mich! ... Und doch habe ich von Anfang an nur in Uebereinstimmung mit seinem großen geheimen Plane und seinen schriftlichen Befehlen gehandelt, die man mir nur mit dem Leben entreißen soll.«

»Die Häupter der Opposition haben mir so viel Geld geboten, als ich wollte, wenn ich ihnen die Papiere auslieferte, die sie mir in demselben Zustande zurückgeben würden! Sie wissen, wie wehe ein solcher Antrag mir thun mußte. Was aber soll ich thun, wenn man mich verläßt? Die Papiere des Advocaten und seines Substituts bewahre ich sorgfältiger als je. Ich habe sie alle, auch die von La Rozière. Nur die Chiffre der Instructionen habe ich in seiner Gegenwart verbrannt, und das Ganze ist in meinem Cabinette so wohl verborgen, daß ich durch eine Mine, die ich selbst gemacht habe, und durch mehrere in meiner Wohnung versteckte Lunten in einem Augenblicke das kleine Cabinet, die Wegnahme der Papiere, die Papiere und mich, mehr als funfzig Fuß hoch in die Luft sprengen kann. Werde ich aber gänzlich verlassen, und empfange ich von hier bis zum 22. April, dem Osterfeste, nicht das vom Könige oder dem Grafen von Broglie unterzeichnete Versprechen, daß Alles, was Herr von

Guerchy mir Böses gethan, wieder gut gemacht wird . . . so erkläre ich Ihnen hiemit förmlich und authentisch, daß jede Hoffnung für mich verloren ist; und indem ich gezwungen werde, mich vor dem Könige von England, seinem Ministerium, der Kammer der Pairs und der Gemeinen rein zu waschen, müssen Sie sich auf einen Krieg gefaßt machen, dessen unschuldige Ursache ich vielleicht sein werde, und dieser Krieg ist unvermeidlich. Der König von England wird durch die Gewalt der Umstände, durch das Geschrei der Nation und der Gegenpartei, welche, statt schwächer, immer stärker wird, hineingezogen werden.«

»Das, mein Herr, ist mein Bekenntniß; Sie erkennen daraus alle die Uebel, welche der Graf von Guerchy und sein Anhang vorbereitet haben. Ihre authentische, und von dem Advocaten, oder wenigstens von seinem Substitut unterzeichnete Antwort wird mich lehren, ob ich, spätestens zu nächsten Ostern, ein guter Franzose bleiben kann, oder, wider Willen, ein guter Engländer werden soll.«

»Ich habe die Ehre u. s. w.

»von Eon.«

Dieses Document zeigt die Wichtigkeit der Pa-

piere, welche der Chevalier von Eon in Händen hatte, Papiere, welche zugleich die Geheimnisse seines Benehmens gegen den Gesandten, und die politischen Mysterien der auf den letzten Frieden bezüglichen Negociationen enthielten.

Durch die entschiedene Sprache, welche das Uebermaß der Leiden dem Chevalier von Eon entpreßt hatte, aus seiner Indifferenz erweckt, antwortete Ludwig XV. dieses Mal auf seine Klagen. Er schickte nach London einen Freund des Chevalier von Eon, Namens von Nort, beauftragt, ihm die materiellen Mittel zu bringen, deren er so dringend bedurfte, und wo möglich irgend eine Ausgleichung zwischen ihm und von Guerchy zu Stande zu bringen. Folgende Briefe zeigen uns, mit welcher reinen Dankbarkeit der Märtyrer das Almosen empfing, welches er eine unerwartete Wohlthat des Königs nennt.

An den Herrn Grafen von Broglie.

London, 20. April 1764.

»Mein Herr,«

»Mein Freund von Nort, den ich mit Ungeduld erwartete, ist Montag Abend mit Nardin angekommen, und wird Ihnen am Dinstage geschrieben haben, ob er mich in einem Zustande der Verrücktheit oder des Fiebers fand, wie der Gesandte

noch immer aller Welt erzählt. Eben so wird er Ihnen geschrieben haben, daß er mich auf die bloßen Copieen der Befehle des Königs hin, und bei dem bloßen Anblick Ihres Briefes, noch ehe ich die unerwarteten Wohlthaten lesen konnte, mit denen der König die Güte hat, mich zu überhäufen, geneigt gefunden, nicht bloß des Königs Befehle zu vollziehen, sondern auch dem geringsten seiner Wünsche zu gehorchen.«

»Als von Nort letzten Dinstag bei seinem ersten Besuche Herrn von Guerchy meldete, er sei mit mir sehr zufrieden, und fände mich in allen meinen Raisonnements sehr vernünftig und kaltblütig, that besagter Gesandter, als fiele er aus den Wolken, und schrie Wunder.«

»Ich habe die Ehre u. s. w.

»von Eon.«

An den König.

London, 20. April 1764.

»Sire,«

»Ich bin unschuldig, und dennoch von Ihren Ministern verdammt worden; aber sobald Ew. Majestät es wünscht, lege ich mein Leben und die Er-

innerung an alle von Herrn von Guerchy erlittenen Beleidigungen zu Dero Füßen! . . .«

»Sein Sie überzeugt, Sire, daß ich als Ihr getreuer Unterthan sterben werde, und daß ich besser als je Ew. Majestät bei dem großen geheimen Projecte dienen kann, welches man nie aus den Augen verlieren darf, wenn Ihre Regierung die Epoche der Größe Frankreichs, und der Demüthigung, ja vielleicht totalen Vernichtung Englands sein soll, welches die einzige, Ihrem Reiche stets wahrhaft feindliche, stets zu fürchtende Macht ist.«

»Ich bin, Sire, Ew. Majestät getreuester Unterthan im Leben und im Tode!«

»von Eon.«

Der Graf von Guerchy und die Minister, deren Eingebungen er folgte, wollten sich in die von Ludwig XV. eröffnete Vereinigung nicht einlassen. Mit den geheimen Documenten des letzten Friedens bewaffnet, welche schimpfliche Unterhandlungen enthielten, war der Chevalier von Eon ihnen zu furchtbar, als daß sie sich mit ihm einlassen konnten. Daher trieb von Guerchy denn auch, statt mit seinen Verfolgungen Einhalt zu thun, dieselben weiter als je; nicht zufrieden, bei seiner Anklage wegen eines Libells zu beharren, ließ er neue Häscher

kommen, und suchte, während er ihn auf der einen Seite vor die Tribunale stellte, sich zum zweiten Male seiner Person zu bemächtigen. Aber jetzt, wie damals, wurde der Chevalier von Eon davon benachrichtigt und schickte folgende Mittheilung an die englischen Behörden.

Der Chevalier von Eon an Lord Mansfield, Chef der Justiz, in London.

London, 21. Juni 1764.

»Mylord,«

»Sind meine ersten Leiden Ihnen durch öffentliche Gerüchte bekannt, so sehe ich mich gezwungen, Ihnen diejenigen zu melden, welche mir noch drohen. Die Gerechtigkeit, welche ihre Wage mit Vergnügen in Ihren Händen sieht, führt mich selbst unter Ihre Augen, um Ihnen ein Project mitzutheilen, welches sowohl mich, als die Freiheit in Gefahr bringt, die die Basis der englischen Regierung ausmacht.«

» . . . Der öffentlichen Stimme zufolge weiß ich, daß man damit umgeht, mich durch List oder Gewalt zu entführen. Schon wimmelt London von Beamten und Spionen der Pariser Polizei. Sie unterhalten, zwischen der Brücke von Westminster und der von London, ein Boot und sechs Ruderer, deren sie sich, gelingt es ihnen, sich

meiner zu bemächtigen, bedienen wollen, um mich nach Gravesend zu führen, wo ein kleines, von zwanzig bewaffneten Leuten bemanntes Fahrzeug bereit ist, bei dem ersten Signal nach Frankreich unter Segel zu gehn.«

»Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, wie sehr ein solches Project die Nationalfreiheit beeinträchtigt; aber auch das werden Sie daraus ersehen, welchen Extremitäten dieses mich aussetzt. Ich contrahiere keine Schulden, vermeide Alles, um das Gesetz nicht gegen mich zu leiten. Wenn nun aber dieses Gesetz sich gegen meine Freiheit zu bewaffnen scheint, so muß ich nothwendig annehmen, daß es unter einem falschen, von meinen Feinden ersonnenen Vorwande geschieht, um mich in ihre Gewalt zu bringen. Darf ich Sie, Mylord, das Organ dieser Gesetze, welche nichts sind, als die Interpretation der natürlichen, ursprünglichen Gesetze, fragen, ob die nothwendige Vertheidigung in diesem Falle mir nicht erlaubt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben? Ihr Herz, ich weiß es, wendet sich entsetzt von einem solchen Mittel ab; aber Ihre Billigkeit wird mir die Unglücksfälle verzeihen, welche daraus hervorgehn könnten. Das ist meine Lage, Mylord, und das verpflichtet mich, Ihnen dieselbe vorzulegen, in der Hoffnung, daß Ihre Güte mir irgend einen Rath

eröffnen werde, dem ich folgen kann, und der sowohl meiner Sicherheit, als den Gesetzen eines Landes gemäß ist, welches ich hochachte.«

»Ich habe die Ehre u. s. w.

»Der Chevalier von Eon.«

Eine ähnliche Nachricht, in Form einer Rathfragung, wurde dem Lord Bute und William Pitt (Lord Chatam), diesem großen Manne, Vater eines großen Sohnes, übersandt, dessen autographische, französisch abgefaßte Antwort sich in unsern Händen befindet.

Brief William Pitt's an den Chevalier von Eon.

Stayes, 23. Juni 1764.

»Ich hatte gestern die Ehre, Ihren Brief zu empfangen, aus dem ich die Gefahr ersehe, in der Sie sich zu befinden glauben, gegen die englische Freiheit von französischen Polizeiofficianten, die sich gegenwärtig zu diesem Zwecke in London befinden, entführt und gewaltsam nach Frankreich gebracht zu werden. Da ein solches Attentat direct das Territorialrecht verletzen würde, so ergiebt sich, daß solch ein Fall noch mehr die Würde des Souverains und die Autorität der Regierung jedes Landes

intereſſieren dürfte, als die Privatfreiheiten der engliſchen Nation. Obgleich Sie mir übrigens, mein Herr, gewiß Gerechtigkeit widerfahren laſſen, indem Sie mir die Geſinnungen zutheilen, welche die Menſchlichkeit bei ſolcher Gelegenheit dictiert, ſo bin ich doch überzeugt, daß Sie, in Betracht der außerordentlichen Delicateſſe der Umſtände, es gutheißen werden, wenn ich mich darauf beſchränke, eine Lage zu beklagen, hinſichtlich welcher es mir nicht möglich iſt, einen Rath zu geben, den Sie auf eine für mich ſo ſchmeichelhafte Weiſe fordern . . . Eben ſo unfähig, bei den Leiden eines durch Talent und Dienſte ſo ausgezeichneten Mannes unempfindlich zu bleiben, als mich davon, was ich der Perſon des Herrn Geſandten von Frankreich ſchuldig bin, und von der Verehrung zu entfernen, welche ich für den erhabenen Monarchen, welchen er repräſentiert, hege, ſchmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß Sie dieſe Denkungsart nicht mißbilligen, und deshalb nicht minder von den Gefühlen der Hochachtung überzeugt ſein werden, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein, mein Herr,

»Ihr ergebenſter Diener
»William Pitt.«

Auf ſich ſelbſt beſchränkt, erzählt der Chevalier

von Eon die strategischen Pläne, welche er bildete, um den gegen seine Person erneuerten Entführungsversuchen zu entgehen, einem seiner Freunde. Aber er konnte nur eine von den Gefahren vermeiden, welche ihm drohten; den Angriffen auf der Gasse entgangen, fiel er in die, welche ihn vor den Tribunalen erwarteten.

Zweites Capitel.

Unerwartete Mittheilung des Treyssac von Vergy. — Der Magen und das Gewissen. — Der Dolch und der Wechselbrief. — Je ne suis point un assassin! — Ludwigs XV. Ausflüchte. — Guerchy's Schreck. — Das belagerte Haus. — Die Sbirren und Sophie Charlotte. — Der anonyme Brief und Lord Mansfield. — Guerchy wird als Meuchelmörder und Giftmischer vor Gericht gestellt. — Sein Stallmeister macht sich aus dem Staube. — Der französische Gesandte fleht den König von England um Schutz an. — Das Noli prosequi. — Graf Guerchy muß England verlassen und seine Gesandtschaft aufgeben. — Wie aus dem Geizhals ein Verschwender wird. — Verfolgungen gegen die Mutter des Chevalier. — Unwille und Rache des Letztern. — Er läßt seinen letzten Brief an den Grafen von Guerchy drucken. — Tod des Grafen. — Der Sohn vor dem Schwert und dem Grabe seines Vaters.

Der Freund, welchem der Chevalier von Eon seinen Plan mittheilte, war der Capitain von Pommard. Wie er ihm gemeldet hatte, ließ er sich von den Gerichten in contumaciam verurtheilen*), um zu

*) Die Anklageschrift wurde ihm erst acht Tage vor dem

Michaelis erst seine Vertheidigung anzutreten. Von allen Seiten rief er nun seine zerstreuten Zeugen herbei, sammelte und ordnete die Beweise, und arbeitete schon seine große, donnernde Vertheidigung aus, als der Himmel oder der Zufall ihm zu Hülfe kam, und ihm einen Beistand sandte, der plötzlich dem Ganzen eine andere Gestalt gab, und die Chancen auf seine Seite brachte. Der unerwartete Hülfsagent war Treyssac von Vergy, den wir in dieser Geschichte eine dunkle Rolle spielen sahen, über welche wir jetzt Aufklärung geben müssen.

»Einige Monate,« sagt Eon, »waren seit meiner provisorischen Verurtheilung verflossen, als eines Morgens Treyssac von Vergy bei mir erschien, den ich seit der Scene in meinem Cabinet nicht wiedergesehn hatte. Er trat mit Zuversicht ein, und sagte:

»Mein Herr, Sie werden über meinen Besuch erstaunt sein.«

Ich war es in der That.

»Erfahren Sie jedoch den Grund desselben, so hoffe ich, bei Ihnen einen Theil der Achtung wiederzugewinnen, welche unsere letzte Zusammenkunft mich nur mit zu großem Rechte verlieren ließ.«

Termine zugeschickt, an welchem er sich vertheidigen sollte, und eine längere Frist ihm abgeschlagen.

»Erstaunt, bat ich ihn, sich zu setzen, und erklärte ihm kalt, doch höflich, ich sei bereit, ihn zu hören.«

»Ich bin ein Elender,« fuhr er fort, »den Sie verachten müssen, wenn Sie die Reue und die Gewissensbisse nicht in Anschlag bringen, welche bewirken, daß ich jetzt rede.«

Nach dieser Einleitung, welche meine Ungeduld und Neugierde immer höher spannte, fuhr er fort:

»Zuerst muß ich Ihnen beweisen, mein Herr, daß ich wirklich aus guter Familie bin. Hier sind meine Familienpapiere und mein Diplom als Advocat im Parlamente von Bordeaux. Uebrigens bin ich ganz ohne Vermögen. Mein väterliches Vermögen habe ich durchgebracht, sammt der Mitgift meiner Frau, die mich zum Hahnrei machte, und sich von mir, oder, was gleich viel ist, ich mich von ihr trennte. Das ist die Wahrheit; Sie sehen, daß ich mir nicht schmeichle.«

»Da ich kein Geld hatte, so wurde ich Literat, hatte aber auch als solcher nie Geld, und da führte mich mein böser Stern, ohne daß ich's wußte, in das Complot, dessen Opfer Sie sind, und das schon vor der Abreise des Grafen von Guerchy in Versailles geschmiedet wurde . . .«

Hier näherte ich mich dem Manne, und hörte ihm mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu.

»Eine Broschüre in zwei Bänden, »les Usages,« welche ich gegen Ende des Jahrs 1762 drucken ließ, und die drei Viertel der Narren und galanten Damen von Paris gegen mich aufbrachte, liierte mich mit dem Grafen von Argental. Ich hatte keine andere Gewißheit über seinen Charakter, als das Wort des Kenners Marmontel, der in schönen Versen gezeigt hatte, daß genannter Graf gar keinen Charakter habe. Indem ich also diese Liaison für schädlich hielt, kam ich seinen Avancen nur sehr kalt entgegen, als meine Freunde, welche sein vertrautes Verhältniß mit dem Herzoge von Praslin kannten, mir riethen, mich ihm zu nähern. Ich folgte diesem Rathe; und wie ein armer Teufel, der im Begriff ist, zu ertrinken, sich an Alles klammert, klammerte auch ich mich an den Grafen von Argental. Ich bat ihn, seinen Freund für mich um ein Consulat oder Gesandtschaftssecretariat zu bitten. Er versprach es, und schmeichelte mir mit großen Hoffnungen. Einige Tage vor der Abreise nach Compiègne begegnete ich dem Grafen in den Tuilerieen. Er kam auf mich zu und sagte mir, er habe zu meinen Gunsten mit Herrn von Guerchy, dem neuen französischen Gesandten in England, geredet; der Hof sei

mit dem Gesandtschaftssecretair von Eon unzufrieden, und ich würde seine Stelle erhalten; doch müsse ich sie verdienen, und sie im Nothfalle durch Muth und einen blinden Gehorsam gegen die Befehle des Grafen von Guerchy zu erkaufen wissen. Schon jetzt sah ich, daß man mit einer Machination umging, an der ich Theil nehmen solle; auch verbarg ich Herrn von Argental den Abscheu nicht, welchen dieser Verdacht mir einflößte; aber der alte Höfling schmeichelte meinem Ehrgeiz. Hunger lockt den Wolf aus dem Walde, und ich hatte Hunger! Einige Wochen vor dem Gesandten wurde ich nach London geschickt. Man wollte sich meiner bedienen, um Sie zu verderben, wie man durch Sie Herrn von Broglie zu stürzen hoffte. Man hatte auf mein Elend speculiert, um mir die verschiedenen Rollen zuzutheilen, welche ich schwach genug war, eine Zeitlang zu bekleiden. An dem Tage, als ich zum ersten Male gegen Sie getrieben wurde, in den Salons und an der geheimen Hand des Gesandten, sagte ich Ihnen: Herr von Eon, Sie kennen das Schicksal nicht, welches Sie in Frankreich erwartet! Diese Worte waren eine Benachrichtigung für Sie, welche das Gewissen mich aussprechen ließ. Ein Wort der Ermuthigung oder Versöhnung von Ihrer Seite, und ich hätte Ihnen das ganze Complot enthüllt. Aber

der Graf von Kaiserling trat ein und ich schwieg. Ich war von dem Grafen von Guerchy abhängig, von dem ich die Mittel zu meiner Existenz erwartete; ich schwieg, um mein Brot nicht zu verlieren. Denn im fünfundzwanzigsten Jahre ist der Magen ein wesentlicher Theil des Gewissens . . «

Ich konnte mich nicht enthalten, bei diesen Worten zu lachen. Auch er lachte und fuhr fort: »Aber mit meiner Gefälligkeit und Ihren Triumphen stiegen die Forderungen des Gesandten. Nachdem man Sie endlich hatte vergiften wollen (denn Sie sind durch Opium vergiftet worden, ich weiß es aus des Gesandten eignem Munde), schlug man mir vor, Sie zu ermorden! Man wählte zu diesem ruchlosen Antrage den Zeitpunkt, wo alle meine Mittel erschöpft waren, und ich von dem Gesandten noch nichts erhalten hatte. Ich hatte meinem Hauswirth Wechsel ausgestellt. Diese waren jetzt fällig, und konnte ich sie nicht bezahlen, so lief ich Gefahr, in das Gefängniß geführt zu werden. Der Graf von Guerchy wußte es, und reichte mir mit der einen Hand eine Börse, mit der andern einen Dolch. Ich wies Dolch und Börse zurück, denn mag ich auch sein Elender ein, ein Meuchelmörder bin ich nicht. Wenige Tage nachher wurde ich wegen Schulden eingesperrt. Vergebens wandte

ich mich um Beistand an den, auf dessen Befehl ich Frankreich verlassen hatte und in dessen Dienste ich stand. Er antwortete mir nicht, und Bitten und Drohungen blieben vergeblich. Erstere ververwarf er, weil er, im Vertrauen auf die Häscher des Herrn von Sartines, meiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, und die Drohung ließ er unbeachtet, weil ich gefangen saß und ihm nicht mehr schaden konnte. Hatte ich aber die Freiheit, zu gehen und zu reden, verloren, so blieb mir noch die zu schreiben, und diese benutzte ich. Als ich erfuhr, daß man Ihnen den Prozeß gemacht, schrieb ich in meinem Gefängniß einen »Brief an die Franzosen,« der zu Ihrer Rechtfertigung dienen sollte. Der Drucker, Haberkorn in Graftonstreet, druckte ihn heimlich, als ein Gefangener mich verrieth. Mein Manuscript wurde auf Befehl Norton's, des Generalprocurators, und Mylord Mansfield's aus der Druckerei abgeholt. Bald darauf zeigte mir der Gefängnißwärter Farguſſon an, daß ich nach Newgate, dem Gefängniß für Diebe und Mörder, abgeführt werden würde; aber meine Verwandten und Freunde hörten meinen Ruf der Verzweiflung. Durch ihren Beistand wurde meine Freiheit erkauft, und der erste Gebrauch, welchen ich davon machen wollte, war für Sie.

Der Graf von Guerchy hat sein Wort gegen mich gebrochen, und mich dadurch des meinigen entbunden. Er hat es gewagt, Sie vor Gericht zu ziehen; bedienen Sie sich meiner Aussagen, wie es Ihnen für Ihre Vertheidigung zweckmäßig scheint; ich bin ganz zu Ihrer Disposition. Ich werde meine Fehler bekennen, und Ihre Unschuld in London, Paris, Versailles, kurz überall, wo es nöthig ist, offenbaren*), indem ich mich glücklich schätze, wenn ich einen Theil des Bösen wieder gutmachen kann, welches ich Ihnen zufügte!«

»Sind Sie bereit, mein Herr,« sagte ich, tief ergriffen, »Alles, was Sie so eben mir offenbarten, zu bestätigen und zu unterzeichnen?«

»Ich bin bereit, es vor Gott und Menschen zu bezeugen, es mit meiner Hand zu unterschreiben und mit meinem Blute zu besiegeln!«

»Gut. Erinnern Sie sich, Herr von Vergy, der letzten Worte, welche ich Ihnen am 27. October 1763 sagte. »Beweisen Sie mir, daß Sie ein Ehrenmann sind, so werde ich der beste Ihrer Freunde

---

*) In der That erzählte er diese ganze Geschichte in einem Briefe an den Herzog von Choiseul, welcher im November 1764 im Druck erschien.

sein.« Sie haben diesen Beweis geführt, und ich halte mein Wort.«

»Damit reichte ich ihm die Hand. Dem armen jungen Manne standen Thränen in den Augen.«

»Meine Familie ruft mich nach Paris zurück,« fuhr er fort, »ich habe in London keine Existenzmittel, aber ich werde leben wie ich kann und bis zum Tage Ihres Prozesses bei Ihnen wohnen.«

»Wohlan, Sie theilen mein Brot.«

»Mehr als Brot konnte ich ihm in der That in diesem Augenblicke nicht bieten; denn ich befand mich selbst in der äußersten Noth! . . .«

Die Freude, welche der Chevalier von Eon bei diesem unerwarteten Ereignisse empfand, und das wahrhaft rührende Elend, in welchem er sich damals durch das unglaubliche Verlassen des Königs und des Grafen von Broglie befand, malen sich in folgenden Zeilen an diesen Letztern, die mit sympathetischer Tinte zwischen die Linien einer sichtbaren Schrift geschrieben waren, welche jener als Maske diente. Diese verabredete Tinte wurde sichtbar, wenn man mit einem heißen Eisen darüberfuhr.

An den Herrn Grafen von Broglie.

London 2. November 1764, Abends.

»Mein Herr!«

»Endlich ist das schreckliche Complot entdeckt. Ich kann »Ich habe die Ehre, Ihnen, für Sie allein, nun dem Herrn von Guerchy sagen, was der Prinz von eine Abschrift meines letzten Briefs an den Herrn Conti dem Marschall von Luxemburg vor der Schlacht von Herzog von Choiseul, und des Briefes des Herrn Steinkerken sagte: »Heute ist ein großer Tag für Sie, Vet- von Montmorin, Bischofs von Langres, zu schik- ter; ziehen Sie sich gut heraus, so halte ich Sie für einen ge- ken, der meine ganze Familie und mich, von Kind- wandten Mann.« Niemand ist mehr betheiligt, als Sie und heit an, kennt. Er hat die Güte, sich bei dem der Herr Marschall, alle Mittel anzuwenden, um sich gegen Herrn Dauphin sehr für mich zu interessieren, bei die Feinde Ihres Hauses zu vertheidigen. Der König kann dem er in Ansehn steht. Ich weiß, daß der Herr sich nicht mehr sträuben, die Wahrheit zu sehn; sie liegt hell am Bischof von Langres sehr an dem Herrn Marschall Tage. Ich halte Wort von meiner Seite. Ich habe den Her- Theil nimmt; Sie können also, mein Herr, meine zog von York und seine Brüder von dem schwarzen Complot Sache mit Sicherheit diesem Bischof empfehlen, gegen Sie, den Marschall von Broglie und mich unterrichtet.

der sich freuen wird, Ihre Güte für mich auf jede Weise zu unterstützen.«

»Ich habe die Ehre, mit der größesten Hochachtung zu sein,

mein Herr,

Ihr ergebenster

und gehorsamster Diener

von Eon.«

Diese melden es dem Könige, der Königinn und der Prinzessinn von Wales. Trotz seiner Dreistigkeit ist Herr von Guerchy, dessen Rückkunft man sehr ungern sah, sehr in Verlegenheit, und ich weiß, daß der König geneigt ist, dem Herrn Marschall und mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Handeln Sie nun auch Ihrerseits, mein Herr, handeln Sie und verlassen Sie mich nicht, wie Sie zu thun scheinen. Ich werde mich bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen, und Ihnen selbst wider Ihren Willen durch meinen Muth dienen .... denn Sie verlassen mich, Sie schicken mir kein Geld, während ich mich für Sie schlage. Verlassen Sie mich nicht, Herr Graf, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Schicken Sie mir eine Summe, welche zu Ihrem und meinem Kriege hinreicht, wenn Sie sich nicht unter der Last der Ungerechtigkeit begraben sehn wollen. Ich habe mehr als zwölfhundert Pfund Sterling für meinen Krieg ausgegeben, und Sie schicken mir nichts; das ist abscheulich, ich würde es nie geglaubt haben; verzeihen Sie mir diese Aeußerung! ....«

Damit war das Bekenntniß Treyssac's von

Vergy verbunden, welches der Chevalier von Eon damit schloß, daß er dem Grafen von Broglie seinen Entschluß anzeigte, den französischen Gesandten durch das Criminalgericht zu verfolgen, und ihn vor den englischen Tribunalen eines Mord- und Vergiftungsversuchs gegen seine Person anzuklagen. Indeß erklärte er, nur dann diesen äußersten Schritt thun zu wollen, wenn die Gerechtigkeit des Königs fortführe, zwischen seinem Gegner und ihm unthätig und verhüllt zu bleiben. Er ruft daher zum zweiten Male diese gleichgültige, taube Gerechtigkeit an, erbietet sich, ihre oberste Competenz anzuerkennen und sich ihrer Autorität zu unterwerfen.

Ludwig XV. achtete nicht darauf.

»Der Herr Graf von Broglie,« sagt der Chevalier von Eon, »antwortete mir, er würde dem Könige durchaus nichts vorlegen, was in meinen Briefen auf mein Zerwürfniß mit dem Grafen von Guerchy Bezug hätte, weil er wüßte, daß dieses Sr. Majestät unangenehm sein würde. Ich drang indeß auf eine entscheidende Antwort, und Herr von Broglie schrieb mir auf das Neue, daß er, wenn ich fortführe davon zu schreiben, Auszüge aus meinen Briefen machen wür-

de, um dem Könige Alles vorzuenthalten, was auf diesen Gegenstand Bezug habe.«

»Ich begriff von diesem Systeme der Neutralität und des beständigen Stillschweigens nichts, als ich bemerkte, daß die Depeschen, in welchen man mir meldete, daß man Sr. Majestät von meinen Streitigkeiten mit Herrn von Guerchy nichts mittheilen wolle, mir nie zukamen, ohne von der Hand des Königs selbst approbiert zu sein. Er wußte also wenigstens, daß man ihm diese Artikel meiner Correspondenz verbarg! Und ich kannte seine Grundsätze genug, um überzeugt zu sein, daß es nicht ohne seinen Willen geschehen konnte. Ich schloß daraus, daß der König zwar Alles wisse, aber den Schein, als wisse er etwas, vermeiden wolle. Er kannte meine Treue und Ergebenheit: ein Wort von ihm wäre mir Richtschnur des Handelns gewesen; dieses Wort sagte er nicht, und mißbilligte folglich meine Absicht nicht, wollte aber nicht den Schein haben, als hätte er sie gebilligt. Das ist die Lösung des Räthsels! rief ich. Ich folgte also meinem Gefühle, und wandte, nachdem ich die Klugheit erschöpft hatte, diesen ersten Theil der Vorschrift, welche mir Herr Tercier gegeben, den zweiten an, indem ich that, was mir mein Muth

dictierte! . . . Ludwig XV. wagte späterhin, mein Benehmen zu billigen!«

Als Guerchy die Freilassung Vergy's und das Bekenntniß erfuhr, welches er dem Chevalier von Eon abgelegt, sah er den Schlag, den ihm dies Ereigniß geben mußte, und den Vortheil, den sein Gegner daraus ziehen könnte, wenn man ihm Zeit ließe, denselben zu benutzen. Er wandte sich an die brittischen Minister, und forderte von ihnen, daß sie ihm den von seiner Regierung reclamierten Verbannten auslieferten. Diese Auslieferung war für den Gesandten eine Lebensfrage geworden; die Minister erbarmten sich der grausamen Verlegenheit des Grafen, und willigten endlich ein, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber in England bedarf eine Verhaftung stets eines plausiblen Vorwandes; die Gesetzlichkeit ist eine Schranke, welche ein Beamter in diesem Lande wohl umgehen kann, der er aber selten die Stirn zu bieten wagt. Man supponierte daher einen anonymen, an den Lord Oberrichter, der den Chevalier wegen des Libells in contumaciam verurtheilt hatte, gerichteten Brief, welcher Beleidigungen und Drohungen wegen dieser Verurtheilung enthielt, und fertigte einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus. Er entging dieses Mal noch dem gegen ihn gerichteten Ueberfalle.

Der Vorfall machte in London Aufsehn; die englischen Journale bemächtigten sich desselben, und theilten eine Menge Details und Reflexionen darüber mit, die sämmtlich zu Gunsten Eon's und gegen das Ministerium waren. Das Reden darüber währte vom 26. November bis zum 10. December 1764.

Der Chevalier von Eon publicierte dagegen zwei Briefe an Lord Mansfield und an Lord Bute, in welchem er mit Unwillen die ihm vorgeworfene Abscheulichkeit von sich abwies.

Zu gleicher Zeit wandte er sich, durch die Stimme seines Leidensgefährten und Verwandten Eon von Mouloize, an die Herzöge von York und von Cumberland, die Schwäger der Königinn.

Diese, von einer verborgenen, geschickten Hand geleitet, welche dieselben vor sich herschob, nahmen die Partie desjenigen, welchen die Pontius Pilatus des Ministeriums aufgaben, indem sie sich die Hände wuschen; und zum dritten Male auf seine Ohnmacht reduciert, befand sich der Graf von Guerchy wiederum allein dem Leuen gegenüber, den er in seiner Höhle zu überlisten glaubte, der aber nun, den Netzen entgangen, sich schrecklicher als je auf ihn zu stürzen im Begriff war.

Der erste Gebrauch, welchen der Chevalier von

Eon von seiner Freiheit machte, war, daß er sich, von seinen Zeugen begleitet, vor den königlichen Gerichtshof von England begab, und hier deponierte jeder von ihnen sein affidavit oder Anklagezeugniß.

Unmittelbar nach diesen juridischen Depositionen wurde der Graf von Guerchy angewiesen, in der nächsten im Old Bayley gehaltenen Sitzung der Groß-Geschwornen von London zu erscheinen, um sich von dem doppelten Verdachte des Mordversuchs und der Vergiftung zu reinigen.

Die Sache wurde dem Gesetz gemäß instruiert, und am 1. März 1765 sprachen die Geschwornen von London, welche eine Art Criminalgericht erster Instanz bildeten, nach Untersuchung der Sache und Abhörung der Zeugen, das Indictment oder Urtheil aus, den Gesandten in Anklagezustand zu versetzen.

Indictment oder Anklage.

Zu Ostern des fünften Jahres der Regierung unsers souverainen Herrn Georg III., Königs von Großbritannien ꝛc., 1765.

»London. — Die hier gegenwärtigen Geschwornen thun auf ihren Glaubenseid zu wissen, daß Claude Louis François Régnier, Graf von Guerchy, in obengenanntem London, da er eine Person von

grausamem Gemüthe und Neigungen ist, keine Gottesfurcht vor Augen hat, sondern durch Lockungen des Teufels verblendet und verführt ist, und die schwärzeste Bosheit gegen Charles Geneviève Louis Auguste André Timothée d'Eon von Beaumont ersonnen hat, und ohne die Gesetze dieses Königreichs zu respectieren, daß also besagter von Guerchy am 31. Tage des October 1763, im vierten Jahre der Regierung unsers souverainen Herrn Georg III., von Gottes Gnaden ꝛc., in obgedachter Stadt London, in der Parochie der heiligen Mary-the-Bow, boshaft, ungesetzlich und schändlich den Pierre Henry Treyssac von Vergy zu überreden gesucht hat, besagten ꝛc. d'Eon von Beaumont meuchlerisch zu ermorden ꝛc. . . . . «

»Ich bescheinige hier, daß Obiges eine ächte Copie und von mir in den Originalregistern des Büreau der Krone am 18. Tage des September 1767 verificiert ist.«

»Zeugen. Pierre Henry Treyssac von Vergy; Jacques Dupré, Richard Kirwan, Jacques Braillard, haben den Eid geleistet.«

»Die Bill ist als ächt befunden.«

»Unterzeichnet: Robert Mason, Clerc des Francis Barlow, Esqu., Commis der Register der Krone, welche den Hof Sr. Majestät, der in

King's-Bench seinen Sitz hat, oder die Bank des Königs in Westminster betreffen.«

So erklärten also zwölf Männer, welche das ernste Amt eines Richters bekleideten, daß vor ihrer Vernunft und ihrem Gewissen gegen den Grafen von Guerchy der Verdacht eines Mordanschlags vorliege, der stark und bewiesen genug sei, um ihn vor das Tribunal zu führen! . . . . .

Der Chevalier von Eon hatte die Verurtheilung wegen einer Schmähschrift durch eine Verurtheilung wegen Meuchelmords vergolten. Das war mehr als eine Ausgleichung!

Auffallend war die Wirkung, welche diese Sentenz auf das Publicum machte. Und der Eindruck wurde noch stärker durch zwei unverzeihliche Fehler, welche Guerchy und die Seinigen bald darauf in ihrer Verwirrung begingen. Jener Chazal, welcher von dem Chevalier von Eon als derjenige bezeichnet war, der ihm den vergifteten Wein serviert habe, entfloh plötzlich aus London, ohne selbst seine junge Frau zu erwarten, mit welcher er eben erst verheirathet war, und ließ sich in England nicht wieder sehen! Und statt die Brust dieser gegen ihn erhobenen schrecklichen Anklage darzubieten, oder sich in die Falten seines Gesandtenmantels zu hüllen, der durch die alien-bill und das Völkerrecht unver-

letzlich war, verlangte er die Interceſſion Georg's III. und reclamierte von ſeinen Miniſtern das Octroi eines noli porsequi oder Verbot einer Verfolgung. Durch dieſes unkluge Benehmen gab der Geſandte zugleich ſeine Privilegien und ſeine Vertheidigung auf.

Dem engliſchen Miniſterium lag nichts daran, dem Geſandten von Frankreich eine Entehrung zuzufügen, und fertigte ſogleich eine Ordonnanz, genannt acertiorari, aus, welche die Sache des Grafen von Guerchy in ſeinen Bereich zog und ihn der Jurisdiction der Geſchwornen des Old-Bayley enthob. Durch dieſe Ordonnanz oder writ ſetzte der König ſich an die Stelle der Klagenden, und wurde Ankläger und Richter des Vorgeladenen.

Mit dem Nationalgefühl begabt, welches ſeinem Gegner fehlte, nahm der Chevalier Anſtand, denſelben ſchimpflichen Weg einzuſchlagen, auf welchen jener ſich geflüchtet. »Ich erklärte,« ſagt er, »erſt dann erſcheinen und mich vertheidigen zu wollen, wenn der Angeklagte einen Advocaten zugezogen und den fremden Souverain, vor welchen er mich rief, als ſeinen Richter anerkannt habe. Und der Graf von Guerchy, der Geſandte des Königs von Frankreich, glaubte, ohne ſich zu entehren, die-

sen Entschluß fassen zu können! Sein Advocat und der meinige wurden also gehört, indem der meinige sich zuletzt einstellte; aber, schämten die Richter sich an der Stelle des Angeklagten, war es Unwille des Königs von England selbst, oder intervenierten die Minister von Versailles, um ihren Complicen von dem entehrenden Wege zurückzuholen, welchen er eingeschlagen . . . die ganze Sache blieb ruhen, wenigstens habe ich nie wieder etwas davon gehört! . . . . .«

Der Graf von Guerchy konnte sich auf seinem Posten nicht mehr behaupten. Die öffentliche Stimme rief es ihm zu und sein eignes Gefühl mochte es ihm sagen; er bat um seine Zurückberufung! Seine Freunde bewilligten seinen Wunsch mit einer Eile, die ihm kränkend sein mußte. Indeß ließ ihr Mitleid ihm Zeit genug, daß sein Rückzug nicht einer übereilten Flucht glich. Man verlängerte die Schmach, um sie vor den Augen zu vermindern. Als diese Frist aber verflossen war, sah der Gesandte die Stunde seines diplomatischen Todes erscheinen. Noch lebend in das kalte Leichentuch der Ungnade gewickelt, wurde sein Leichnam endlich aus London und von der Gesandtschaft entfernt, bei welcher er Ruhe, Ehre und Vermögen verloren hatte, — sein Vermögen, das er bei einem

Einkommen von viermalhunderttausend Livres durch Geiz zu vermehren gedachte, das aber nun eben so mager geworden war, als er selbst. Denn da der Graf durch die Epigramme und Feindseligkeiten des Chevalier von Eon in den Ruf einer unglaublichen Knickerei gekommen war, so mußte er unmenschliche Ausgaben machen, um diesen Schmutzfleck von seinem Wappen abzuwaschen. Beinahe die Hälfte seines Vermögens ging darauf. Der arme Graf war aus Verzweiflung verschwenderisch geworden und hatte sich fast ruiniert, um zu beweisen, daß er freigebig sei. Ein Elender kann in seinem Leben einen dieser Anfälle toller Freigebigkeit haben; aber es ist das unsinnige Rasen der Rosinante, welche, wie die Geschichte erzählt, nur ein einziges Mal in ihrem Leben galoppierte; und fällt das athemlose Thier am Ende des Laufs nicht todt zu Boden, so kann man mindestens gewiß sein, daß es nicht von Neuem anfangen werde.

Diesen Schwur that im Herzen denn auch der Graf von Guerchy, als er das dreifache Mißgeschick betrachtete, welches seine diplomatische Laufbahn bezeichnete. Glücklich abgereist, kehrte er in Verzweiflung, kehrte er arm zurück; geehrt, brachte er den Schandfleck eines Criminalurtheils mit, den er nie wieder abwaschen konnte! Das war

es, was der Landedelmann, als er seine Vicomté Fontenay-le-Marmion mit dem englischen Gesandtschaftshôtel vertauschte, durch seine Erhöhung und im Dienste seiner Freunde, der Minister, gewonnen hatte! Es war so ziemlich gleich mit dem, was der Chevalier von Eon im Dienste des Königs gewonnen hatte. Und statt ihren Haß und Zorn gegen diejenigen zu wenden, deren blinde Werkzeuge sie gewesen waren, verklagten und verabscheuten sie einer den andern; sie beleidigten sich, ohne an ihre Henker zu denken! . . . . Dieser unsinnige Kampf überlebte selbst ihre Trennung. Der Graf von Guerchy zeigte zuerst, daß die Entfernung die glühende Animosität nicht vermindert hatte, die in seinem Innern brannte; und statt sie zu verlöschen, hatte der Hauch des Unglücks die Flamme zu nur noch hellerer Gluth angeblasen. Da er seinen Feind nicht mehr zur Hand hatte, suchte er ihn in seinen Angehörigen zu verwunden, und in Ermangelung des ganzen Körpers, die Glieder zu martern.

Die Mutter des Chevalier von Eon, welche allein und ohne Stütze in der kleinen Stadt Tonnerre geblieben war, wurde nun mit erbärmlichen Tracasserieen und unwürdigen Verfolgungen gequält. Die Abgaben dieser armen, stillen, fast achtzigjährigen Frau, wurden ohne Maaß erhöht; ei-

nige kleine Lehne, deren ihr Haus seit den fernsten Zeiten genossen, wurden ihr plötzlich entrissen; der Fiscus plünderte unmenschlich ihr Alter und stürzte sie in Elend, ohne Mitleid bei ihren Thränen, ohne Achtung vor ihren weißen Haare. Man wollte den Sohn treffen, indem man die Mutter schlug, und erreichte seinen Zweck. »Ihr Elenden! oh, ihr Elenden!« rief der Chevalier von Eon, als er diese abscheulichen Grausamkeiten vernahm. Und da er kein anderes Züchtigungsmittel hatte, als ein moralisches, das der Entehrung, so bewaffnete er sich mit der Geißel einer unerbittlichen Publicität, und peitschte den Quäler seiner Mutter von allen Seiten. Sein Gegner hatte England verlassen, um den Tribunalen Englands zu entgehn; er aber führte ihn vor den Richterstuhl der Welt, und legte ganz Europa die Debatten vor, welche jener durch seine Flucht erstickt und unter den Hallen von Old-Bayley begraben glaubte. Der Graf von Guerchy konnte die Marter dieser unzählbaren Assisen nicht ertragen, und wie bereits der Gesandte unterlegen hatte, so unterlag jetzt auch der Mensch der unsäglichen Marter dieses Halseisens, dessen letzter Kettenring mit der Epistel seines Feindes, dem letzten Cartel, welches einen Lebenden suchte, aber nur noch einen Leichnam fand, auf sein Grab genagelt war.

Der Graf von Guerchy ſtarb im September des Jahrs 1767, und ſein Tod brach den doppelten Prozeß ab, der von ihm und gegen ihn geführt wurde.

So ſchloß ſich dieſer mörderiſche Kampf, der nur mit dem Tode des Einen der beiden Kämpfenden endigen konnte! . . .

Auf den Brief des Chevalier von Eon, eine Herausforderung, welche am Sarge des Grafen verhallte, antwortete der noch junge und ſchwache Sohn des Letztern, indem er den an der Mauer, zu deren Füßen der Graf lag, aufgehangenen Degen ſeines Vaters zu heben verſuchte. Da das Kind die Waffe indeß für ſeinen jungen Arm ohne Zweifel zu ſchwer fand, ſo ſtellte es ſie mit Ergebung und Schmerz wieder an ſeine Stelle; dann hörte man es mit niedergeſchlagenen Augen, knieend und ſeine Thränen trocknend ſagen: »Später, mein Vater, ſpäter werde ich Dich rächen! . . . . «

Drittes Capitel.

Ludwig XV. zeigt endlich seine Denkungsart. — Eigenhändiger Brief des Königs. — Glänzende Anerbieten des Hofes von England. — Der Chevalier schlägt sie aus. — Der berüchtigte Aufrührer Wilkes. — Das Innere des Hofes von St. James. — Der Graf von Guines wird von seinem Secretair bestohlen. — Geschichte von Mylord und Milady Crewen. — List und heroische Aufopferung des Grafen von Guines. — Der Lord, seine Frau und seine Maitresse. — Der neue Decius. — Die Büßende und die sieben Psalmen des Königs David. — Brief des Grafen von Guines. — Der Gemahl wird angeklagt und überführt, die Frau gerechtfertigt. — Ritterliche Liebe.

Wir haben gesehen, mit welcher vorsichtigen Zurückhaltung Ludwig XV. es vermieden hatte, sich zwischen seinem Gesandten und dem Chevalier von Eon auszusprechen. »Aber ich kannte den Mann,« sagt dieser, »und hatte mich nicht geirrt, als ich dieses affectierte Schweigen für Billigung nahm.

Ludwig XV. hatte gern, daß man ihn errieth. Am 25. Juni 1765, also einige Wochen, nachdem ich seinen Gesandten mit Schmach überhäuft, brach Se. Majestät plötzlich das Schweigen, das er eine Zeit lang behauptet hatte, und schrieb mir, er fände für gut, daß ich meine geheime Correspondenz wieder anfinge; am 9. November schrieb er mir, er sei mit mir sehr zufrieden, und am 4. December, ich sei ein meinem Vaterlande sehr nützliches Werkzeug. Bald erhielt ich auch folgendes, ganz von seiner Hand geschriebene und unterzeichnete Certificat:

Ludwig XV. an den Chevalier von Eon.

»Zur Belohnung der Dienste, welche Herr von Eon mir sowohl in Rußland, als in meinen Armeen und bei andern Commissionen geleistet, sichere ich ihm ein Jahrgehalt von zwölftausend Livres zu, welche ich ihm pünctlich alle sechs Monate auszahlen lassen werde, wo er sich auch befinden mag, — außer in Kriegszeiten bei meinen Feinden, — und zwar so lange, bis ich es für zweckmäßig halte, ihm einen Posten zu geben, dessen Einkünfte beträchtlicher sind, als das jetzige Jahrgehalt.

»Ludwig.«

Versailles, 7. April 1766.

»Ich unterzeichneter, bevollmächtigter Minister des Königs an diesem Hofe, bezeuge hiedurch bei meiner Ehre und meinem Eide, daß obiges Versprechen von dem Könige meinem Herrn eigenhändig geschrieben und unterzeichnet ist, und daß er mir Befehl gegeben hat, es Herrn von Eon zuzustellen.

»Durand.«

London, 11. Juli 1766.

»Diese neue Pension wurde indeß nicht besser bezahlt, als die alte. Oft noch hören wir ihn seinen Beschützern zurufen: »Ich sterbe vor Hunger zwischen den beiden Pensionen, welche Sie mir gegeben haben, wie Buridan's Esel zwischen den beiden Heubunden, welche sein Mund nicht erreichen konnte.« Auch die englischen Minister trugen ihm dieselben politischen und militairischen Grade an, welche er in Frankreich besaß, wenn er sich naturalisieren und in den Dienst Englands treten wollte. Aber das Wort Vaterland übte eine Macht auf ihn aus, gegen welche Liebe und Ehrgeiz vergebens ankämpften.

Seine Correspondenz mit Ludwig XV. und dem Grafen von Broglie hatte neues Leben gewonnen. Sie war sein tägliches Brot, eine Art geistiger Nahrung, durch welche ihn seine erhabenen Cor-

respondenten in Ermangelung einer andern hinreichend erhalten glaubten. Er war ihr eigentlicher Gesandter am englischen Hofe, dessen Berichte vorzugsweise gelesen wurden. Indem er einerseits die tiefsten Geheimnisse kannte, und andrerseits in die verborgensten Mysterien von Versailles und Ludwigs XV. eingeweiht war, war er zugleich Lenker dieses Regenten und sein Vertrauter, sein Agent und sein Rath.

Seine Depeschen, welche den Titel: »Politische Briefe« trugen und mit verschiedenen Pseudonymen unterzeichnet waren, enthielten werthvolle Nachrichten. Eine Art von Revüen oder allgemeiner Uebersichten, umfaßten sie Alles: Verwaltung, Krieg, Finanzen, Ansichten, Chroniken, Gerüchte, Biographieen, Portraits. Jedes Ereigniß der Zeit hat sein Tableau in dieser Galerie, jeder Held sein Piédestal, jeder Bube seinen Galgen; aber man findet mehr Hinrichtungen, als Lob, mehr Galgen, als Statüen darin. Der englische Hof wird im Innern gezeigt, mit seinen Intriguen und Intriguants. Unter den Celebritäten, welche an diesen Epistolar-Pilory gestellt wurden, citieren wir den bekannten Wilkes, diesen großen Aufrührer, dessen Element Unruhe, und dessen Leben Aufregung war; Wilkes, das Ideal des Londoner Pöbels,

der Tribun, den man hier an die Interessen Frankreichs verkauft sieht, als ein Werkzeug des Hofes von Versailles! . . . . die Hand des Chevalier von Eon war die verborgene Feder, welche diese Maschine des Aufruhrs spielen ließ. Eine ganze Stadt hing also an dem Finger eines einzigen Menschen, eines Fremden. Man findet in den vertrauten Briefen des Chevalier von Eon an den Grafen von Broglie Phrasen, wie folgende: »Wollen Sie einen Aufruhr bei der Zusammenberufung des Parlaments, bei den nächsten Wahlen ꝛc. . . . .? Wilkes muß so viel haben, die Andern so viel.«

Der Chevalier von Eon an den Grafen von Broglie.

Abenteuer des Grafen von Guines.

I.

London, 23. April 1771.

»Herr Graf,

»Ich melde Ihnen einen seltsamen Vorfall, welcher dem französischen Gesandten begegnet ist. Der Herr Graf von Guines hatte einen Mann, Namens Tort, zum Secretair. Dieser Secretair ist entflohen, und hat eine Cassette mitgenommen, welche die Papiere seines Herrn, dessen geheime Chiffren, ja sogar Bankbillets enthielt.«

»Was das Erstaunen noch erhöht, ist, daß der Secretair mit einem Bedienten des Gesandten entfloh, der ihn bis Dover begleitete, von wo er ihn nach London zurücksandte, während er selbst sich nach Calais einschiffte. Man weiß hier nicht, was man von dieser Flucht denken soll; ob sie von dem Hofe ohne Wissen des Gesandten befohlen ist, um die Cassette nach Versailles zu bringen, oder ob der Secretair nach Holland oder einem andern Lande floh, indem er sich vielleicht von einer fremden Macht verführen ließ, oder diese Schändlichkeit aus eignem Antriebe beging. In jedem Falle ist es grausam für den armen Grafen von Guines *)!

»William Wolff.«

II.

London, 11. Mai 1773.

»Die Neuigkeit, welche gegenwärtig in London den meisten Lärm macht, ist wiederum eine Geschichte des Grafen Guines mit Milady und Mylord Crewen. Diese junge, schöne Dame, die Kö-

*) Der Secretair kam nach Paris, wo er ruhig blieb. Der Gesandte eilte, auf die Verhaftung des Diebes anzutragen. Man schien ihn nicht zu hören. Guines forderte daher laut eine Aufklärung des Räthsels, und man entschloß sich endlich, den Secretair in die Bastille zu bringen, aus der er jedoch bald wieder entlassen wurde.

niginn aller Bälle des galanten Gesandten, ist von ihrem Manne beschuldigt, ein strafbares Verhältniß mit dem Grafen von Guines gehabt zu haben.«

»In Folge dessen hat der Herr Gemahl einen großen Lärm gemacht, seine Frau in sein Schloß geführt, wo er sie, wie es heißt, auf drei Jahre eingesperrt hat, und den Gesandten, wie man im Publicum versichert, zum Duell herausgefordert, welches aber erst nach Beendigung seiner Gesandtschaft stattfinden wird.«

»Ich werde Sie davon benachrichtigen.«

»Die französischen Gesandten haben auf dieser Insel wenig Glück; doch läßt sich nicht verkennen, daß sie die Urheber aller dieser Unglücksfälle sind, welche sie betreffen. Sie glauben hier ungestraft alle die Manoeuvres treiben zu können, welche sie in Paris so leicht ausführen.«

»William Wolff.«

III.

London, 9, Juni 1773.

»Herr Graf,

»Stadt und Hof sind hier in Verwunderung, Erstaunen, Betäubung und Schrecken bis zum Zittern, und Lachen bis zu Thränen. Und was ist die Ursache aller dieser verschiedenen Empfindungen?

Ein einziger Mann, der Herr Graf von Guines. Als er die Ehre der jungen, schönen Milady Crewen von ihrem Manne auf die Gasse gezogen sah, der die Reputation seiner Frau mit Füßen trat, ohne zu bedenken, daß die Schande auf ihn zurückfiel, beschloß er aus dieser kalten, schwachköpfigen Unversöhnlichkeit Rache zu ziehen. Er hatte das Uebel verursacht, er schwur, es wieder gut zu machen, und die Gattin vor der Welt rein zu waschen, indem er die Schande, mit welcher sie bedeckt war, auf den mitleidslosen Gemahl zu werfen suchte, der durch seine Grausamkeit schuldiger war, als die Sünderinn selbst durch ihren Fehltritt.«

»Mylord Crewen, so streng gegen die Moralität seiner Frau, war nichts weniger als streng gegen seine eigne. Das ist fast mit allen Männern der Fall. Mylord Crewen also hatte öffentlich eins jener Mädchen zur Maitresse, welche mit ihrem Körper handeln und sich dem Meistbietenden hingeben. Der Graf wußte dieses, war aber von dem Mädchen nicht gekannt. Er begiebt sich in ein Kloster, d. h. in ein solches, in welchem auch sie ihr Noviziat abgehalten haben mußte; hier wählt er eine zu Fasten und Bußübungen verdammte Schwester aus, welche verurtheilt war, gewisse Klagelieder aus den Psalmen des Königs David zu singen .... Und nach-

dem er eben so viel Sorgfalt angewandt hat, um sich von ihrem Zustande der Verdammung zu überzeugen, als ein Anderer angewandt haben würde, um ihren Zustand der Gnade zu ermitteln, trotzt er, nicht minder muthig, als der Mann der schönen Ferronnière, und indem er seine Gesundheit für das Heil einer Frau opferte, wie jener sein Leben für den Sturz eines Königs, freiwillig einem Gifte, welches zum Glück nicht mehr tödtlich ist, setzt sich der Ansteckung aus, und impft sich die gefährliche Seuche ein; dann, als das Gift in sein Blut gedrungen ist und er die Rache in den Adern trägt, geht er direct zu der Maitresse des Mylord Crewen, und erkauft sich bei ihr eine Nacht für Gold . . . «

»Einige Tage später meldet ein durch einen bestochenen Bedienten überbrachtes Billet der gefangenen Gemahlinn, daß sie die gegen sie gerichtete Anklage des Ehebruchs kühn auf ihren Mann zurückwenden, und noch die Anklage einer abscheulichen Krankheit hinzufügen solle. Zu gleicher Zeit veröffentlicht der Graf von Guines, daß Mylord Crewen seine Frau eingesperrt hat, nicht um sie zu bestrafen, sondern um sie zum Schweigen zu bringen. Um dieses Gerücht zu verbreiten, und als eine Kriegslist, schrieb er an seinen Onkel, den Commandant von Guines, folgenden Brief, der hier im Voraus

mitgetheilt wurde, und völlig neue Vorschriften zum Gebrauch junger Gesandten enthält.«

Der Graf von Guines an den Commandanten von Guines in Paris.

London, 1. Juni 1773.

» . . . Ein brutaler, eifersüchtiger Mann hat seine Frau auf das Land geführt und sie dort eingesperrt. Einige Scribler haben verbreitet, ich liebte diese Dame, besäße sie, und wäre mit ihr überrascht worden, ihr Mann wollte sich mit mir schlagen und mir einen Prozeß an den Hals werfen. Davon ist keine Sylbe wahr. Es ist hier die Thatsache bekannt, daß es einen Mann giebt, welcher der schönsten, interessantesten Frau wehe gethan, und daß er sie dann der Gesellschaft entzogen hat, um sie am Klagen zu verhindern. Was mich betrifft, so habe ich keinen andern Theil daran, als den, welchen ich an abscheulicher Tyrannei nehme, bei der man mich als Vormund gebrauchte, und man findet, daß ich mich bei diesem Vorfall wie gewöhnlich benehme. Den Herrn Grafen von Guerchy hätte er vielleicht in Verlegenheit gebracht, mich aber keineswegs.«

»Adieu, lieber Onkel; melden Sie mir den Empfang dieses Briefes, und lesen Sie denselben mit Vorsicht allen Personen vor, welche

gütig gegen mich gesinnt sind. Sie werden mir Recht geben, sich für meine Lage interessieren und durch den Zustand von Milady Crewen gerührt werden.«

»Graf von Guines.«

»Die Hälfte von Versailles und Paris wird ohne Zweifel bald diesen Brief, der Jedermann mit Vorsicht vorgelesen werden soll, bekannt werden, wenn sie ihn nicht schon längst kennt.«

»Die Gefangene ihrerseits unterstützte das Manoeuvre des Geliebten vortrefflich. Sie sprach vor der versammelten Familie muthig die Anklage der Uneinigkeit gegen ihren Verfolger aus, und überlieferte ihn dem Unwillen seiner Verwandten, als einen von jener Krankheit angesteckten, welche im vierten Capitel der Candide beschrieben ist. Der Engländer kommt in Verlegenheit (er hatte seine Maitresse schon besucht, und fühlte sich angesteckt), und betheuert stammelnd seine Unschuld. Aber die Facultät wird zusammenberufen, und der Vorgeladene, durch das Corpus delicti selbst überführt, wird für der Hurerei und des Ehebruchs, suivi d'effet, schuldig erkannt und in die Kosten verurtheilt. Man sprach das Anathema über den Aussätzigen aus, die beleidigte Gattinn erhielt eine glänzende Genugthuung,

von allen Seiten wurde ihre Rechtfertigung ausgesprochen, und der arme Mann, hintergangen und seinen Kopf und sein Latein verlierend, zog als Hahnrei, geschlagen, vergiftet .... aber keineswegs zufrieden, ab.«

»Man versichert, daß Milady Crewen, kaum befreit, zum Grafen von Guines geeilt sei, und, sich in seine Arme werfend, im Namen der Ehre und Liebe die Hälfte seines heroischen Uebels verlangt habe, indem sie mit demjenigen leben und sterben wolle, der sich ihretwegen dem Tode aussetzte ... Das ist englisch, romanhaft, chevaleresk im höchsten Grade, oder ich verstehe mich nicht darauf!«

»Entschuldigen Sie, wenn meine Anekdote etwas zu frei ist, und sein Sie überzeugt, daß ich stets bin u. s. w. ....

»William Wolff.«

Wir würden an unsere Leser dieselbe Bitte um Entschuldigung richten, welche der Chevalier von Eon dem Grafen von Broglie schrieb, wenn die Publication der obigen Erzählung und einiger andern bereits mitgetheilten und noch mitzutheilenden nicht den Zweck ernsten Nutzens unter dem Schleier frivoler Neugier versteckte, und wenn die wörtliche Mittheilung dieser geheimen, jeder Zurückhaltung beraubten

Documente, die aus der Feder einer Person flossen, deren Geschlecht zu entdecken es galt, nicht vorher verheißen, und, wie wir glauben, im Anfang dieses Werks gerechtfertigt wäre *).

Wir kommen jetzt zu einem Ereigniß, welches die Culminationsperiode dieser Geschichte bildet, beginnen, nachdem wir den Chevalier von Eon als Mann betrachtet, ihn als Frau zu verfolgen, und müssen nun auch die andere Seite einer Existenz mit doppeltem Gesichte betrachten, von der wir nur die eine Seite gesehn haben.

---

*) Siehe die Vorrede.

Viertes Capitel.

Die Dubarry, Jeanne d'Arc und Pharamond. — Der Ruhm und das Mehl. — Der improvisierte Arzt. — Victorie's Pillen. — Eine Scene zwischen königlichen Gatten. — Cokrell. — Ist der Chevalier ein Weib? — Zwei Briefe. — Antwort Ludwigs XV. auf den Rath Aiguillons und der Dubarry. — Der Chevalier wird unversehens zur Frau gemacht. — Wetten auf sein Geschlecht. — Sein Zorn. — Flucht und Rückkehr. — Georg's III. Verdacht steigt. — Der Chevalier wird gezwungen, sich für ein Frauenzimmer zu erklären. — Midas und die Menschenohren. — Der Name und die Sache. — Damen mischen sich hinein. — Mylord und Milady Ferrers. — Der triumphierende Physiognomiker. — Oh, que j'allais rire!

Es war im Anfang des Jahrs 1771. Die Dubarry hatte das der Pompadour entfallene Scepter aufgerafft, und verfolgte triumphierend ihre Herrschaft, die, nach der Classification Friedrichs des Großen »Unterrock III« bildete. Woher und wie sich die neue Königinn erhoben hatte, weiß Jeder. Diese Wittwe eines so zahlreichen Personals war zu Vaucouleurs, der Hei-

math der Jeanne d'Arc, geboren! . . . . . Der Kanzler Meaupou nannte sie seine Cousine, und mußte, um sein Recht auf die Ehre dieser Verwandtschaft zu beweisen, bis auf Adam oder Noah hinabsteigen. Aber gerade darin bestand das Erhabene dieser Schmeichelei. Uebrigens sind die Höflinge die gebornen Verwandten aller Prosperitäten. Glück und Gunst sind ihre einzige Familie.

Nicht so große Schmeichler, als der Kanzler, waren die Herzöge von Choiseul und von Praslin, welche sich dem Aufgange dieses neuen Gestirns widersetzten, gestürzt, und zwar in Folge einer jener Hofrevolutionen, welche die Jahrbücher der Petits appartements und die Chroniken des Oeil de boeuf füllen. Ueber diese Emirs des Palastes triumphierend, hatte die Sultaninn vor Freude über ihren Sturz getanzt, und indem sie den elektrischen Impuls ihrer Freude zwei historisch gewordenen Orangen mittheilte, die sie in der Hand hielt, warf sie dieselben in die Höhe und fing sie wieder, wie ein Kind, welches mit dem Ball spielt, indem sie rief: »Flieg, Choiseul! flieg, Praslin! flieg, flieg! . . . «

Der Herzog von Aiguillon war zum Premier-Minister ernannt worden. Bekanntlich war er Gouverneur der Bretagne gewesen, und wurde beschuldigt, zur Zeit der Invasion der Engländer im Jahr 1758,

sich während der Schlacht in einer Mühle versteckt zu haben. Lachalotais, dieser berühmte Generalprocurator des Parlaments derselben Provinz, hatte in Bezug hierauf gesagt: »Hat unser General sich nicht mit Ruhm, so hat er sich doch mit Mehl bedeckt! . . .« Ein Scherz, der den Sturz aller Parlamente Frankreichs verursachen sollte! Lachalotais und von Aiguillon wurden die blutigen Champions des Kampfes, in welchen auf der einen Seite die Dubarry und Ludwig XV., auf der andern die Parlamente und der Herzog von Choiseul verwickelt wurden. Die letztern fielen, und erhoben sich nicht wieder.

Wir finden bei dieser Gelegenheit einen zu schönen Zug vom Chevalier von Eon, um ihn hier nicht anzuführen. Als er die Verbannung des Herzogs von Choiseul erfuhr, schrieb er diesem:

London, 6. Jan. 1771.

»Herr Herzog,

»Sie haben mich lange Zeit mit Ihrem Wohlwollen und Ihrem Schutze beehrt, und letzterer wurde mir nur aus Nachgebung gegen den Herrn Herzog von Praslin, meinen Feind, und Ihren Verwandten und Collegen, entzogen.«

»Ich habe mich stets über Ihr Wohlwollen

gefreut, und mich nie beklagt, als Sie mich verließen.«

»Jetzt, wo die Höflinge Ihres Glückes Sie verleugnen und sich von dem in Ungnade Gefallenen entfernen werden, nähere ich mich wieder, und lege Ihnen die Huldigung meiner Ergebenheit und Dankbarkeit, die nur mit meinem Leben endigen werden, zu Füßen.

Nehmen Sie dieselbe gütig an, und sein Sie überzeugt, daß ich mich stets nennen werde u. s. w.

»Chevalier von Eon.«

Es liegt etwas Großes und Edles in den Worten des Mannes, der nur ein Höfling des Unglücks ist, der vergißt, wo so viele Feinde anfangen sich zu erinnern, und sich erinnert, wo so viele Freunde zu vergessen beginnen!

Diese verschiedenen Vorfälle, welche der politischen Welt jener Zeit einen auffallenden Stoß gaben, waren also noch neu, als »eines Abends im Januar dieses Jahrs,« sagt der Chevalier von Eon, »mir durch einen Boten aus dem Palais von St. James ein Billet in meine Wohnung in London gebracht wurde. Dieses Billet war von Cokrell, dem Hof-Ceremonienmeister. Er benachrichtigte mich, daß ich mich noch an demselben Abende, nach eilf Uhr, in

St. James an einem Orte einzufinden hätte, wo wir uns zu treffen pflegten, weil man mir etwas zu sagen habe. Ich wußte nicht, was dieses man bedeutete, stellte mich aber pünktlich ein. Um diese Zeit war der älteste Sohn der Königinn, der junge achtjährige Prinz von Wales, krank, und obgleich seine Unpäßlichkeit nur von kurzer Dauer gewesen war, hatte sich an diesem Tage doch eine so heftige Krisis eingestellt, daß seine Mutter ernstlich für sein Leben fürchtete. Sophie Charlotte wollte die Nacht bei ihrem Kinde zubringen, und hatte, da durch eine frühere Cur meine medicinischen Kenntnisse zu einem gewissen Renommé gelangt wären, den Gedanken gefaßt, mich zu sich zu rufen. Der Grund davon war, daß ihr in der vorigen Nacht geträumt hatte, ihr Sohn würde sterben, und nur meine Gegenwart könne ihn retten. Sophie Charlotte war, wie fast alle deutsche Frauen, stets etwas abergläubig. Ich wurde also durch Cokrell eingeführt, der sich sogleich zurückzog. Ich fand die arme Mutter knieend und betend vor dem Lager des Prinzen, in Thränen aufgelöst . . . Plötzlich trat Cokrell, der als Schildwache in der Galerie gewesen war, wieder ein, und rief uns zu, die Thür in den Zimmern des Königs habe sich geöffnet, Georg III. sei herausgekommen und gehe auf das Zimmer zu, in welchem wir uns

befanden. Die Königinn betete fortwährend, und hörte nichts, aber meine und Cokrells Verwirrung läßt sich nicht beschreiben.«

»Die Thür öffnet sich; als Georg III. uns drei, oder vielmehr als er mich sieht, fährt er erstaunt zurück, und wirft einen schrecklichen Blick auf die Königinn und Cokrell. Sein Gesicht war blaß wie der Tod geworden, aber sein Auge sprühte Feuer.«

»Durch welchen Zufall? . . . « fragte er, aber seine Stimme wurde von der Aufregung unterbrochen. »Was machen Sie hier?« sagte er endlich.

»Sire,« antwortete ich ohne Zögern, »ich bin als Arzt hier. Ew. Majestät kennt mich noch nicht in diesem neuen Stande; aber da mein Hof mir den meinigen genommen hat, mußte ich zu einem andern greifen.«

»Nun erklärte ich ihm mit unerschütterlicher Ruhe, die Königinn habe gewußt, daß ich Madame Victoire von Frankreich durch ein, einem meiner Bekannten gehöriges Mittel geheilt hätte *), und habe mir die Ehre erzeigt, mich zu sich rufen zu lassen, und mich um dieses Mittel zu bitten.

»Aber warum so spät? warum dieses Geheimniß?«

*) Daß sich dieses wirklich so verhielt, sieht man aus den dem Grafen von Guerchy gesandten Rechnungen, wo oft Posten für Pillen für Madame Victoire aufgeführt sind.

»Ihre Majestät,« antwortete ich lachend, »hat mich ohne Zweifel für eine Art Contrebande angesehn, und wahrscheinlich gewünscht, mich der Douane der Hofärzte zu entziehen.«

»Wenn dem so ist, woher diese Bestürzung, Madame?«

»Wie ich bereits die Ehre hatte, Ihrer Majestät zu sagen: es ist für das Leben des jungen Prinzen durchaus keine Gefahr zu fürchten. Ihre Majestät thut Unrecht, sich deshalb zu beunruhigen.«

»Es ist gut, mein Herr,« unterbrach mich Georg III. mit einem bittern Lächeln, »ich halte Sie für einen noch bessern Diplomaten, als guten Arzt. Aber es ist beinahe zwei Uhr, und Madame hat Ihre Güte gemißbraucht. Herr Cokrell, lassen Sie den Herrn auf demselben Wege zurückkehren, auf welchem Sie ihn hergeführt haben.«

»Ich grüßte, ohne die Contenance zu verlieren, ging, und warf einen raschen Blick auf Sophie Charlotte: sie war erstaunt; frei von jedem Gedanken an eine Schuld, war sie nur für das Leben ihres Sohnes besorgt gewesen.«

»Gehn Sie zur Königinn zurück,« sagte ich zu Cokrell, indem ich mich aus dem Palast entfernte, »und verlassen Sie dieselbe nicht, bis sie es befiehlt.« Er versprach es.

»Doch bevor ich den Verlauf erzähle, muß ich bemerken, daß sich während meines Aufenthalts in England schon hie und da das Gerücht verbreitet hatte, ich sei weiblichen Geschlechts. Die natürliche Kälte meines Temperaments und eine gewisse lächerliche Keuschheit waren die erste Ursache der Spöttereien, und in Folge deren des über meine Natur verbreiteten Verdachts. Meine Freunde sagten, oben sei ich ein Dragoner, unten ein Frauenzimmer. Meine Reisen nach Rußland in Frauenkleidern waren die Quelle von tausend Gerüchten, welche anfangs nur aus Witzen bestanden, späterhin aber Ernst wurden. Seit ich mit dem Grafen von Guerchy zerfallen war, wollte dieser mich lächerlich machen — ein Mittel, welches in Frankreich stets verwundet — und hatte überall versichert, ich sei nicht nur eine Frau, sondern Mann und Frau. Der Gesandte war also sehr freigebig gegen mich. Freilich kostete es ihn nichts, als etwas Bosheit. Um diese Zeit hatte der Herzog von Praslin, der durch seine ministerielle Stellung um einige meiner diplomatischen Verkleidungen wußte, eine geheime Nachfrage gethan, und seine Folgerungen legten mir nur ein Geschlecht, das weibliche, bei. Aber nicht genug, auch eine dritte Person, die berüchtigte Fürstinn von Askoff, welche um diese Zeit von Rußland nach

England gekommen war, hatte mich am Hofe Elisabeth's nach einander als Vorleserinn und als Secretair gesehn, und erklärte, daß ich, ihrer Ueberzeugung nach, ein Frauenzimmer sei.«

»Das waren die Hauptzeugen gegen mich. Allerdings hatte ich Gegenzeugen; besonders hatte ich einige Beweise zur Hand, die unwidersprechlich überzeugt hätten, wäre es meine Absicht gewesen, sie mitzutheilen.«

»Cokrell ging seinem Versprechen gemäß in das Zimmer zurück, in welchem er die königlichen Gatten gelassen hatte. Als er sich auf der Schwelle befand, merkte er, daß die Thür halb offen geblieben war. Georg's Stimme sprach so heftig, so zornig, daß er nicht wieder vor dem Monarchen zu erscheinen wagte. Er lehnte sich daher an die Wand, wo er alles beobachtete, was in dem Zimmer vorging, und von wo er Folgendes sah und hörte:

»Seit wie lange kennen Sie diesen Menschen?« fragte Georg III.,

»Ich sah ihn zum ersten Male im Jahr 1755 in Neu-Strelitz, wo er von Frankreich in Begleitung eines Schotten ankam. Er ging, oder vielmehr: sie ging an den Hof der Kaiserinn Elisabeth, denn damals war er ein junges Mädchen.«

»Ein junges Mädchen! Haben Sie ihn als solches gesehn?«

»Ja, ich und meine ganze Familie, denn sie verweilte einige Zeit im Schlosse.«

»Und Niemand vermuthete, daß es ein Mann sei?«

»Niemand, weder in Neu-Strelitz, noch in St. Petersburg, wo sie sechs Monate geheime Vorleserinn der Kaiserinn war.«

»Sonderbar!« murmelte der König, und schien lebhaft aufgeregt zu sein.«

»Cokrell hatte dieser ganzen Scene mit wachsender Angst zugesehn. »Ich fragte mich, erzählte er mir später, welche Hülfe ich der Königinn in dieser Noth bringen könnte, und fand nichts, als die letzten Worte der Unterredung mir plötzlich Licht gaben. Ich schlich leise in die Galerie zurück, dann hustete ich, als ich fern genug war, laut, um meine Ankunft zu melden, näherte mich muthig, und trat in das Zimmer, indem ich sagte, ich habe nicht weggehen wollen, ohne erst die Befehle Ihrer Majestäten einzuholen. Zugleich bat ich um Entschuldigung, daß ich so lange ausgeblieben sei; aber der Chevalier von Eon, fügte ich lachend hinzu, ist ein so sonderbares Wesen, sein Leben ist ein so merkwürdiges Geheimniß, daß er Sie durch seine reizenden Erzäh-

lungen eine Meile mitzieht, ohne daß Sie auf den Weg achten.«

»Und was erzählte er Ihnen denn so Interessantes?« fragte der König.

»Sire, die Details eines großen Geheimnisses, des Geheimnisses seiner ganzen Existenz.«

»Welches Geheimnisses? Können Sie es uns nicht mittheilen?«

»Es giebt nichts, was ich Eurer Majestät verschweige, indem ich nur um unverbrüchliches Stillschweigen bitte, welches mir selbst auferlegt wurde.«

»Ich verspreche es.«

»Wohlan denn, Sire! Der Chevalier von Eon ist kein Mann, sondern ein Weib! Seit langer Zeit hatte ich es gehört, aber nie daran glauben wollen. Vergebens drängte ich den Chevalier mit Fragen, er verschloß sich in undurchdringliches Schweigen. Endlich aber hat er mir in einem Augenblicke freundschaftlichen Plauderns gestanden, daß er in der That weiblichen Geschlechts sei. Ich mußte ihm schwören, dieses Geständniß geheim zu halten. Aber Eurer Majestät theile ich es mit; denn ein Engländer kann weder gegen seinen Gott, noch gegen seinen König eine Indiscretion begehen.«

»Sie haben Recht, sagte Georg, und ich danke Ihnen .... Eine sonderbare Geschichte ....

ich möchte das Nähere wissen. Erzählen Sie mir Alles, was Sie darüber hören, Cokrell. Ich will an meinen Gesandten in Versailles schreiben, daß er Ludwig XV. um Aufklärung dieses Geheimnisses bitte . . . Aber es ist spät. Adieu, Madame. Ich gehe in meine Wohnung zurück, und lasse Sie in der Ihrigen. Rufen Sie Ihre Frauen, und wachen Sie nicht länger; es möchte Ihrer Gesundheit schädlich sein . . . . «

»Er küßte die Königinn auf die Stirn, und ging.«

»Einige Tage nach dieser Unterhaltung, welche ich so wiedergebe, wie Cokrell sie mir erzählte, gingen zwei Briefe nach Versailles ab, der eine von Georg III., mit der Frage, welche über meine Zukunft entscheiden sollte.«

»So wurde ich, ohne es zu ahnen, in eine gefährliche Intrigue verwickelt, aus welcher mich diejenigen, welche mich hineingebracht, nicht wieder befreien konnten.«

»Als Ludwig XV. die beiden Briefe erhielt, gerieth er in Verlegenheit, und da er in diesem schwierigen Falle nicht im Stande war, selber einen Entschluß zu fassen, so theilte er seine Verlegenheit der Dubarry mit, und diese befragte den Herzog von Aiguillon, ihren Günstling. Nachdem die

Hauptgründe, welche in diesem geheimen Conseil über mein Loos entscheiden sollten, vielfach erwogen waren, beschloß man endlich, mich für eine Frau gelten zu lassen. Die Details wurden mir später, wo ich es erwähnen werde, von der Dubarry selbst erzählt.«

»Ludwig XV. hatte die Aufmerksamkeit, Georg III. die Forschungen mitzutheilen, welche der Herzog von Praslin wegen meines Geschlechts angestellt hatte. Damit verband er die Briefe und Depeschen, welche während meines Aufenthalts in St. Petersburg an mich adressiert oder von mir geschrieben waren, sowie einige Handbillets der Kaiserinn selbst an ihre geheime Vorleserin.«

»Die Unwissenheit, in welcher man mich gelassen hatte, hätte die Intrigue beinahe über den Haufen geworfen, und wenig fehlte, so würde ich das Gebäude gestürzt haben, welches man ohne mein Vorwissen auf meinen Schultern aufgeführt hatte . . . .«

Der Chevalier von Eon spielt mit diesen Worten auf folgende Ereignisse an.

Sobald Georg III. die Antwort Ludwigs XV. nebst den Documenten erhalten hatte, eilte er, sie seinem ganzen Hofe mitzutheilen. Nach einigen Tagen wußte es ganz London, und bald ertönte es

von allen Seiten: der Chevalier von Eon ist ein Frauenzimmer. Die Einen läugnen, die Andern bejahen es. Ich habe es gelesen, sagt dieser, und ich habe es gesehen, antwortet jener. Man geht beträchtliche Wetten ein, und das Geschlecht des Chevalier von Eon wird eine Börsenspeculation. Er ist eine wandernde Lotterie geworden.

Da er diese plötzliche Manie der Engländer nicht begreifen konnte, welche ihm schaarenweis nachfolgten, und mit den Augen seine Kleider durchdringen zu wollen schienen, so schrieb er auch diese neue Beleidigung seinen alten Feinden zu. Er sieht darin eine Verfolgung, welche ihm der Haß des Herzogs von Praslin noch aus seinem Exil her verursacht. Und da er den Scherz veraltet, verjährt fand, so fing er an ärgerlich zu werden und die Geduld zu verlieren. Folgende von ihm an den Grafen von Broglie gerichtete Briefe zeigen uns, wie unerträglich ihm die stets zunehmenden Gerüchte und die seinetwegen gemachten Wetten wurden.

An den Herrn Grafen von Broglie, geheimen Substitut des Königs *).

(In Chiffern.) London, 25. März 1771.

»Mein Herr,

»Ich kann Ihnen nie genug für die Güte, welche Sie mir stets bewiesen, und für das lebhafte Interesse danken, welches Sie an meinem seit lange beklagenswerthen Loose nahmen.«

»Seit der Ungnade des Herzogs von Praslin habe ich den Kummer, alle die außerordentlichen Berichte über die Ungewißheit meines Geschlechts, welche aus Paris, London und St. Petersburg kommen, zu hören und gedruckt zu lesen, und die in einem Lande voll Enthusiasten, wie dieses hier, so viel Anklang finden, daß man hier öffentlich bedeutende Wetten entriert hat.«

»Ich schwieg lange, da aber mein Schweigen die Sache nur noch verschlimmerte, so war ich letzten Samstag auf der Börse und in den nahegelegenen Caffé's, wo man Geschäfte aller Art abschließt; hier ließ ich mich in Stock und Uniform von dem Banquier Bird, der zuerst eins jener impertinenten

*) Diese Briefe tragen die Adresse: à Monsieur Koppfing, Banquier, rue Quincampoix, à Paris.

Wettenbüreaux eröffnet, um Verzeihung bitten. Ich forderte die ganze Versammlung, die aus mehreren tausend Personen bestand, auf, sich mit mir zu schlagen; aber jeder war höflich, und zu meinem Erstaunen stellte sich nicht ein Einziger, obgleich ich von zwölf bis zwei Uhr blieb, um ihnen Zeit zu einem Entschlusse zu geben. Endlich ließ ich ihnen öffentlich noch meine Adresse zurück, im Fall sie sich entschließen sollten.«

»So muß man mit diesen Leuten umgehn, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie erlauben sich Insolenzen jeder Art gegen die Angesehensten des Hofes, wie viel mehr also gegen mich, den sie als aus Frankreich verbannt und hier isoliert ansehn. Der Banquier Bird hat mir, trotz seiner Entschuldigungen, erklärt, daß er und seine Collegen die außerordentlichsten Wetten machen dürften, selbst auf die königliche Familie, ausgenommen nur, einer Parlamentsacte zufolge, auf das Leben des Königs, der Königinn und ihrer Kinder; und daß er autorisiert sei, eine Wette auf mein Geschlecht zu machen.«

»von Eon.«

An denselben.

(In Chiffern.) London, 16. April 1771.

»Ich bitte Sie, mein Herr, Ihrem alten Adju-

tanten nicht zu zürnen, wenn sie durch die Zeitung oder auf anderm Wege erfahren, daß ich am 7. d. M. mein Rohr auf zwei unverschämten Engländern zerschlagen habe. Alle Militairs und Ehrenmänner haben mein Benehmen gebilligt.«

»Seit dieser Expedition und der in der City wagt Niemand mehr, Wetten auf die Ungewißheit meines Geschlechts zu machen, das ich auf eine so männliche Art dem Gesicht dieser beiden Impertinenten bewiesen habe.«

An denselben.

(In Chiffern.) London, 7. Mai 1771.

»Mein Herr,

»Damit Sie durch mich nicht beunruhigt werden, habe ich die Ehre, Ihnen zu melden, daß verständige Freunde mir gerathen haben, London in der Stille auf einige Monate zu verlassen, und unter fremdem Namen in Irland zu reisen. Denn die Wetten auf mich werden immer größer.«

»Mein Verschwinden wird dem allen abhelfen und ihre Projecte vereiteln. Ich versichere auf meine Ehre, daß ich bei diesen Wetten und Assurancen nicht mit einem Sou interessiert bin.«

»Ich überlasse Alles der natürlichen Herzens-

güte des Königs, Ihnen und der Vorsehung, und bitte Gott täglich, mich von diesem Leben und diesen Boshaften zu befreien.«

»von Eon.«

An denselben.

London, 21. Juni 1771.

»Mein Herr,

»Beifolgender Auszug aus der englischen Zeitung wird Ihnen die glückliche Rückkehr des Herrn Chevalier von Eon nach seiner Wohnung in Petty France Westminster in London, vor Mitternacht, bestätigen.«

»Seine Abwesenheit hatte so viel Besorgnisse und Speculationen in dieser großen Stadt verursacht, daß seine Rückkehr sogleich bekannt gemacht wurde; denn man hat die Tollheit so weit getrieben, daß Wetten von mehr als 100,000 Pfund Sterling auf die Ungewißheit seines Geschlechts gemacht wurden.«

An denselben.

London, 5. Juli 1771.

»Ich habe nur Zeit gehabt, den Norden Englands und einen Theil Schottlands zu durchreisen. Zwei Hauptgründe haben mich verhindert, meiner Absicht zufolge nach Irland zu gehn:

1) »Weil ich nicht Geld genug hatte,

2) »Weil ich unterwegs aus den Zeitungen erfuhr, wie sehr das Publikum und meine Freunde über meine vorgebliche Entführung bestürzt waren, und alle meine Zimmer hatten versiegeln lassen. Ich kehrte daher rasch zurück. Für die Chiffern und Papiere des Königs hatte ich gesorgt, wie ich es Ihnen im Voraus schrieb, und so, daß sie nicht zu finden waren, wenn man nicht das Haus demolierte.«

»Der Public Advertiser, welchen ich Ihnen letzten Dinstag durch die Post sandte, enthält den Eid, den ich vor dem Lord Mayor ablegte, daß ich bei den Wetten weder direct noch indirect interessiert bin. Es ist nicht meine Schuld, wenn die Wettsucht eine Nationalkrankheit der Engländer ist, die sie oft so weit treibt, daß sie mehr als ihr Vermögen allein auf den Lauf eines Pferdes verwetten. Doch ich spotte aller ihrer Wetten, sie wissen es, und habe ihnen bewiesen und werde ihnen beweisen so viel sie wollen, daß ich nicht nur ein Mann, sondern auch ein Dragoner-Capitain bin. Es ist nicht meine Schuld, wenn der Hof von Rußland, namentlich die Fürstinn Askoff, während ihres hiesigen Aufenthalts, dem englischen Hofe die Versicherung gegeben hat, ich sei ein Frauenzimmer. Es ist nicht meine Schuld, wenn der Herzog von Praslin

in Frankreich geheime und fast öffentliche Nachforschungen anstellte, um dieses zu beweisen, während sein Freund Guerchy am hiesigen Hofe mich für einen Hermaphroditen ausgab! Endlich ist es nicht meine Schuld, wenn ich so bin, wie die Natur mich geschaffen hat. Uebrigens habe ich dem Könige stets treu gedient, bin im Stande es besser als je zu thun, und werde stets bereit sein, in seinem Dienste überall hinzueilen, wohin er mich senden wird.«

»von Eon.«

Die widersprechendsten Gerüchte, welche über das Geschlecht des Chevalier von Eon coursierten, waren auch nach Frankreich hinübergedrungen, wo sie ebenfalls Hof und Stadt, Publikum und Armee in Bewegung setzten.

Der Chevalier von Eon konnte, oder vielmehr durfte nicht mehr Mann sein. Das Wort eines Königs war gegen das Wort Gottes in die Schranken getreten, und jenes mußte bei Strafe der Infamie das zerstören, was dieses geschaffen hatte. Man entschloß sich also, sich direct an den Chevalier zu wenden, um ihm die neue Modification zu melden, welcher sich sein Wesen nothwendig unterziehen müsse.

Als der Chevalier den neuen Dienst vernahm, welchen man von ihm forderte, glaubte er erst, der Herzog von Aiguillon, der mit ihm darüber correspondierte, sei närrisch geworden. Aber die Gründe, auf welche sich dieser stützte, enthüllten sich seinen Augen in aller ihrer Strenge und unerbittlichen Nacktheit. Sein König und sein Vaterland: das waren die Interessen, welche seine völlige Hingebung von ihm forderten. . . . Er ließ das Papier fallen, welches er in der Hand hielt, sein Kopf sank schwer und schmerzlich auf die beklommene Brust hinab. . . . Die Stunde des letzten Opfers war gekommen.

Indeß konnte er sich nicht sogleich zu einer völligen Hingebung entschließen. Er schrieb an den Herzog von Aiguillon:

London, 18. October 1771.

»Herr Herzog,

»Da die Ruhe meines Vaterlandes und die einer erhabenen Person es fordern, so willige ich ein, für ein Frauenzimmer zu gelten, und verpflichte mich, keinem lebenden Manne den Beweis vom Gegentheil zu geben. Aber das, worin ich nicht einwilligen kann, ist, die Kleider eines mir fremden Geschlechts zu tragen, die ich in meiner

Jugend aus Gehorsam gegen meinen König allerdings einmal angelegt hatte. Jetzt diese Tracht für immer oder nur momentan anzunehmen, überstiege meine Kräfte; schon der Gedanke daran quält mich so sehr, daß nichts meinen Abscheu besiegen wird.«

»Ich werde mein Geschlecht verleugnen, werde nicht leugnen, ja im Nothfall sogar bekennen, daß ich weiblichen Geschlechts sei. Das ist Alles, was ich vermag, Alles, was man menschlicher Weise von meiner Ergebenheit fordern darf. Mehr zu verlangen, wäre Tyrannei und Grausamkeit; ich könnte mich nicht unterwerfen.«

»Ich bitte Sie, Herr Herzog, meinen Entschluß Sr. Majestät mitzutheilen, und die Hochachtung zu genehmigen ꝛc.

»der Chevalier von Eon.«

So nahm er das Wesen an, verschmähte aber die Form.

Treu der übernommenen Verpflichtung, setzte er von diesem Augenblicke an dem Ocean der Gerüchte kein Leugnen, keinen Widerstand mehr entgegen.

Nun hatten die Wettenden volles Fahrwasser, und aus den Wellen erhob sich der Chevalier von Eon und sagte mit der Stimme einer Syrene: »Ich bin ein Weib!« Viele Engländer glaubten

dieser trügerischen Stimme, indem sie vergaßen, daß die Syrenen ebenfalls Frauenzimmer den Worten, aber dem Schweife nach Fische seien.

Wenn das Bekenntniß des Chevalier von Eon von Vielen mit Freuden vernommen wurde, so bewirkte es, daß viele aufgeklärte Ueberzeugungen, die sich Lügen gestraft fanden, erstaunt darüber lachten. Eine geistreiche Dame, deren Mann sich in hohe Wetten einließ, schrieb an den Chevalier:

London, 10. September 1771.

»Lieber Freund,

»Das ist zu stark! Sie wollen also wirklich Ihren Mann ausziehn? Und glauben Sie, daß meine Tochter und ich schweigen werden, wenn wir auf einen Schlag, ich einen Freund, und sie einen Gemahl verliert? Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht, mein lieber Chevalier, und ich für mein Theil werde meine Rechte nicht so ohne weiteres aufgeben. Meine kleine Constanze ist noch Kind, und handelte es sich nur um sie, so würde ich vielleicht kein Wort sagen, weil Sie in dem Alter, wo sie heirathen kann, ohne Zweifel wieder Mann sein werden. Aber wenn ich warte, so bin ich zu nichts mehr gut. Sie hat eine Zukunft, ich

habe nur eine Gegenwart und klammere mich mit beiden Händen daran fest.«

»Dennoch will ich Sie nicht verrathen, obgleich, wenn ich reden wollte! . . . . Es ist wahr, ich müßte sagen, woher ich meine Beweise geschöpft habe, und das hieße mir selber einen Streich spielen, über den mein Mann gewiß nicht lachen würde. Die Gefahr des Mitschuldigen gewährt dem Schuldigen stets große Sicherheit. Darauf haben Sie gerechnet, nicht wahr? Ich werde also schweigen, trotz dem, daß ich gern reden möchte. Könnte ich mich wenigstens, wie der Barbier des Königs Midas, damit wegen des Geheimnisses, welches mich erstickt, trösten, daß ich der Erde sagte: »der Chevalier von Eon hat . . . . Männerohren!« Aber die Erde hat nicht mehr Geist genug, um Schilf hervorzubringen, welches redet; sie würde mein Geheimniß für sich behalten. Ich ergebe mich also darin, daß Sie den Namen verlieren, dagegen versprechen Sie mir, die Sache zu behalten. So bleibt mir doch eine Entschädigung, und wir Beide werden zufrieden sein.«

»Ich erwarte Ihre Antwort und ein förmliches Versprechen, um zu wissen, ob ich mich beruhigen kann, und ob ich schweigen oder meine Stimme

erheben soll. In dieser Hoffnung bin ich, liebes Mann-Weib, Ihre bloß weibliche Freundinn

»von Courcelles.«

Um auf das Geschlecht des Chevalier von Eon zurückzukommen, so interessierten sich meist nur verheirathete Frauen für dasselbe; doch auch junge Mädchen waren auf die Entdeckung begierig. Miß Wilkes, die junge schöne Tochter des bekannten Wilkes (der beiläufig aus einem Proscribierten, Deputierter von Westminster und Lord Mayor von London geworden war), schrieb ihm:

» Miß Wilkes grüßt den Herrn Chevalier von Eon, und sehnt sich zu erfahren, ob er wirklich eine Frau ist, wie Jedermann sagt, oder ein Mann. Der Herr Chevalier wäre sehr galant, wenn er Miß Wilkes die Wahrheit sagte, die ihn inständigst darum bittet; noch galanter aber, wenn er heute, oder morgen, oder sobald als möglich mit ihr und ihrem Vater dinieren wollte.«

Die Neugierde der jungen Mädchen ist stets ungeduldig. Wir wissen nicht, ob der Chevalier von Eon die der Miß Wilkes befriedigte.

Unter denen, welche über diese Metamorphose am meisten erstaunten, aber sich zugleich am meisten darüber freuten, war ein Mann, den wir am Hofe

Elisabeths kennen lernten, und den der Leser ohne Zweifel vergessen hat. Wir reden von dem Physiognomen und verliebten Lord Ferrers, Pair und Admiral von England, dem Typus des berüchtigten Marquis von B . . . ., wie der Chevalier von Eon der des Faublas war.

Seit jenem Vorfall in Petersburg waren einige Jahre vergangen, als der Chevalier von Eon ihn in London wiederfand; und statt ihn zu fliehen, kam der edle Lord ihm dieses Mal entgegen und reichte ihm den Arm. Mylord war durch die verdoppelten Schmeicheleien seiner Frau nunmehr völlig von der gesonderten Existenz des Bruders und der Schwester überzeugt. Er glaubte an Charles und an Lia von Beaumont. Man glaubt ja so leicht, was man gern glaubt! Dazu kam noch, daß den Chevalier die Blattern etwas entstellt hatten. Er wurde bald der Freund und Tischgenosse des Lord Ferrers, der ihn mit seiner Freundschaft gleichsam umschlang, und ihn zum Gefangenen seiner Abgötterei machte. Er führte ihn auf seine Landgüter, wo sie ganze Wochen mit Trinken und Rauchen zubrachten. Der Dragoner redete mit dem Seemann von Schlachten, und dieser mit dem Dragoner nur von seiner schönen Schwester Lia, von de-

ren Zügen seine Augen einige in dem Gesichte seines Gesellschafters wiederfanden.

Die gefühlvolle, zärtliche Milady Ferrers war nicht minder enthusiastisch für denjenigen, dem sie die schönsten Tage ihres Lebens verdankte. Der eifersüchtige Gemahl hatte den Chevalier von ihr entfernt, der vertrauende Gemahl führte ihr denselben wieder zu. Aber wenn die Zeit unerbittlich die Züge des Chevalier von Eon entstellt hatte, so hatte sie nicht mehr die arme Milady verschont. Die Veränderung war bei ihr von Innen nach Außen geschehn. Der Gedanke, dieser nagende Wurm in den schönsten Früchten, hatte ihren Körper zerstört.

Auch der Chevalier fand diese Pflanze verdorrt, welche nur einen Sommer, ohne Frühling und Herbst, gehabt hatte. Aber in der Mitte zwischen Gatten und Gattinn, liebte er diese, wie er von jenem geliebt wurde . . . . um das, was sie gewesen war. Alle drei lebten in dieser gegenseitigen Abgötterei, als derjenige, welcher den Mittelpunct derselben bildete, plötzlich zum größesten Erstaunen der beiden Andern metamorphosiert wurde. Mylord Ferrers glaubte fast an ein Wunder, an eine neue Auferstehung, und sein Herz schwoll von Freuden der Liebe; das Glück des Mannes wurde noch durch den befriedigten Stolz des Physiognomen gestei-

gert. Er hörte, betrachtete den Chevalier von Eon, und das kühne Auge des Soldaten schien ihm blöde und verschämt wie das eines Kindes; seine kräftige Stimme war weich, sein gebräunter Teint war weißer geworden — kurz, der Dragoner hatte sich in ein Mädchen verwandelt. Es fehlte wenig, so wäre der gute Mann ihm in seiner Verblendung zu Füßen gefallen. Er hatte seine Geliebte wiedergefunden!

Wie man sieht, gewöhnte der Chevalier von Eon sich bald wieder an seine Weiberrolle; aber noch ist er nicht am Ziel; wider Willen ist er noch bestimmt, Braut und beinahe Gattinn zu werden!

Was Milady betrifft, so erwiederte sie den ekstatischen Glauben ihres Mannes nur durch ein unbemerkbares Lächeln. Ihr Unglaube war zu fest begründet, als daß der Chevalier hätte suchen sollen, ihn zu zerstören. Auch brauchte er von ihrer Seite keine Indiscretion zu fürchten. Weit mehr beunruhigte ihn ein Freund, ein heiterer Gefährte, gleich ihm Gast im Schlosse Mylord Ferrers, den er von dem Geständniß seiner Geschlechtsverwandlung zu entfernen suchte.

Die beiden folgenden Briefe dieses jovialen Engländers werden zeigen, in wiefern diese Besorgnisse gegründet waren.

»Ich weiß nicht, welcher Tag, weil ich (allein!) eine große Flasche Champagner ausgetrunken.

»Mein lieber Chevalier,

»Endlich bin ich hier und fühle mich schon gelangweilt, und doch muß ich noch fünf Wochen bleiben. Ich machte eine ziemlich schlechte Reise von Staunton *), denn ich habe es mit sehr wenig Geld verlassen, und zum Unglück taugte eine meiner Guineen nichts (ich weiß nicht, wo Teufel ich sie erhalten haben mag)! Aber in Folge dessen war ich genöthigt, den Aubergisten am Ende meiner Reise um Credit zu bitten, welches sehr unangenehm für mich war, da er mich nicht kannte.

»Ich bitte, Mylord und Milady Ferrers für alle Güte zu danken, welche sie mir erwiesen haben, und sie zu versichern, daß ich ihre Gunst zu schätzen weiß.

»Adieu, lieber Freund, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen in Staunton.«

»Praesens. Charles Henri von Horneck.«

»Futurus. Der Marquis von Argentenay.«

P. S. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Brief le-

*) Dem Landgute Mylord Ferrers.

sen können oder nicht; denn ich habe das Bischen Französisch, welches ich einst wußte, ganz vergessen.«

An denselben.

Hampton-Court, 8. Februar 1772.

»Lieber Freund,

»Was Teufel muß ich hören? daß Sie eine Frau sind, und Sie selbst sagen es! .... Ich kann es nicht glauben, es wäre zu spaßhaft.«

»Erzählen Sie mir rasch die Wahrheit, damit ich die kleine Mystification, welche Sie vielleicht machen wollen, nicht störe. Sie, eine Frau! O, wenn ich Alles erzählen wollte, was ich vom Gegentheile weiß! .... aber ich werde es nicht thun, sein Sie unbesorgt, ich werde es nicht thun; vorausgesetzt, daß ich Antwort von Ihnen erhalte. Wäre es wahr, oh! oh! wie wollte ich lachen!

»Ihr Freund, lieber Mann,

»Ch. H. von Horneck.«

Die Antwort des Chevalier von Eon haben wir nicht gefunden.

Fünftes Capitel.

Der Chevalier will eher England verlassen, ehe er Frauenkleider anlegt. — Seine Projecte. — Ludwig XV. widersetzt sich. — Tod Ludwigs XV. — Brief des Grafen Jean Dubarry nach seinem Exil. — Der Chevalier ist entschlossen, sich Allem zu unterwerfen. — Andenken an 1757 und den Ball von Versailles. — Die Nachwelt wird es nicht glauben wollen! — Erste Berührung des Chevalier mit dem Grafen von Vergennes. — Seine Papiere werden in dem Cabinet Ludwigs XV. gefunden. — Der junge Guerchy, seine Mutter und Ludwig XVI. — Wiederaufnahme der Unterhandlungen. — Auch dem Unterhändler soll sein Geschlecht ein Geheimniß bleiben. — Der Marquis von Pruneveaux. — Bedingungen des Chevalier. — Sie werden verworfen. — Zorn und Rache des Ministeriums. — Der Chevalier legt seine Papiere in Mylord Ferrers Hände.

Die theilweise Unterwerfung des Chevalier von Eon unter die Befehle seines Souverains war den Mitgliedern des kleinen Raths von Versailles nicht als hinreichend erschienen. Man dachte, das einfache Bekenntniß seiner Weiblichkeit böte den, gleicher

Weise compromittierten Interessen des Königs von Frankreich und des Königs von England nicht genug Garantieen dar. Es lag daran, daß die That, oder wenigstens der Anschein das Wort bestätigte, und daß ein sichtbares Zeichen die Wahrheit darthat. Aber der Chevalier von Eon bestand auf seiner Weigerung, entschlossen, eher England zu verlassen, ehe er sich in eine Rolle einließe, welche er für über seine Kräfte hielt.

Stanislas Poniatowski, der ehemalige Geliebte der Großfürstinn Katharina, fast zu derselben Zeit König von Polen geworden, als jene Kaiserinn von Rußland wurde, hatte eigenhändig an den Chevalier von Eon geschrieben, den er in Petersburg kennen und schätzen lernte, um ihn an seinen Hof zu ziehen.

Diese Gelegenheit benutzend, schickte der Chevalier den königlichen Brief nach Versailles, und bat um Erlaubniß, da er unter solchen Bedingungen nicht in England bleiben könne, in den Dienst des Königs von Polen treten zu dürfen. Ludwig XV. wollte es nicht, und sandte ihm sogleich durch die Hand des Grafen von Broglie folgende Antwort:

Der Graf von Broglie an den Chevalier von Eon.

Paris, 11. Mai 1772.

»Ich habe Ihre Briefe empfangen, mein Herr, und von Sr. Majestät sogleich Befehl erhalten, den Herrn Drouet an Sie abzusenden. Sie wissen, daß er unser ganzes Vertrauen besitzt, und werden durch ihn die Beweise von der Zufriedenheit des Königs erhalten.«

»Ich wundere mich nicht, daß der König Ihnen durch seinen Kämmerer Verbindliches sagen läßt *). Er kennt Sie und weiß, wie nützlich Sie ihm sein können. Aber Sie werden einsehen, daß es, zumal unter den jetzigen Umständen, keinen Ort giebt, wo Sie dem Könige von größerm Nutzen sein können, als in London.«

»Eben so giebt es keinen Ort, wo Sie gegen die Tücke Ihrer Feinde gesicherter wären, als in London. Setzen Sie also Ihre Correspondenz mit mir und Sr. Majestät fort; es ist der Wunsch des Königs, der Sie bittet, England ohne seine Ordres nicht zu verlassen. Dagegen billigt Se. Majestät

*) Der Brief war von seiner eignen Hand. (Note des Chevalier von Eon.)

die Correspondenz, die man Ihnen mit dem Könige von Polen zu unterhalten vorgeschlagen hat, da keine Gefahr dabei ist; Se. Majestät hat mir, von Ihrer Treue versichert, aufgetragen, Ihnen darin völlige Freiheit zu geben, ꝛc.

»Der Graf von Broglie.«

Unten steht von Ludwigs XV. Hand geschrieben: »Genehmigt.«

Aber nach diesem scheinbaren Siege des Chevalier von Eon brachen die Feindseligkeiten nur desto heftiger hervor.

Die Ruhe floh aus dem Pallaste Georg's III; seine Tage waren ohne Lächeln, seine Nächte ohne Schlummer. Davon ergriffen, erneuerte Ludwig XV. sein Dringen, um das einzige Mittel zu erlangen, welches er gegen das Uebel für anwendbar hielt, und der Chevalier gerieth durch die Sorglosigkeit eben derer in die größeste Noth, welche ihm den Namen rauben wollten, ohne für seinen Unterhalt zu sorgen. Er schrieb daher an den Grafen von Broglie:

London, 21. September 1773.

»Mein Herr!

»Ich bin in der größesten Noth!! . . . .«

»Nachdem ich mein ganzes Erbtheil meiner

Mutter, und meiner Amme eine Pension gegeben, muß ich auch noch meine Neffen erhalten. Sie werden bald im Stande sein, dem Könige zu dienen, und hoffentlich mit mehr Glück, als ich.«

»Dürfte ich Ihnen mein Herz eröffnen, so würde ich Ihnen sagen, daß ich England mit Vergnügen verlasse, und daß ich, wenn Se. Majestät mir nur die Versicherung gäbe, daß mir die Hälfte der mir bewilligten Pension von 12,000 Fr. ausgezahlt würde, und mir erlaubte, mich nach der Schweiz zurückzuziehen, mich sehr glücklich fühlen würde. Denn, ehrlich gesagt, ich habe nicht eher Vertrauen zu den Ministern von Versailles, als wenn Sie selbst Minister sind.

»Ein treuer Diener kann nicht zwei Herren auf einmal dienen, und ich habe lieber dem Könige, als dem Minister gedient. Uebrigens werde ich es nie bereuen, daß ich mich aufgeopfert habe, um dem Advocaten Verdruß, und Ihrem Hause Unglück zu ersparen.«

»Ich bin, ꝛc.

»William Wolff.«

»Auch den Herzog von Aiguillon und Ludwig XV. bat er, sich nach der Schweiz oder nach Tonnerre zurückziehen zu dürfen, wenn man ihm nur Frankreichs Luft einzuathmen gestatte und ihm seine Männerkleider lasse.«

Aber auch auf diese Briefe erhielt er ausweichende Antworten, und fügte sich endlich, wie in Verzweiflung, dem über ihn verhängten Schicksale. Ludwig XV. indeß sollte die Ausführung dieses Entschlusses nicht mehr sehen; denn kaum ging die Unterwerfung des Chevalier von London ab, als der Tod des Königs officiell in Versailles angezeigt wurde.

Dieses Ereigniß unterbrach die Unterhandlungen, indem es die Negozianten zerstreute; der eine (Ludwig XV.) kam als Staub in die Grabgewölbe von St. Denis; die zweite (die Dubarry) ging zur Buße in das Kloster von Pont-aux-Dames, in der Nähe von Meaux, und der dritte (der Herzog von Aiguillon) in das Exil nach seinem Schlosse Véret in Touraine.

An den königlichen Mast geschmiedet, mußte die Dubarry mit ihm, und mit ihr alle diejenigen fallen, welche durch sie gestiegen waren. Unter diesen Letztern müssen wir den berüchtigten Grafen Jean Dubarry anführen, der sich selbst und seine Verwandten als Leiter für die Maitresse hergab, auf welcher sie emporstieg. Zum Danke dafür reichte sie ihm nachher wiederum die Hand.

Was den Chevalier von Eon betrifft, so zeigt sich der Weg, welchen er nach Ludwig's XV. Tode einschlug, in folgenden Briefen von ihm an seinen Schwager und den Grafen von Broglie.

Der Chevalier von Eon an seinen Schwager O'Gorman.

London, 5. Juni 1774.

»Lieber O'Gorman,

»Ich wußte den Tod Ludwigs XV., ehe ich ihn durch Ihren Brief erfuhr. Wie Sie, hoffe auch ich, daß dieses Ereigniß eine Aenderung in meiner Lage hervorbringt, und daß der Thronfolger mir öffentlich die Gerechtigkeit angedeihen läßt, welche der gute, aber schwache Monarch mir nur insgeheim zukommen zu lassen wagte.«

»Ich weiß nicht, was geschehen wird, und ob Ludwig XVI. oder seine Minister bei den Bedingungen beharren werden, welche man bisher meiner Rückkehr nach Frankreich auferlegte. Vielleicht bleibt diese Negoziation, welche nur zwischen Ludwig XV., dem Herzoge von Aiguillon und mir stattfand, unbekannt! Ich will sehen und das Terrain recognoscieren. Deshalb werde ich, ohne die Geschlechtsfrage zu berühren, eine einfache Bitte um Rückkehr nach Frankreich absenden. Macht man mir aber neue Schwierigkeiten, so bin ich entschlossen, mich Allem zu unterwerfen, um nur mein Vaterland und meine Familie wiederzusehn! . . . . Es geschehen

im Leben oft seltsame Dinge, lieber O'Gorman, besonders in dem meinigen! . . . .«

». . . . Was wird das Ende von dem Allen sein? Ich kann es Ihnen noch nicht sagen, und warte es mit Resignation ab.«

»Umarmen Sie in meinem Namen meine gute Schwester und meine Neffen.«

»Ihr Schwager und Freund
»der Chevalier von Eon.«

An den Herrn Grafen von Broglie.

London, 7. Juli, 1774.

»Mein Herr,

».... Ich begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß es Zeit ist, nach dem schmerzlichen Verluste unsers Generaladvocaten in Versailles, der an seinem eignen Hofe weniger Macht hatte, als ein Advocat des Königs im Chatelet; der, aus einer unglaublichen Schwäche, seine ungetreuen Diener stets über die treuen geheimen Diener triumphieren ließ, und seinen erklärten Feinden stets mehr Wohlthaten erzeigte, als seinen ächten Freunden; es ist Zeit, sage ich, daß Sie den neuen, wahrheitliebenden, kräftigen König instruieren, daß Sie zwanzig Jahre lang der geheime Minister Ludwigs XV., und ich Unterminister unter seinen und Ihren Befehlen war;

daß ich seit zwölf Jahren in England mein ganzes Vermögen, mein Fortkommen und mein Glück aufgeopfert, um dem Befehle des Königs vom 3. Juni 1763 pünktlich zu gehorchen; und daß, trotz des äußern Scheins, seine Gerechtigkeitsliebe ihm nie erlaubt hat, mich zu verlassen, ja daß ich sein eigenhändiges Versprechen besitze, mich in Zukunft zu belohnen und zu rechtfertigen.«

»Was Sie betrifft, Herr Graf, so werden Sie besser als ich schildern können, durch welche Abscheulichkeiten von Seiten des Herzogs von Aiguillon Sie sich noch im Exil zu Ruffec befinden, ohne je aufgehört zu haben, bis zum Tode des verstorbenen Königs sein Freund und geheimer Minister zu sein. Die Nachwelt würde diese Facta gar nicht glauben, hätten wir nicht alles Erforderliche, um sie zu beweisen! Ich hoffe, der neue König werde uns bald der Verlegenheit entreißen, in welcher wir, Sie und ich, uns noch befinden.«

»Mit Hochachtung ꝛc.

»der Chevalier von Eon.«

Antwort des Grafen von Broglie.

Paris, 17. Juli 1774.

»Ich habe die Ehre gehabt, mein Herr, Seine

Majestät zu benachrichtigen, daß Sie die Ehre hatten, seit langer Zeit eine geheime Correspondenz mit dem verstorbenen Könige zu unterhalten, und daß Sie sich in einer seltsamen Lage befinden.«

»Se. Majestät hat mir befohlen, Ihnen aufzutragen, daß Sie bis auf neue Ordre die Folge Ihrer Berichte an mich, indem Sie sich der unter uns verabredeten Chiffre bedienen, an den Herrn Grafen von Vergennes adressieren. Unter derselben Adresse werden Sie mir auch die Antwort auf diesen Brief zukommen lassen. Ich habe Sr. Majestät im Voraus Ihren Gehorsam und den Wunsch verbürgen zu können geglaubt, ihm Beweise Ihrer vollkommensten Ergebenheit zu liefern.«

»Zweifeln Sie nicht, daß ich bei dieser, wie bei jeder Gelegenheit suchen werde, Ihnen die Gesinnungen zu beweisen, mit welchen ich bin ꝛc.

»der Graf von Broglie.«

Am Schluß des Briefes steht, von Ludwig XVI. eigenhändig geschrieben: »Genehmigt«

Auf diese Weise mit dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Communication gesetzt, war das Erste, was der Chevalier von Eon thät, zu bitten, ihm die Rückkehr nach Frankreich zu erlauben, und überging dabei, seinem Plane gemäß,

Alles, was auf seine Metamorphose Bezug hatte. Aber Ludwig's XV. Papiere waren in seinem Cabinet von Ludwig XVI. gefunden worden, der dadurch in diese Mysterien eingeweiht wurde, und die ganze Wichtigkeit der öffentlichen und Privatinteressen begriff, welche sich daran knüpften.

Der Gesandte von St. James am Hofe von Versailles completierte bald durch seine vertraulichen Mittheilungen das, was dem neuen Monarchen über diesen Punct noch unklar war, und dieser versprach, die Sache zu betreiben. Die Könige sind durch ein gemeinschaftliches Band mit einander vereinigt; dazu kamen noch Ludwigs XVI. Abscheu vor jedem Scandal und seine religiöse Superstition für die öffentliche Moral. Er beschloß daher, die begonnene Unterhandlung fortzusetzen, und streng auf ihre Ausführung zu halten. Ein Vorfall, der sich zu derselben Zeit ereignete, bestärkte Ludwig XVI. noch mehr in seinem Entschlusse.

Wir haben gesagt, daß der Graf von Guerchy einen Erben hinterlassen, und daß dieser Erbe, noch ein Kind, geschworen hatte, das Andenken seines Vaters zu rächen, sobald sein Arm stark genug sein würde. Seit dieser Epoche waren sieben Jahre vergangen. Das Kind war zum Manne geworden, und der Degen hatte aufgehört, seinem Arme zu

schwer zu sein. Als er erfuhr, daß der Feind seiner Familie sich anschickte, Frankreichs Boden wieder zu betreten, bereitete der junge Guerchy sich vor, seinen Eid zu halten. Das hieß sich zum Tode vorbereiten! denn die Klinge des Chevalier von Eon war damals die furchtbarste und gefürchtetste nicht nur in Frankreich und England, sondern in ganz Europa. Zwanzig Duelle hatten ihm diesen unbestrittenen Ruf erworben; und der berühmte St. Georges, dieser andere Heros des Degens, der später in Gegenwart eines ganzen Hofs seinen jungen Namen gegen den alten seines Rivals setzen wird, sieht seine Hand sich zum ersten Male vor derjenigen Hand beugen, welcher nichts zu widerstehen vermochte, und seine bis dahin unbefleckte Brust fünf Mal von den Angriffen eines siegreichen Schwertes zerrissen! Das mütterliche Herz der Gräfinn von Guerchy wurde schon bei dem Gedanken an die Gefahren, denen ihr Sohn sich aussetzen wollte, von Todesangst ergriffen; aber der junge Mann blieb unerschütterlich. Da warf die Mutter sich in Verzweiflung dem Könige zu Füßen, und bat ihn, wider Willen ihres Sohnes demselben das Leben zu erhalten. Sie wurde von dem Herzoge von Nivernais begleitet, und von der jungen Königinn Marie Antoinette vorgestellt, die in ihrem Herzen

bereits die prophetische Stimme der Zukunft vernehmen mochte.

Ludwig XVI. wußte in seiner stets unschlüssigen Güte nicht, welches Mittel er anwenden sollte, um die Sicherheit des jungen Guerchy mit der Freiheit des Chevalier von Eon zu vereinigen. Jeder sann daher auf Lösung dieses schwierigen Problems, als der Graf von Maurepas, derzeitiger Conferenzminister, sagte: »In der That, Sire, der Erbe einer angesehenen Familie, ein französischer Edelmann, darf, bei Strafe der Infamie, gegen kein Weib den Degen ziehn, und wenn ich nicht irre, ist der Chevalier von Eon . . . «

»Ein Weib!« fiel der König ein, indem er begierig diese Idee auffaßte.

»Wie! Sire, wäre es möglich! . . . «

»Ja, Madame, der Chevalier von Eon ist weiblichen Geschlechts, und wird nur in solchen Kleidern nach Frankreich zurückkehren, mein Wort darauf. Sie können also vollkommen ruhig sein.«

Die Gräfinn von Guerchy ging getröstet fort, und der Chevalier von Eon war unerbittlich verdammt.

Wie wir in der Folge sehen werden, erfuhr er diese Scene viel später, und erst nachdem er mit seiner Ehre und schriftlich sich verpflichtet hatte,

Weiberkleider zu tragen, und allen Streitigkeiten mit den Nachfolgern des verstorbenen Grafen von Guerchy und den Personen seiner Familie zu entsagen. Indeß war die Wirkung, welche diese Nachricht späterhin auf ihn machte, noch groß genug, daß er beinahe das Band, welches ihn fesselte, zerrissen hätte. Wie viel mehr, wenn er es früher erfahren hätte. Der Roman seines Lebens hätte dann wahrscheinlich einen ganz andern Ausgang gehabt.

Als Antwort auf seine Bitte um Erlaubniß der Rückkehr, erinnerte ihn Ludwig XVI. an das Versprechen, welches er seinem Vorgänger geleistet. Zugleich meldete er ihm die Absendung eines Unterhändlers, der diesen Contract einer ganz neuen Art mit ihm abschließen sollte. Der Chevalier leugnete sein Wort nicht, unterwarf sich seinem Schicksale, und forderte nur, daß die angekündigte Unterhandlung in der vollkommensten Unkunde über sein wirkliches Geschlecht geführt werde. Folgendes sind die merkwürdigen Gründe, womit er diese Vorsichtsmaßregel in einem Briefe an den Grafen von Vergennes, vom 18. September 1774, unterstützt.

»Wenn ich mich entschließe, Frauenzimmerkleider anzulegen, Herr Graf, so will ich in den Augen des Publikums wirklich für ein Weib gelten; derer, welche es wissen, sind zu wenige, als daß sie gegen

den Schein von Gewicht sein könnten. Dennoch ist die Menge der Individuen, welche die Wahrheit kennen, zu ausgedehnt, um sie noch zu vergrößern. Was ich zu thun entschlossen bin, ist etwas Ernstes, und nie hat ein Mensch auf Erden seinem Könige und seinem Vaterlande solch ein Opfer gebracht. Dasjenige, was für mich der Verlust einer ganzen Existenz ist, soll also für die Welt kein kindischer Scherz sein; die Welt soll nicht über einen Harlequin lachen, wenn sie einen Märtyrer beweinen müßte. Wenn ich mich einen Märtyrer nenne, Herr Graf, so ist das keine Uebertreibung. Ich sehe die physischen und moralischen Qualen vorher, welche ich mit diesem Kleide anlegen werde, will daher bedauert, aber nicht belacht werden. Kurz, man muß eine Verkleidung ehren, zu deren Annahme mich nur ihre Veredlung bewegen kann. Ich will mich dem Unglück, aber nicht dem Lächerlichen weihen. Ist das Publikum einmal überzeugt, daß ich ein verkleideter Mann bin, so werde ich für dasselbe ein Polichinelle, eine wandernde Masquerade; die Kinder werden mir nachlaufen und mit den Fingern auf mich zeigen. Daß ich mich zu diesem Spiele nicht hergeben werde, können Sie leicht denken. — Das ist mein Glaubensbekenntniß, Herr Graf; es wird die Regel meines Verhaltens sein, und ich bitte Sie, dieselbe

auch zu der Ihrigen zu machen. Eine Indiscretion, die mich dem Publikum preisgäbe, würde für mich ein Todesurtheil sein. Als erste Bedingung für jede künftige Conferenz zwischen Ihren Agenten und mir setze ich also fest, daß sie mich für ein Frauenzimmer halten, oder wenigstens ignoriren, daß ich ein Mann bin. Es ist dieses ein Punkt, den ich der Aufmerksamkeit und Güte Eurer Excellenz dringend empfehle.«

Der Marquis von Prunevaux, erster Capitain im ersten Regiment von Burgund, reiste mit Instructionen und Vollmachten vom Grafen von Vergennes nach London ab.

Der Chevalier von Eon verlangte zweierlei:

1) daß das Geld, welches der Hof von Frankreich ihm seit einundzwanzig Jahren schuldig war, ihm zurückgezahlt werde, damit er seine durch Anleihen zu hohen Zinsen, und das beständige Ausbleiben seines Gehalts während der vierzehn Jahre seiner Verbannung, beträchtlich gewordenen Schulden liquidieren könne; 2) daß er wegen der von dem Ministerium des Herzogs von Praslin, dem Grafen von Guerchy u. s. w., gegen ihn verbreiteten Verläumdungen feierlich gerechtfertigt, und in seine Aemter und politischen Titel wieder eingesetzt würde, wie mit La Chalotais geschehen sei.«

»Gleich diesem braven, tugendhaften Bürger das Opfer einer Hofcabale, fordere ich dieselbe Genugthuung. Wie ich, wurde La Chalotais der Eifersucht einer Frau und den Intriguen der Großen geopfert, steht aber jetzt wieder glänzend auf dem Posten, von welchem die Faction ihn verdrängt hatte. Aber dasselbe Unglück fordert von dem neuen Souverain auch die nämliche Gerechtigkeit!«

Ueber die ungeheuren Summen erschrocken, welche der Chevalier reclamierte (sie beliefen sich auf 256,000 Livres), weigerte sich das Cabinet von Versailles, sie zu bezahlen. Herr von Prunevaux bot ihm zur Vergütung der gehabten Verluste nicht mehr als eine Vermehrung seiner ihm von Ludwig XV. bewilligten Pension zu 12,000 Livres, von 1000 Thalern, und verwarf jede Forderung einer feierlichen Wiedereinsetzung, die zugleich die Verdammung so vieler allmächtig gebliebenen Menschen gewesen wäre. »Es kümmert mich wenig, ob sie gezwungen sind, das Haupt zu beugen; mir liegt daran, das meinige zu erheben, und mit freier Stirn in mein Vaterland zurückzukehren!«

Die Conferenz wurde abgebrochen, und der Marquis von Prunevaux kehrte zurück, ohne etwas abgeschlossen zu haben. Aergerlich über diesen uner-

warteten Stoß, gab der Hof von Versailles sich einem jener schlechten Mittel hin, welche eine edle Seele zurückschrecken, statt sie anzuziehn. Da der Hof die tiefe Armuth des Chevalier kannte, so versuchte er, den durch Hunger zu zwingen, der seinen Schmeicheleien widerstanden hatte, und hoffte, dasjenige von seinem Elende zu erlangen, was er von seiner Vernunft nicht hatte erhalten können.

In Folge desselben wurden seine schon so schlecht bezahlten Pensionen zum zweiten Male völlig unterdrückt. Man bedachte nicht, daß er Mittel in Händen habe, sich auf Kosten derjenigen Brot zu erwerben, welche ihm dasselbe so schändlich vorenthielten. Die englische Opposition hatte ihm Berge von Gold für die Papiere, welche er besaß, geboten, und machte ihm nun neue Anerbietungen; aber er verwarf sie. Ein einziger unter Allen, Mylord Ferrers, sein Freund, oder vielmehr sein Liebhaber, hatte ihm seit langer Zeit sein Vermögen, ohne Bedingung, aus bloßer Liebe zu ihm, zu Füßen gelegt. Der Chevalier sammelte seine Papiere, welche Alle von ihm forderten, und brachte sie dem Einzigen, der sie nicht forderte. »Bis jetzt,« sagte er dem hochherzigen Seemann, »habe ich Ihren Beistand ausgeschlagen; denn ich hoffte auf die Gerech-

tigkeit meines Vaterlandes. Mein Vaterland verläßt mich, und ich komme zu Ihnen mit dem einzigen Pfande, welches ich Ihnen geben kann. Es ist ein Pfand, welches ich auf Kosten meiner Ehre und meines Lebens bewahrt habe, und welches mir wenigstens mein Brot sichern sollte. Dieses Brot geben Sie mir. Ihnen also muß ich diese Papiere zustellen; sie geben Ihnen Ansprüche auf Dank. Schwören Sie mir, sie bis zu meinem Tode unberührt zu bewahren; und hat dann die französische Regierung die Schuld des Verbannten nicht bezahlt, so gehören sie Ihnen: Sie können dann damit machen, was Sie wollen. Frankreich, und nicht ich, hat sie Ihnen dann ausgeliefert.« Mylord Ferrers leistete den verlangten Eid, und empfing nun die in einem eisernen Koffer, zu welchem der Chevalier die Schlüssel behielt, verschlossenen Papiere. Die Documente jedoch, welche dem verstorbenen Könige persönlich angehörten, hatte er ausgeschlossen, weil er gegen den Todten nicht der Lebenden wegen treulos sein wollte. Er behielt die Privatbriefe und vertraulichen Instructionen Ludwigs XV., um ihm einst in jener Welt sagen zu können: »Du hast mich dem Hunger preisgegeben, aber dennoch habe ich Dir die Treue bewahrt.«

Der Chevalier von Eon meinte, dieſer entſchloſſene Schritt würde nun einen unwiderruflichen definitiven Bruch zwiſchen den Leuten von Verſailles und ihm erzeugen. Aber er ſollte ſie im Gegentheil einander mehr nähern, als alle ſeine vorige Schwäche und Nachgiebigkeit vermocht hatte.

Sechstes Capitel.

Wie das Cabinet von Versailles den Aufstand der Amerikaner ansieht. — Beaumarchais als Unterhändler. — Der Libellist Morande. — Le gazetier cuirassé. — Marquis von Villette. — Memoiren der Gräfinn Dubarry. — Der Chevalier wird beauftragt, sie zu kaufen. — Graf von Lauraguais und der König von England. — Die außerordentlichen Thiere. — Beaumarchais in der Garderobe Ludwigs XV. — Die Memoiren und der Ziegelofen. — Komödie. — Der Schlüssel des eisernen Koffers. — Geheime Note an Ludwig XVI. — Authentische Transaction, durch welche der Chevalier sich für eine Frau anerkennt, und sich verpflichtet, die weiblichen Kleider zu tragen. — Der Geleitsbrief. — Die Frau und das Ludwigskreuz. — Der Chevalier bekennt dem Grafen von Broglie sein neues Geschlecht. — Reue und Thränen.

Der Kampf Englands mit seinen empörten Colonien in Amerika, beschäftigte damals lebhaft alle Gemüther. Die Insurrection hatte sich in einen formlichen Krieg verwandelt, und der Sieg machte aus den Empörern wirkliche Helden.

Bei seinem Entstehen war die Empörung der Amerikaner in Versailles verdammt worden. Im Jahre 1775 mißbilligte man ihn nicht nur noch, sondern fürchtete ihn sogar, und traf Maßregeln dagegen, wie gegen eine moralische Pest. Allmälig aber schenkte Versailles, angezogen von dem wunderbaren Schauspiele ihres heroischen Widerstandes, den Amerikanern seine Theilnahme, und die Intervention wurde beschlossen, doch dauerten die Vorbereitungen dazu noch lange. Frankreichs Marine war in dem letzten Kriege fast ganz aufgerieben worden. Man mußte sie neu erschaffen, und zwar unter den Augen des Feindes selbst, gegen welchen man sich ihrer bedienen wollte. Wichtig war es auch, Bundesgenossen zu suchen, um der Allmacht der Engländer zur See das Gegengewicht zu halten; ja, man mußte aus den Feinden derselben eben so viel Freunde für die Amerikaner machen. Dies erforderte die höchste Vorsicht, das tiefste Geheimniß; man mußte jede Gelegenheit, jeden Vorwand einer vorzeitigen Collision mit England vermeiden, und Alles zurückhalten, was ihm über den bösen Willen, den Ludwig XV. unter dem heuchlerischen Schleier der Freundschaft versteckt hatte, die Augen öffnen konnte. Die Papiere, welche der Chevalier von Eon besaß, und die er in Lord Ferrers Hände gelegt hatte,

erregten von vorn herein die Besorgniß der französischen Regierung. Sie waren schriftliche Offenbarungen der Rache, auf welche unsere gekränkte Ehre seit 1763 sann. Es wurde nothwendig, diese Documente, deren Wichtigkeit bekannt war, und um welche sich die englische Opposition unablässig bemühte, die Lippen von Verführung überströmend und die Hände voll Gold, aus England fortzuschaffen.

Man beschloß, sich dem Chevalier zu nähern, von dem man sich unvorsichtig entfernt hatte, und ihn wo möglich zu der von dem Könige von England gewünschten Metamorphose und zur Zurückgabe der Papiere zu bestimmen.

Dazu bedurfte man eines geschickten Agenten, dessen Hand zart genug war, das gekränkte Herz des Chevalier von Eon zu heilen; eines Unterhändlers, dessen Stimme eindringlich genug war, den fremden Mächten, welche man für Englands Feinde hielt, einen geheimen Kreuzzug vorzuschlagen, und Alles so zu ordnen, daß nichts vorher verrathen würde.

Da fand man einen Mann, der sich diesen verschiedenen Missionen gewachsen fühlte, und es unternahm, sie sämmtlich auszuführen.

Dieser Mann war Beaumarchais.

Einer der Ersten hatte er sich der Sache der Amerikaner mit Liebe hingegeben. Wir haben wohl an hundert Briefe von ihm an die Minister von Versailles, zu Gunsten dieses unterdrückten Volks, in Händen. In diesen Briefen, welche fast eine vollständige Geschichte des amerikanischen Kriegs bilden, folgt er den Phasen desselben mit einem Enthusiasmus, welcher durch nichts entmuthigt wird und über jeden Sieg triumphiert. »Im Namen des Himmels! Munition, Ingenieurs!« ruft er dem Grafen von Vergennes zu. In seiner Ungeduld endlich kauft er auf eigne Kosten Waffen und Munition, die er seinen Amerikanern schickt . . . und die die Amerikaner ihm nicht wiederbezahlten, was ihn beinahe völlig ruinierte!

Aber in dem Augenblicke, von welchem wir reden, war er so weit noch nicht. Er nahm daher mit Enthusiasmus die ihm angetragene doppelte Negociation auf. Er konnte dadurch der Sache der Amerikaner einen wichtigen Dienst leisten. Es war übrigens ein merkwürdiger Zufall, daß der Chevalier durch Beaumarchais Hände metamorphosiert werden sollte. Das seltsamste, verwickeltste Geheimniß des achtzehnten Jahrhunderts sollte von dem Verfasser von Figaro's Hochzeit und des Barbier von Sevilla ausgeführt werden.

Wie aber war Beaumarchais aus einem Literaten ein Politiker, aus einem Autor für die Pariser Theater ein Acteur auf dem Theater der Welt geworden? Der Chevalier von Eon erzählt es uns scherzhaft in einem historischen Berichte, den er am 27. Mai 1776 an den Grafen von Vergennes schrieb, und der den Titel führt:

Feldzüge des Herrn Caron von Beaumarchais in England, in den Jahren 1774, 1775 und 1776,

oder

Abriß dessen, was dem besondern Benehmen des Herrn Caron von Beaumarchais, bei seiner vorgeblichen Unterhandlung zu London mit dem vorgeblichen Chevalier von Eon von Beaumont, vorherging und folgte.

1) »Es giebt im Jahr 1773, und es giebt noch in England einen abenteurenden Libellisten, Namens Théveneau von Morande, zweiter Band des Herrn Goudard, den ich bei einer andern Gelegenheit geschildert habe. Er hatte ein Journal »der gepanzerte Zeitungsschreiber« gegründet, in welchem er Pasquille druckte und auf die Verläumdung speculierte. Bevor er das Journal drucken ließ, hatte er an alle Personen (Voltaire eingeschlossen) geschrieben, gegen welche er Verläumdungen ersonnen hatte, um namhafte Summen von ihnen zu fordern,

falls sie diese Abscheulichkeiten nicht veröffentlicht sehn wollten. Der Herr Marquis von Villette, einer von denen, an welche er geschrieben hatte, antwortete ihm: »Herr Bettler, Sie fordern funfzig Louisd'or, um gewisse, auf mich bezügliche Anekdoten nicht zu publicieren; wollen Sie mir hundert geben, so werde ich Ihnen eine Menge anderer, noch interessanterer, geheimerer Anekdoten liefern, die Sie zu Ihrem Manuscripte hinzufügen können. Ich erwarte die Antwort.«

2) »Ludwig XV. und sein geheimer Minister, der Herr Graf von Broglie, beauftragen den Chevalier von Eon durch einen Brief vom 6. Juli 1773, sich zu erkundigen, ob Herr von Morande wirklich an den Memoiren über das Leben der Gräfinn Dubarry arbeite, und welche Summe man Herrn von Morande geben könne, um ihn zu bewegen, das Manuscript zu vernichten. Der Chevalier von Eon antwortet dem Grafen von Broglie Folgendes:

London, 13. und 18. Juli 1773.

»Mein Herr,

»Sie konnten sich hier an Niemand wenden, der besser im Stande wäre, die Sache, von welcher Sie reden, Ihren Wünschen gemäß zu beenden, weil

Morande aus meiner Heimath, und stolz darauf ist, mit einem Theile meiner Familie in Burgund in Verbindung gestanden zu haben. Bei seiner Ankunft in London, vor drei Jahren, war es seine erste Sorge, mir zu schreiben, er sei mein Landsmann, wünsche mich zu besuchen und sich mit mir zu verbinden. Zwei Monate hindurch schlug ich aus Gründen seine Bekanntschaft aus. Seitdem hat er so oft an meine Thüre geklopft, daß ich ihm von Zeit zu Zeit den Eintritt gestattete, um nicht einen jungen Mann vor den Kopf zu stoßen, dessen Geist keine Schranken kennt, und weder Heiliges, noch Profanes achtet. So ist der Mensch . . . hic niger est, hunc tu, Romane, caveto. Deshalb halte ich ihn auch in einer gewissen Entfernung.«

»Er hat die Tochter seiner Wirthinn geheirathet, hat zwei Kinder von ihr, und lebt sehr gut mit derselben.«

»Er hat das blutigste Libell, welches man lesen kann, gegen den Grafen von Lauragais geschrieben, mit dem er sich überwarf. Bei dieser Gelegenheit fragte der König von England (der so oft selbst in den Journalen angegriffen wird) den Grafen von Lauragais, wie er die englische Freiheit fände?« Ich kann mich nicht beklagen, Sire,« antwortete der Graf; »sie behandelt mich wie einen König!«

»Ich weiß nicht gewiß, ob Morande an der Chronique scandaleuse der Familie Dubarry arbeitet, vermuthe es aber stark. Hat er das Werk wirklich unternommen, so ist Niemand besser im Stande, als ich, wegen der Auslieferung desselben mit Morande zu unterhandeln .... Er liebt seine Frau sehr, und ich mache mich anheischig, diese zu Allem zu bringen, was ich will *). Ich könnte sogar bewirken, daß sie das Manuscript stiehlt, aber das könnte Lärm unter den Gatten machen; ich würde compromittiert sein und daraus ein noch schrecklicherer Lärm entstehen.«

»Ich denke, bietet man ihm 800 Guineen, so wird er sehr zufrieden sein. Ich weiß, daß er im Augenblicke Geld gebraucht, und werde Alles thun, um mit ihm wegen einer geringern Summe zu negozieren. Um es aber offen zu gestehn, mein Herr, so wäre es mir sehr lieb, wenn ihm das Geld von einer andern Hand als der meinigen, übergeben würde, damit man auf keine Weise denken kann, ich hätte auch nur eine einzige Guinee bei dem Handel gewonnen.«

*) Wir werden später Morande gleich Herrn von Courcelles wetten sehn, der Chevalier sei ein Frauenzimmer. Alle diejenigen, deren Gattinnen genau wußten, daß er ein Mann sei, waren fest von der entgegengesetzten Meinung überzeugt.

3) »Herr von Eon steht auf dem Punkte, diese ganze Angelegenheit vermittelst einer Summe von 800 Pfund Sterling abzuschließen, so daß Herr von Morande sich verpflichtet, 1000 Pfund Sterling an die Armen der Parochie zu zahlen, wenn er in der Folge vor einem Tribunale überführt werden kann, daß er irgend etwas gegen den verstorbenen König, seine Maitressen oder Minister hat drucken lassen.«

4) »Herr von Eon empfängt einen andern Brief vom Grafen von Broglie, vom 26. August 1773 datiert und vom Könige genehmigt, worin man ihm befiehlt, seine Unterhandlung mit Morande zu suspendieren, da der berüchtigte Graf Dubarry andere Maßregeln getroffen habe, aber das Benehmen und die Druckerei Morande's nicht aus den Augen zu lassen.«

5) »Geheime Emissaire der Polizei kommen in London an, um zu versuchen, Morande zu entführen. Dieses glückt nicht, und die bestürzten Emissaire fliehen eiligst nach Paris zurück.«

6) »Herr Caron von Beaumarchais, in dem Parlamente von Paris verurtheilt, so weit, daß man Hand an seine Person legte, um das Urtheil zu vollstrecken, flieht in die Garderobe des Königs, ein einer solchen Person würdiges Asyl.«

7) »Herr von La Borde, Kammerdiener des verstorbenen Königs, vertraut dem Herrn von Beau-

marchais in dem Dunkel der Garderobe, daß das Herz des Königs über ein abscheuliches Libell betrübt ist, welches der abscheuliche Morande in London über die Liebschaften der reizenden Dubarry schreibt.«

8) »Sogleich schwillt das romanesk-giganteske Herz des Herrn Caron an, und füllt sich mit den chimärischsten Ideen; sein Ehrgeiz steigt so hoch wie die Meereswellen, über die er schiffen soll; er faßt die Hoffnung, daß ihm der Plan glücken werde, den Liebschaften seines Herrn zu schmeicheln, seine Feinde zu demüthigen und sein Vermögen zu vergrößern. Er theilt La Borde sein Project mit, heimlich nach London zu gehn, um den verdorbenen Morande durch Geld zu bestechen: das Project wird von La Borde dem Könige Ludwig XV. mitgetheilt, der in die Garderobe geht, und den Plan zu genehmigen geruht, cacando supra nasum negociatorem.

9) »In Folge dessen kommt Herr Caron von Beaumarchais incognito in London an, von dem Grafen von Lauragais in publico escortiert.«

10) »Am Tage ihrer Ankunft kommt Herr von Morande zu Herrn von Eon, um ihm zu sagen, daß zwei französische Herren ihn am Morgen besucht hätten, die Taschen mit Gold gefüllt, um ihn zu vermögen, seine Memoiren gegen die Gräfinn Dubarry zu unterdrücken; da er aber ohne Herrn von

Eon's Vorwissen nichts abschließen wolle, weil dieser in der Angelegenheit zuerst mit ihm unterhandelt habe, so warteten diese beiden Herren in ihrer Caroſſe an der Ecke der Straße, in welcher Herr von Eon wohnte, und wünschten, bevor sie mit Morande abschlössen, mit ihm zu conferieren.«

11) »Herr von Eon fragt Morande nach den Namen dieser französischen Herren, welche in ihrer Caroſſe auf der Gasse warteten, und ob sie Briefe von in Versailles oder Paris angestellten Personen an ihn hätten. — Herr von Morande erklärt, diese Herren wollten das vollkommenste Incognito bewahren.«

12) »Darauf antwortet Herr von Eon, daß er mit den Herren nicht conferieren wolle; sie könnten Emissaire der Polizei sein, welche ihn etwas sagen ließen, was er weder gesagt, noch gedacht habe; daß die Liebschaften der Könige heiße Sachen wären; daß das Publikum sich über ihn, Eon, lustig machen würde, wenn er, nachdem er lange Zeit Gesandtschaftssecretair, dann bevollmächtigter Minister gewesen sei, mit Unbekannten in Unterhandlung träte, die Spione oder Abenteurer sein könnten; da er wisse, daß Herr Morande mit einer Frau, Kindern, Domestiken und Schulden in einem so theuren Lande, wie London, belastet sei, und da er die Gefahr seines

Metiers kenne, welches er mit dem eines Straßenräubers verglich, so könne er ihm keinen bessern Rath geben, als von dem am meisten vergoldeten Wagen, den er auf der Heerstraße fände, eine Contribution zu erpressen; daß sein, Eon's Wagen, nur 800 Pfund Sterling für sein Libell enthielte; wäre aber der Wagen der unbekannten Herren, welche auf der Gasse lauerten, mit Gold beladen, so möchte er thun, was ihm in einem fremden Lande gut schiene, vorausgesetzt, daß er nicht öffentlich gegen das Gesetz dieses Landes verstieße.«

13) »Wenige Tage nachher erfuhr Herr von Eon, daß diese beiden unbekannten Herren der unbekannte Herr Caron von Beaumarchais, und der sehr berühmte, sehr bekannte Louis François Brancas, Graf von Lauragais, wären; daß sie im Namen Ludwigs XV. einen Vertrag mit Herrn Charles Théveneau von Morande, wegen Unterdrückung seines Libells, vermittelst einer Summe von 1500 Louisd'or baar, 4000 Franken Pension auf Lebenszeit, und im Fall seines Todes 2000 Franken Pension für seine Wittwe, abgeschlossen. Herr von Eon pries die Vorsehung und Herrn von Morande wegen dieses glücklichen Zufalls, und sagte ihm scherzend, er wäre thöricht gewesen, daß er nicht auch eine lebenslängliche Pension für seine legitimen und

natürlichen Kinder, für seinen Hund und seine Katze gefordert habe.«

14) »Da die großen Unterhändler sehr in Verlegenheit waren, wie sie 6000 Exemplare des Morande'schen Libells gegen die Frau Gräfinn Dubarry vernichten sollten, und sich vor dem Feuer fürchteten, welches beinahe die Häuser von Lincoln's-Inn in Asche gelegt, als man auf dem Hofe eines Advocaten ein anderes Libell verbrannte, welches Morande gegen den Herrn Grafen von Lauragais, unter dem Namen des Grafen von Bras-Cassé, geschrieben, so kam Morande zu Herrn von Eon, um zu erfahren, wie man dieses anfinge. — Herr von Eon rieth ihm, eine Meile von London für eine Nacht einen Ziegelofen zu miethen; dies wurde ausgeführt, und verschaffte den Nachbarn, welche nichts davon wußten, ein herrliches Freudenfeuer.«

15) »Herr von Beaumarchais und der Herr Graf von Lauragais sind triumphierend von London abgereist, und wenige Tage vor dem Tode des verstorbenen Königs angekommen, womit denn ihr unschuldiger Triumph zu Ende war.«

16) »Einige Zeit nachher vertraute Herr von Morande dem Herrn von Eon an, daß er in seiner geheimen Druckerei die Memoiren des Herrn Caron von Beaumarchais, mit dessen Approbation und

prächtigen Commentaren drucke, die satyrischen Lieder am Schluß auf die ehemaligen Minister, die Präsidenten und andern Mitglieder des Parlaments, ungerechnet.«

17) »Nachher hat Herr von Morande dem Herrn von Eon diese vollständige Ausgabe der genannten Memoiren über Beaumarchais gezeigt, welche aus 2000 Bänden bestand, die theils auf Morande's Boden, theils in einem andern Hause der City versteckt waren, bis Beaumarchais seinen Prozeß im Parlamente von Aix gegen den Grafen von La Blache beendigt habe.«

18) Die genannten Beaumarchais und Morande haben ihren geheimen Triumph, durch den noch geheimeren Druck anderer Libelle gekrönt.«

19) »Ueber dieses Alles hat Herr von Eon nichts sagen mögen, weil der Tod des Königs den Rest seiner politischen Existenz vernichtet hatte, und er die Kröten im Sumpfe krabbeln lassen zu müssen glaubte.«

20) »Herr Caron von Beaumarchais ist nach seinem Meuchelmorde in dem Walde von Nürnberg, und seiner magnifiquen geheimen Negociation und seiner öffentlichen Gefangenschaft in Wien, nach London zurückgekehrt.«

20) »Herr von Morande, der nicht aufhörte, Herrn von Eon mit seinen lästigen Besuchen zu bela-

gern, brachte Letztern zu der Aeußerung, daß er neugierig sei, einen Mann, wie Beaumarchais, kennen zu lernen, weil die Memoiren, die dieser habe publicieren lassen, wegen der Kühnheit des Styls und der Gedanken ihn vermuthen ließen, daß es in Paris doch noch einen Mann gäbe.«

22) »Während dieser Reise konnte ich seine Bekanntschaft nicht machen; aber Herr von Morande führte ihn bei der dritten Reise, welche er nach London machte, zu mir, und so sahen wir uns, Beide, ohne Zweifel, von der natürlichen Neugierde zweier außerordentlichen Thiere, sich zu treffen, geführt.«

23) »Im Mai 1775 sah ich diesen Libertin, den ich, ohne Verläumdung, mit dem Namen jenes Thiers belegen könnte, welches, die Augen in der Luft und den Rüssel am Boden, in meiner Heimath die Trüffeln sucht. Nach einigen Visiten und Conferenzen kannte er einen Theil meiner politischen und physischen Lage.«

24) »Er machte mir die größesten Anerbietungen von Aemtern in Versailles, und ich nahm sie an. Gleich einem Ertrinkenden, den der verstorbene König und sein geheimer Minister aus Gründen einer sublimen Politik, so zu sagen, mitten im Strome verlassen hatten, klammerte ich mich einen Augenblick an Caron's Barke wie an ein glühendes Eisen.

Obgleich ich aber die Vorsicht gebraucht hatte, Handschuhe anzuziehn, so habe ich mir doch die Finger dabei verbrannt.«

Wie man sieht, besaß Beaumarchais das Talent, sich von dem suchen zu lassen, den er kennen zu lernen wünschte. Morande, dessen Freund er aus Schwäche oder Noth geworden war*), hatte ihm als Gehülfe gedient, während der Chevalier von Eon diese Bekanntschaft eines Mannes, der eigens um ihn von Paris nach London kam, nur dem Zufall zu verdanken glaubte. Ebenso glaubte er, die Anerbietungen, welche der gewandte Beaumarchais ihm machte, nur dessen Herzensgüte zuschreiben zu müssen.

Der Chevalier von Eon hatte die Vermittlung seines neuen Freundes angenommen, der es sich vorgenommen hatte, ihn dem Glücke, dem Ruhme, dem Vaterlande wiederzugeben, den er dankbar seinen hochherzigen Beschützer, und seinen Advocaten am Hofe von Versailles nannte. In der That reiste dieser bald unter dem Vorwande ab, diese schon im Voraus gewonnene Sache zu plaidieren; und bald kam er mit einem Triumphbeschlusse in der Hand zurück. Die französische Regierung willigte ein, den Chevalier von Eon feierlich als einen Mann anzuer-

*) Mirabeau macht ihm dieses zum Vorwurf.

kennen, der sich jederzeit um König und Vaterland verdient gemacht habe, alle seine Schulden zu bezahlen und seine Auslagen zu erstatten. Gegen dieses Versprechen, welches für ihn ein glänzender Sieg gewesen wäre, hätte er ihn nicht mit seinem Namen und seiner Mannsexistenz bezahlen müssen, lieferte der Chevalier die Schlüssel des eisernen Koffers aus, der die bei Lord Ferrers deponierten Papiere enthielt.

Als Beaumarchais diesen ersehnten Schlüssel in Händen hatte, meldete er es in Worten nach Versailles, welche von Selbstlob strotzten.

Mit dem Schlüssel des Koffers hatte der Chevalier dem Unterhändler zugleich die Note seiner Schulden, ferner das folgende Actenstück, welches bestimmt war, dem König Ludwig XVI. zu eignen Händen übergeben zu werden, überreicht.

Geheime Declaration des Chevalier von Eon für den König.

»Ich Unterzeichneter erkläre auf meine Ehre, daß ich Sr. Majestät mehrere sehr geheime und höchst wichtige Artikel anzuvertrauen habe, und daß sie von solcher Art sind, daß ich sie nur Sr. Majestät allein anvertrauen werde.«

»Ich erkläre ferner auf meine Ehre, und bei Allem, was heilig ist, daß der Herr Graf von

Guerchy mich wirklich am 28. October 1763 an seinem Tische vergiften ließ; daß er den Treyssac von Vergy und andere Personen, welche ich nennen werde, bezahlte, um mich zu ermorden, dann, um meine Person und meine Papiere zu entführen; daß ich im Stande bin, diese Facta in der größesten Evidenz zu beweisen, nicht nur im Conseil des Königs, sondern vor jedem Tribunal, welches Seine Majestät dazu zu ernennen geruht.«

London, 14. Juli 1775.

»Chevalier von Eon.«

Unten hat der Chevalier als Note hinzugefügt: »Auf das Ehrenwort des Herrn von Beaumarchais, diese Erklärung sicher in die Hände des Königs gelangen zu lassen, hatte ich ihm dieselbe anvertraut; aber Herr von Beaumarchais hat es nicht gethan, was mir eben so viel Verdruß, als Unruhe verursachte. Daher habe ich am 5. December 1775 eine sichere Gelegenheit benutzt, diese nämliche Declaration an einen französischen Herrn zu senden, der das Vertrauen des Königs besitzt und mir in seinem Briefe vom letzten 30. December, den er mir ebenfalls durch eine sichere Gelegenheit zukommen ließ, anzeigte, er wagte nicht, meine Erklärung und meinen Brief dem Könige zuzustellen, noch sich in po-

litische Angelegenheiten zu mischen, so daß ich noch in derselben Ungewißheit und Unruhe schwebe.«

Diese erste Treulosigkeit Beaumarchais', hinsichtlich des Auftrags, welchen er übernommen, war die erste Wolke, welche zwischen den Chevalier von Eon und ihn trat.

Unmittelbar nach der vierten Ankunft Beaumarchais' in London, wurde untenstehende Acte, mit dem Titel Transaction, verfaßt: ein merkwürdiger Contract zwischen der französischen Regierung und dem Chevalier von Eon, durch welchen Letzterer feierlich und definitiv seinem Namen und seiner Männlichkeit entsagte, und sich verpflichtete, weibliche Kleider zu tragen. Die aus dem Contract nicht erkennbaren Beweggründe waren selbst Beaumarchais unbekannt geblieben.

Diese Transaction war Beaumarchais' Werk, welcher darin denjenigen, den er berauben wollte, mit den Banden der Schmeichelei umgarnte.

Die Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in welchen wir viele neue Dokumente und eine Menge von denen fanden, welche wir bereits besaßen, haben uns den ersten Entwurf dieser Acte geliefert, so, wie sie von Beaumarchais dictiert, und nachher von ihm und Fräulein von Eon corrigiert wurde. Da diese Originalcopie in mehrern

Punkten von derjenigen abweicht, welche wir unter den Papieren des Chevalier gefunden haben, so werden wir in Noten die Varianten und Correctionen angeben, welche von Interesse sind.

Transaction.

»Wir Unterzeichneten, Pierre Augustin Caron von Beaumarchais, speciell mit den Befehlen des Königs von Frankreich, datiert von Versailles, 25. August 1775, dem Chevalier von Eon in London communiciert, und wovon eine von mir beglaubigte Abschrift gegenwärtiger Acte angehängt werden wird, beauftragt, einerseits;

»Und Fräulein Charles Geneviève Louise Auguste André Thimothée von Eon von Beaumont, Stallmeisters, ehemaligen Capitains der Dragoner, Ritter des königlichen und Militairordens des heiligen Ludwig, bevollmächtigten Ministers von Frankreich bei dem Könige von Großbritannien, ci-devant Doctor des bürgerlichen und kanonischen Rechts, Advocat des Pariser Parlaments, königlicher Censor für die Geschichte und schönen Wissenschaften, Envoyé in Rußland mit dem Chevalier Douglas, zur Aussöhnung der beiden Höfe, Gesandtschaftssecretair des Marquis von l'Hôpital, bevollmächtigten Ambassadeurs bei Ihrer kaiserlichen Majestät aller Reussen, und Ge-

sandtschaftssecretairs des Herzogs von Nivernais, des bevollmächtigten außerordentlichen Gesandten Frankreichs in England zum Abschluß des letzten Friedens: sind übereingekommen und haben unterschrieben wie folgt:

»Art. I. Ich, Caron von Beaumarchais, fordere im Namen des Königs, daß alle öffentlichen und geheimen Papiere, welche auf die verschiedenen Negociationen Bezug haben, die dem Chevalier von Eon in England übertragen waren, namentlich was sich auf den Frieden von 1763 bezieht, Correspondenzen, Entwürfe, Copieen, Chiffres ꝛc., gegenwärtig bei Lord Ferrers, Graf, Pair und Admiral von England in upper Seymour Street, Portmansquare, in London (einem beständigen Freunde des Chevalier während seiner Leiden und Prozesse in England) deponiert, und in einem großen eisernen Koffer verwahrt, dessen Schlüssel ich besitze, mir ausgeliefert werden, nachdem sie alle von meiner und des genannten Chevaliers Hand gezeichnet, und wovon ein Inventarium an diese Acte gefügt werden soll, um die Treue der Ablieferung der genannten Papiere zu beweisen.

»Art. II. Alle Papiere der geheimen Correspondenz zwischen dem Chevalier von Eon, dem verstorbenen Könige und den verschiedenen von Sr. Ma-

jestät zur Unterhaltung dieser Correspondenz beauftragten, in den Briefen mit den Namen des Substituts, Procureurs, bezeichneten Personen (wie die Person Sr. Majestät selbst darin mit dem Namen des Advocaten bezeichnet ist), welche geheime Correspondenz unter dem Fußboden des Schlafzimmers des genannten Chevalier verborgen war, von wo sie am 5. October d. J. in meiner alleinigen Gegenwart von ihm hervorgeholt wurde, und unter der Adresse: An den König allein in Versailles, auf jedem Carton oder Bande in Quart, versiegelt war; alle Copieen der genannten Briefe, Entwürfe, Chiffres ꝛc., welche zusammen fünf Cartons oder dicke Paquete in Quarto bilden, werden mir mit derselben Vorsicht der Bezeichnung und eines genauen Inventars abgeliefert.

»Art. III. Der Chevalier von Eon begiebt sich aller juridischen oder persönlichen Verfolgungen gegen das Andenken des verstorbenen Grafen von Guerchy, seines Gegners, gegen die Nachfolger seines Namens, die Personen seiner Familie, ꝛc., und verpflichtet sich, diese Verfolgungen nie, unter welcher Form es auch sei, wieder aufzunehmen, falls er sich nicht durch juridische oder persönliche Aufforderung eines Verwandten, Freundes oder Anhängers dieser Familie dazu gezwungen sieht, was jetzt nicht zu

fürchten ist, da die Weisheit Sr. Majestät hinreichend dafür gesorgt hat, daß diese ärgerlichen Streitigkeiten sich von keiner Seite in der Folge erneuen.

»Artikel IV. Und damit eine unübersteigliche Schranke zwischen den Parteien errichtet werde, fordere ich im Namen Sr. Majestät, daß die Verkleidung, welche bisher die Person eines Frauenzimmers unter dem Aeußern des Chevalier von Eon verbarg, völlig aufhöre. Und ohne der Charles Geneviève Louise Auguste André Thimothée von Eon von Beaumont die Verkleidung des Standes und Geschlechts zurechnen zu wollen, deren Wahl einzig ihre Verwandten *) trifft, ja, indem ich dem verständigen, rechtlichen und zurückhaltenden, obgleich männlichen und kräftigen Betragen Gerechtigkeit widerfahren lasse, welches sie unter den angenommenen Kleidern stets geführt hat, so verlange ich durchaus, daß das Räthsel Ihres Geschlechts, welches bis jetzt die Quelle von unanständigen Wetten und unpassenden Scherzen war, die sich besonders in Frankreich erneuen könnten, und welche ihr stolzer Character nicht dulden würde, was neue Streitigkeiten herbeiführen könnte, die vielleicht nur als Vorwand dienten, die alten zu bemänteln und zu erneuen, so verlange ich,

*) Ihren Vater und ihren Onkel.

wie gesagt, ausdrücklich im Namen des Königs, daß das Phantom des Chevalier von Eon völlig verschwinde, und daß eine öffentliche, genaue, unzweideutige Erklärung von dem Geschlecht der Charles Geneviève Louise Auguste André Thimothée von Eon von Beaumont vor ihrer Ankunft in Frankreich, und die Wiederaufnahme weiblicher Kleider für immer die Meinung des Publicums von ihrem Geschlecht fixieren; was dieselbe jetzt um so weniger abschlagen wird *), als sie dadurch in den Augen der beiden Geschlechter, welche durch ihr Leben, ihren Muth und ihre Talente auf gleiche Weise geehrt wurden, nur um so interessanter erscheinen wird. Unter diesen Bedingungen stelle ich ihr einen sichern Geleitsbrief auf Pergament, von dem Könige und seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten unterzeichnet, zu, der ihr gestattet, nach Frankreich zurückzukehren, und daselbst unter der speciellen, unmittelbaren Sauvegarde des Königs zu bleiben, der ihr nicht nur Schutz und Sicherheit mit seinem königlichen Worte verbürgt, sondern auch die Gnade hat, die jährliche Pension von **12,000** Livres, welche

*) Als ihr Geschlecht durch Zeugen, Ärzte, Chirurgen, Matronen und gerichtliche Acten bewiesen ist.

(Eine von dem Chevalier von Eon an den Rand geschriebene, nachher von Beaumarchais ausradierte Phrase.)

der höchstselige König ihr im Jahre 1766 verwilligte, und die ihm bis jetzt pünktlich bezahlt wurde, in eine Leibrente von derselben Summe zu verwandeln; mit der Bemerkung, daß die Fonds dazu von dem sogenannten Chevalier von Eon im Dienste des Königs vorgeschossen sind, so wie größere Summen, deren Betrag ihm durch mich zur Bezahlung seiner Schulden in England zugestellt werden wird, nebst der Expedition auf Pergament und in bester Form der genannten Rente von 12,000 Livres, datiert vom 28. December 1775.

»Und ich, Charles Geneviève Louise André Timothée von Eon von Beaumont, bis jetzt unter dem Namen des Chevalier von Eon und den genannten Eigenschaften bekannt, unterwerfe mich allen diesen im Namen des Königs mir auferlegten Bedingungen, einzig um Sr. Majestät die größtmöglichen Beweise meiner Verehrung und Submission zu geben, obgleich es mir weit angenehmer gewesen wäre, wenn Se. Majestät geruht hätte, mich von Neuem, nach meinen Bitten und meinem Ancienneté-Range, in ihren Armeen oder in der Politik anzustellen. Und da, bis auf einige Lebhaftigkeiten, die in gewisser Hinsicht durch eine legitime, natürliche Nothwehr entschuldigt wurden, Se. Ma-

jestät gnädigst anerkennt, daß ich mich als Officier stets wie ein Ehrenmann, und als politischer Agent stets wie ein fleißiger, einsichtiger und verschwiegener Unterthan benommen:

»So willige ich ein, mein Geschlecht öffentlich zu erklären, meinen Zustand außer allen Zweifel zu stellen, bis zu meinem Tode wiederum weibliche Kleidung zu tragen *), falls nicht Se. Majestät, aus Nachsicht gegen meine lange Gewohnheit, Militairkleider zu tragen, mir Männerkleider gestattet, wenn es mir unmöglich sein sollte, die Gêne der erstern auszuhalten, nachdem ich versucht habe, mich in der königlichen Abtei der Bernardinerinnen von St. Antoine-des-Champs, in Paris, oder in einem andern Jungfrauenkloster, welches ich wählen, und wohin ich mich nach meiner Ankunft in Frankreich auf einige Monate zurückziehen werde, daran zu gewöhnen.

»Ich verzichte völlig auf alle gerichtlichen und persönlichen Verfolgungen des verstorbenen Grafen von Guerchy und der Seinigen, und verspreche, sie nie zu erneuen, falls ich nicht durch einen gericht-

*) Die ich bereits bei verschiedenen, Sr. Majestät bekannten Gelegenheiten trug.
(Von Beaumarchais hinzugeschrieben.)

lichen Aufruf dazu gezwungen werde, wie oben gesagt ist.

»Ferner gebe ich mein Ehrenwort, Herrn Caron von Beaumarchais alle in meinen Händen befindlichen Papiere unter folgenden Bedingungen auszuliefern:

1. »Das Original des Briefes des verstorbenen Königs, datiert von Versailles, 1. April 1766, durch welchen mir eine Pension von 12,000 Livres zugesichert wurde ꝛc., bleibt in meinem Besitz, als eine ehrende Auszeichnung, welche Se. Majestät meiner Treue und Unschuld zu Theil werden ließ.

2. »Daß das Original der Quittung, welche Herr Dürand, bevollmächtigter Minister in England, mir am 11. Juli 1766 gegeben, daß ich die geheime Ordre des verstorbenen Königs, datiert von Versailles, 3. Juni 1763, an ihn abgeliefert, in meinen Händen bleibt.

3. »Daß Se. Majestät, aus besonderer Gnade, gleich dem verstorbenen Könige geruhen, alle sechs Monate sich zu meiner Sicherheit nach mir zu erkundigen.

4. »Daß ich das mit Gefahr meines Lebens erworbene Kreuz des heiligen Ludwig über jeder Kleidung tragen und bis an meinen Tod behalten darf.

»Und ist mir noch eine ehrfurchtsvolle Bitte

erlaubt, so wage ich zu bemerken, daß es mir zu meiner Umkleidung selbst an dem Nöthigsten gebricht, und ich ohne Geld bin, mir Wäsche, Zeug, ꝛc. zu kaufen; diese plötzliche Ausgabe ist nicht meine Schuld, sondern rührt einzig von meinem Gehorsam her.

»Und ich, Caron von Beaumarchais, stets in der oben specificierten Qualität, lasse dem genannten Fräulein von Beaumont das Original jenes erwähnten Briefes vom 1. April 1766, indem ich ihr die Pension von 12,000 Livres bewillige.

»Ferner lasse ich ihr das Original des Briefs des Herrn Durand, welche Actenstücke ihr nicht ohne Härte von meiner Seite entrissen werden könnten, die keineswegs in dem Willen unsers gnädigen Königs liegt. Was das Kreuz des heiligen Ludwig betrifft, welches sie mit dem Rechte, es auf Weiberkleidern zu tragen, behalten will, so kommt eine Entscheidung darüber mir nicht zu.

»Erwäge ich indeß andrerseits, daß dieses Kreuz stets und allein für eine Belohnung kriegerischer Tapferkeit gegolten hat, und daß mehrere Officiere, nachdem sie Priester- oder Staatsbeamte geworden, dieses militairische Zeichen auf ihrer neuen Tracht getragen, so glaube ich nicht, daß man dieses selbige Recht der tapfern Dame streitig machen könne, die, von ihren Verwandten in männlicher Kleidung er-

zogen, die gefährlichen Pflichten des Waffenhandwerks auf die rühmlichste Weise erfüllt hat.

»Und erwäge ich endlich, daß das seltene Beispiel dieses außerordentlichen Mädchens bei Personen ihres Geschlechts wenig Nachahmung finden werde, und daß, wenn Jeanne von Arc während des Krieges das Kreuz des heiligen Ludwig erhalten, auch nach beendigtem Kriege und nach Ablegung der männlichen Kleider dasselbe behalten habe, und kein galanter französischer Ritter dieses Ornament dadurch für beschimpft gehalten haben würde:

»So wage ich, es auf mich zu nehmen, nicht als Bevollmächtigter, sondern als ein Mann, der von der Wahrheit der obigen Grundsätze überzeugt ist, der Demoiselle Charles Geneviève ꝛc. ꝛc. von Beaumont das Kreuz und die Erlaubniß, es auf Frauenzimmerkleidern zu tragen, zu lassen, ohne daß ich Se. Majestät durch diese Acte zu binden beabsichtige, wenn Sie meinen Schritt mißbilligen sollte, indem ich in diesem Falle dem Fräulein von Eon nur verspreche, bei Sr. Majestät ihr Anwalt zu sein.

»Was die Summe betrifft, welche genannte Dame zu ihrer Aussteuer fordert, so bewillige ich ihr, obgleich dieses nicht mit in meiner Instruction enthalten ist, weil es als nothwendig sich erweist, die Summe von 2000 Thalern, unter der Bedin-

gung, daß sie von London kein Stück von der Kleidung, den Waffen ꝛc. eines Mannes mit fortnimmt, damit sie nicht die Lust ergreift, dieselben wieder anzulegen: indem ich nur einwillige, daß sie eine vollständige Uniform des Regimentes, in welchem sie gedient hat, Helm, Säbel, Pistolen und Flinte sammt dem Bayonnette, als ein Andenken an ihr früheres Leben, oder wie man eine Reliquie von einem theuren Wesen aufbewahrt, welches nicht mehr existiert, behalte. Alles Uebrige wird mir in London zum Verkauf übergeben, und das Geld nach dem Befehle Sr. Majestät verwandt.

»Und diese Acte ist doppelt angefertigt zwischen uns, Pierre Augustin Caron von Beaumarchais, und Charles ꝛc. von Eon von Beaumont, indem wir ihr von jeder Seite alle die Kraft geben, welcher sie fähig ist, und haben wir in London, am fünften Tage des Monats October 1775 *), unser Wappensiegel daneben gesetzt.«

Gezeichnet: »Caron von Beaumarchais
»Eon von Beaumont.«

*) Sie wurde eigentlich nach Beaumarchais Rückkehr von Paris, am 4. November, unterzeichnet; doch wollte Beaumarchais sich gegen Fräulein von Eon galant beweisen, und setzte das Datum ihres Geburtstages, als an welchem sie wirklich eine neue Existenz begann.
(Note des Chevalier von Eon.)

»Als diese Transaction abgefaßt war,« sagt der Chevalier, »nahmen wir, oder vielmehr ließ der träge Beaumarchais mich das Inventarium meiner ministeriellen und geheimen Papiere aufnehmen; dann reiste er plötzlich wie ein Blitz ab, und kam zum vierten Male, von Mädchen und nächtlichen Saturnalien, die ihm sein treuer Bundesgenosse Morande verschafft, besudelt, nach Versailles zurück.«

»Bald kam er zum fünften Male wieder, und brachte folgende Actenstücke mit, nach deren Auslieferung am 4. November 1775 unsre Transaction, deren unerläßliche Vervollständigung sie waren, unterzeichnet wurde.«

Es waren: 1. die Copie der officiellen Vollmacht für Beaumarchais; 2, die authentische Erlaubniß für Fräulein von Eon, unter Geleit und völliger Sicherheit nach Frankreich zurückzukehren; 3. der Befehl für Fräulein von Eon, die Tracht ihres Geschlechts wieder anzunehmen, sammt der von dem Könige bewilligten Erlaubniß, das Kreuz des heiligen Ludwig auf Frauenzimmerkleidern tragen zu dürfen. Am Schluß dieses Bandes geben wir diese durch Form und Inhalt merkwürdigen Documente *).

*) Nr. I., II. und III. der Belege.

Siebentes Capitel.

Der Chevalier schaudert vor seiner Verwandlung. — Die Wetten auf sein Geschlecht erneuern sich. — Beaumarchais und Morande an der Spitze der Spieler. — Ueberzeugung derselben, daß der Chevalier eine Frau ist. — Ihre Bitten um den Beweis. — Der Chevalier erklärt sich bereit. — Beaumarchais und Morande werden überzeugt. — Anerbietungen für den Chevalier, wenn er sein Geschlecht vor einer Jury beweisen will. — Weigerung. — Der Anbeter. — Gerücht von einer Verheirathung Beaumarchais mit Eon. — Frau von Courcelle und ihre Tochter thun Einspruch. — Morande sendet Annoncen in die Morning-post. — Avis au public. — Morande's Verzweiflung. — Streit wegen des Avis au public. — Bruch. — Fallstrick in der Transaction. — Soyez sage, mon enfant. — Dankbarkeit und Geld. — Liebesgeständniß, welches der Chevalier von Eon gegen Beaumarchais macht. — Die Männer taugen zu nichts, als die Frauen und Mädchen zu betrügen. — Krieg zwischen dem Chevalier von Eon und Beaumarchais.

Der Chevalier von Eon hatte sich also schriftlich verpflichtet, ein Frauenzimmer zu werden; aber Vieles sollte sich noch ereignen, ehe er dieser Verpflichtung nachkam und die Tracht des Geschlechts anlegte, zu dessen Mitglied er sich erklärt hatte.

Nicht ohne Thränen brachte er dieses Opfer. Der Unglückliche wurde krank, und verurtheilt, sich mit eignen Händen zu verstümmeln, hütete er einen Monat lang das Bett.

Er hatte den Muth nicht, den Namen eines Mannes abzulegen, den er so lange getragen hatte. Je näher die verhängnißvolle Stunde rückte, desto deutlicher zeigte sich der innere Aufruhr der beleidigten Natur. Der Mann in ihm rang gegen seinen eigenen Selbstmord . . . die Umstände begünstigten dieses Ringen, und gaben dem Verurtheilten die gesetzliche Autorisation, seine Execution aufzuschieben.

Das Gerücht von dem zwischen dem Chevalier von Eon und dem Envoyé von Versailles abgeschlossenen Contracte hatte sich in dem Publikum verbreitet. Dadurch erhielt die Neugierde neue Nahrung, indem man in Kurzem auf eine bestimmte Entscheidung hoffen konnte. Die alten, fast vergessenen Wetten lebten hastig wieder auf, und die Feuersbrunst verbreitete sich um so rascher, als geschickte Hände heimlich das Feuer zu schüren wußten. An der Spitze dieser Anschürer standen Morande und sein Compagnon Beaumarchais.

Letzterm war, bei Aufzählung der enormen verwetteten Summen, das Wasser im Munde zusammengelaufen, und Beide beschlossen, gemeinschaftliche

Sache zu machen. Beide hielten den Chevalier für weiblichen Geschlechts. Der Eine war zu diesem Irrthum von dem Grafen von Vergennes verleitet, der in dieser Hinsicht den Vorschriften des Chevalier treu blieb. Man wird sich erinnern, daß der Chevalier diese Urkunde des Unterhändlers zur Bedingung gemacht hatte. Der Andere war durch seine Frau betrogen, die ohne Zweifel bei diesem Glauben ihres Mannes gewann.

Um zu den Wetten noch mehr anzufeuern, indem man auf eine nahe bevorstehende authentische Lösung hinwies, hatte Beaumarchais in die Transaction folgende Phrase gesetzt, deren hinterlistige Bedeutung sein Contrahent erst später merkte: »Ich, Geneviève Louise u. s. w. verpflichte mich, mein Geschlecht öffentlich zu bekennen und meinen Zustand außer allem Zweifel zu lassen.« In diesen Worten lag eine Annonce, ein förmlicher Prospectus für die Spieler.

Um jedoch durchaus nichts zu wagen, beschlossen diese beiden Verbündeten, sich mit eignen Augen zu überzeugen. Zwar hegten sie keinen Zweifel, aber sie waren neugierig, und diese Neugierde verzehrte sie. Wie sollten sie dieselbe befriedigen? . . . Seit der Chevalier von Eon ein Frauenzimmer spielte, affectierte er eine Zurückhaltung und Prüderie, die

einen wahren Tugendhelden aus ihm machte, dem man sich nur mit dem größesten Anstande nähern konnte. Bisweilen aber warf er diese lästige Maske ab, und sogleich war der völlige Dragoner mit seinen männlichen Worten und seiner Soldatenausgelassenheit da. Einen dieser Augenblicke heitern Humors wußten Beaumarchais und Morande zu benutzen, um die Erlaubniß zu erhalten, eine sichtbare oder fühlbare Untersuchung, oculo vel manu, anstellen zu dürfen, und der Chevalier, der entweder aus dieser Mystification viel Unterhaltung zu ziehen glaubte, oder es für zweckmäßig hielt, jene in ihrem Glauben zu bestärken, versprach es ihnen . . .

Er erklärte sich bereit, einen Theil ihrer Bitte zu erfüllen. Er versprach, nicht sie sehen — so weit konnte seine Schamhaftigkeit sich nicht aufopfern — sondern sie fühlen zu lassen. Es wurde daher ausgemacht, die Lichter sollten ausgelöscht, und jeder der beiden Ungläubigen nach einander zugelassen werden, à passer *seulement* la main. Die Schamhaftigkeit des Chevalier erbat sich vierundzwanzig Stunden, um sich zu diesem schmerzlichen Opfer vorzubereiten, es wurde daher der folgende Tag bestimmt.

Welches Mittel wandte der Chevalier an, um sich aus dieser schwierigen Lage zu ziehen? Wir

können es nicht genau sagen. Was wir wissen, ist, daß er sich mit Ehren herauszog, und daß die Untersucher von seiner Weiblichkeit völlig überzeugt waren und blieben. Das sehen wir aus einem Briefe an Beaumarchais, in welchem der Chevalier sagt: »Ich habe Ihnen das Geheimniß meines Geschlechts entdeckt, Sie die Schwäche meines Zustandes kennen gelehrt, die ich vor mir selber hätte verborgen halten sollen;« ferner in einem andern an den Grafen von Vergennes, in welchem wir lesen: »Ich habe allerdings aus Gefälligkeit einigen vertrauten Freunden mein Geschlecht demonstriert, u. s. w.; und in einem dritten, welchen Morande an den Chevalier von Eon selbst schrieb.

Die beiden Getäuschten waren nun so fest überzeugt, daß sie sich blindlings in Wetten hineinstürzten, und beträchtliche Summen wagten, indem sie das Dreifache für das Frauenzimmer gegen den Mann setzten *). Der Chevalier, welcher Beaumarchais, dem er Dank schuldig zu sein glaubte, wirklich liebte, erschrak, als er sah, wie diese beiden

*) Die Wetten beliefen sich auf mehr als 80,000 Pfund Sterling von Seiten der Franzosen, und mehr als 200,000 Pfund Sterling von Seiten der Engländer.

Thoren ihre vermeinte Gewißheit benutzten. Er bat daher Beaumarchais dringend, auf ein Project zu verzichten, »welches mich,« sagte er »untröstlich machte, und mir Thränen des Schmerzes entriß.« Aber Beaumarchais lachte über seinen Kummer, und unternahm es, ihn nicht nur zur Theilnahme an den Wetten, sondern auch dazu zu bereden, daß er einer von den Spielern erwählten und ad hoc delegierten Jury sein Geschlecht fühlbar und sichtbar darthäte. Für diese kleine Gefälligkeit bot er ihm, unabhängig von den Vortheilen, welche ihm bei den Wetten zugesichert waren, acht tausend Louisd'or an. »Für dieselbe Operation,« sagt der Chevalier, »hatte man mir im Jahre 1771 bereits funfzehn tausend Guineen geboten. Jedem Andern würde ich mit Stockschlägen geantwortet haben; wie aber konnte ich gegen einen Mann mich erzürnen, der bei Allem die scherzhafte Seite aufzufinden wußte? . . . .« Er begnügte sich also, jedes Anerbieten ernst zurückzuweisen. Beaumarchais jedoch glaubte eben so wenig an eine unbesiegliche Schamhaftigkeit, als an eine unbezwingbare Festung, und hatte bald einen neuen Plan ersonnen. Was ihn die Habsucht nicht gewinnen ließ, erwartete er von der Eitelkeit; er fing an, dem Fräulein von Eon auf die geschickteste Weise den Hof zu machen . . . Der Chevalier errieth

seine Absicht auf den ersten Blick. Eben so gewandt als sein Gegner, ging er in dessen Pläne ein, und machte die Mystification, in welche er Beaumarchais verwickelte, immer undurchdringlicher, und es fehlte endlich zur Vollendung des Abenteuers nichts weiter, als daß diese beiden Männer sich wirklich einander heiratheten! . . .

Das Gerücht von dieser Heirath verbreitete sich in Paris, wie es in London verbreitet war, und kaum hatte Beaumarchais London verlassen, um nach Versailles zu reisen, als Morande folgende Annoncen in die vorzüglichsten Journale einrücken ließ:

Auszug aus der Morning-Post und dem Daily Advertiser, vom 10. November 1775, Nr. 949.

»Es ist nunmehr gewiß, daß der Chevalier von Eon auf ausdrücklichen Befehl des Königs, seines Herrn, zurückgerufen ist, der diesen Militair, oder vielmehr diese Dame, mit Ehren zu überhäufen gedenkt. Personen des höchsten Ranges in jenem Lande sind äußerst neugierig, die wunderbaren Umstände und Ursachen dieser Angelegenheit zu erfahren. Gewiß aber ist, daß sich in wenigen Tagen etwas Außerordentliches manifestieren wird, da diese Heroine sich in nächster Woche nach ihrem Vaterlande

einschifft, wo der französische Hof sie mit Ungeduld erwartet.«

Anderer Auszug aus der Morning-Post, vom 11. November 1775, Nr. 950.

»Man errichtet hier eine neue Police auf das Geschlecht des Chevalier von Eon. Die Wetten stehen 7 zu 4 (für Frau gegen Mann), und ein in Geschäften der Art bekannter Herr hat sich verpflichtet, vor Ablauf von 14 Tagen diese Frage deutlich zu entscheiden.«

Diese Annoncen waren Feuer in das Pulver; Beaumarchais, stets vorsichtig selbst in seiner Unvorsichtigkeit, hatte die Lunte seinem Freunde Morande in die Hand gegeben, und sich entfernt, um nicht als mitschuldig an der Explosion zu erscheinen.

Bei dem Lesen dieser Paragraphen wurde der Chevalier unwillig, und wollte das Feuer, welches gierige Hände anschürten, auf dem Heerde selbst ersticken. Er schickte daher sogleich in mehrere periodische Blätter eine Nachricht für das Publikum, in welcher er obige Artikel desavouierte, die er nur den betrügerischen Kunstgriff einer unmoralischen Habsucht, oder der Tücke gewisser Herren zuschrieb, die gegen seine Ruhe eine

ohnmächtige Rache auszuüben suchten. Endlich erklärte er, er würde sein Geschlecht nur dann manifestieren, wenn man keine Wetten mehr machte, und wäre dieses unmöglich, so sähe er sich gezwungen, heimlich ein Land zu verlassen, welches er als sein zweites Vaterland betrachte.

Diese Nachricht wurde zwei Tage hinter einander, am 13. und 14. November 1775 publiciert. »Schon am Morgen des ersten Tags,« sagt der Chevalier, »lief Morande ganz bestürzt zu meinem Advocaten, von Vignoles, und kam dann mit ihm zu mir, um mir zu erklären, daß Beaumarchais dieser Annonce wegen wüthend auf mich sein würde; ich wäre Niemands Freund, und mein eigner Feind, u. s. w.«

Beaumarchais kehrte bald wieder zurück. »Am 29. December,« sagt der Chevalier, »kam Herr von Beaumarchais in London an, ohne mir ein Wort zu sagen, und brachte den Tag bei seinem Vertrauten Morande zu. Am 30. um eilf Uhr Morgens schickt er seinen Kammerdiener zu mir, um mir sagen zu lassen, daß er ganz ermüdet von seinen Reisen angekommen sei. Ich, der ich, seit zwei Monaten krank, in der That meine Wohnung nicht zweimal verlassen hatte, kleide mich an, um der Einladung

zum Mittageſſen bei Morande zu folgen, komme an und finde Beaumarchais, wie er mit Morande's beiden Brüdern ſcherzt. Ich mache ihm mein Compliment über ſein geſundes Ausſehn. Er antwortet mir, ſein Uebel läge nicht im Geſicht, und wäre für Männer wenig gefährlich. Ich überhörte dieſe Unhöflichkeit. Einen Augenblick nachher entfernten ſich ſein Kammerdiener und Morande's jüngerer Bruder: nur der älteſte Bruder, Caron und ich blieben zurück. «

»Es währte nicht lange, ſo fiel das Geſpräch auf obige Nachricht für das Publikum, und als ich ihm eine derbe Antwort auf ſeine Frage gab, ſprang der berühmte Beaumarchais zornig und mit einer ſeltſamen Geſandtenwürde auf, um mir, mit dem Hut auf dem Kopfe, wüthend zu ſagen, daß jene Nachricht ſchlecht geſchrieben, ohne Geiſt, ohne Tournüre, und von Anfang bis zu Ende dumm, albern und impertinent ſei, und daß ich mein Ehrenwort gebrochen hätte. Sogleich erhob ich mich zornig von meinem Stuhle, ſetzte ebenfalls meinen Hut auf, erklärte Herrn von Beaumarchais in gutem Franzöſiſch, Negociation und Unterhändler, wie er, möchten zum Teufel gehen, und fragte, ob Caron etwas darauf zu erwidern habe. Als er, beſtürzt, nur mit Bêtiſen antwortete, verließ ich ihn,

und nahm schon am nächsten Morgen eine Postchaise, um mich nach dem Schlosse des Lord Ferrers, in der Grafschaft Leicester, zu begeben, wo ich während der Monate Januar und Februar dieses Jahrs mich aufhielt.«

Zwischen Beaumarchais und Eon war der Krieg erklärt, und dieser Krieg artete bald zu solch einer Heftigkeit aus, daß die Resultate der Transaction von Neuem aufgeschoben und fast ganz vereitelt wurden.

Beaumarchais hatte den eisernen Koffer mit den Briefen plötzlich von Lord Ferrers abholen lassen, und wußte nun pecuniaire Differenzen aufzufinden, weil die Worte, welche auf die Rückzahlung der von Lord Ferrers vorgestreckten Summen Bezug hatten, nicht deutlich und prâcis genug ausgedrückt waren . . . Der Chevalier erkannte nun Beaumarchais' listige Absicht, fürchtete, es mit einem Normann zu thun zu haben, und traf deshalb seine Vorkehrungen. Die Papiere, welche er ausliefern sollte, waren eben so vague bestimmt, als die Summen, welche er empfangen sollte; er behielt daher einen Theil seiner Papiere, um sie als Garantie für die Zukunft zu gebrauchen.

Er hatte kaum Morande und Beaumarchais verlassen, als dieser ihm einen Brief schrieb, in

welchem er sagte, er sei noch ganz bewegt von dem heftigen, weiblichen Zorne, den er den Tag zuvor gezeigt hatte, und von seinem männlichen Abschiedscomplimente. Er warf ihm seine Ereiferung, seine Indiscretion vor, und klagte bitter über das, was er Undankbarkeit gegen seine ächten Freunde nannte.

Kurz, er versuchte in diesem Briefe, den wir leider nicht aufgefunden haben, die Grausame, welche sich entfernt hatte, zurückzuführen. Diese hatte London verlassen, und empfing erst sehr spät das Ultimatum ihres Correspondenten, der, da er ohne alle Antwort blieb, alle Hoffnung auf Versöhnung verlor. Uebrigens glaubte Beaumarchais, mit Ausnahme einiger, alle Papiere des Chevalier in Händen zu haben, und da er nichts mehr zu empfangen hatte, so that er, als habe er auch nichts mehr zu geben. Er schrieb an den Chevalier, um ihm kaltblütig die wenigen Papiere abzufordern, welche ihm fehlten, ohne ein Wort von dem Gelde zu sagen, welches er ihm dafür schuldig war. Dann forderte er mit derselben Effronterie eine definitive Quittung von Lord Ferrers, der noch nicht völlig bezahlt war. Lord Ferrers aber antwortete ihm, ehe er ihn an das kleine pecuniäre Vergessen erinnerte, welches seiner Zerstreuung entschlüpft war:

An Herrn von Beaumarchais in London.

Staunton-Harold, 13. Jan. 1776.

»Mein Herr,

»Eben, als die Post abgehen will, erhalte ich Ihren Brief, und werde ihn nächsten Montag beantworten. Alles, was ich Ihnen jetzt sagen kann, ist, daß Herr von Eon am 2. d. M. in Staunton angekommen ist, und sich sehr unwohl fühlt. Trotz dem sehe ich ihn sehr beschäftigt, Ihnen auf nächsten Montag einen langen Brief zu senden. Ich bemerke nicht, daß es ihm an Dankbarkeit gegen Sie fehlt, sondern nur, daß es ihm an Geld mangelt, mir den Rest meiner Forderung zu bezahlen. Er hat mir nur gesagt, daß er mit Ihnen wegen eines Artikels in der Zeitung einige Schwierigkeit gehabt habe, und ich hoffe, daß Sie um solch eine Kleinigkeit mit einander nicht zerfallen werden.«

»Ich bin, u. s. w.

»Ferrers.«

Da Beaumarchais auch hiedurch nicht aus seiner Zerstreuung erwachte, so demaskierte Eon nun seinerseits die Batterieen, welche er zu seiner Vertheidigung errichtet und sich reserviert hatte. Bei

dem Anblick derselben gerieth Beaumarchais in eine heilige Wuth; er begriff nicht, wie man die strafbare Kühnheit gehabt haben konnte, sich von ihm nicht anführen zu lassen. Er predigte und drohte dem Chevalier, der ihm in das Gesicht lachte, und um ihn zu beruhigen, von seiner Liebe sprach, die er ihm, nach einem harten Kampfe mit seiner Schamhaftigkeit, förmlich bekannte. Dieses in verschämten, erröthenden Ausdrücken ihm entschlüpfte Geständniß, war von komischen, schmerzlichen Ausrufungen über die Grausamkeit und Treulosigkeit der Männer begleitet, die auf Erden zu nichts gut sind, als die Leichtgläubigkeit der Mädchen und Frauen zu betrügen!

Wir werden am Ende dieses Bandes die hauptsächlichsten Aktenstücke dieser merkwürdigen Polemik zusammenfassen *), die langdauernde Folgen haben sollte; einer Polemik, in welche auch der brave, edelmüthige Lord Ferrers, der von seiner Freundinn unzertrennliche Vertheidiger, verwickelt wurde, und aus der Beaumarchais, trotz der verschiedenen Masken von Protection und Zorn, Unwillen und Güte, welche er, ein epistolarischer Proteus, darin annahm, nicht siegreich hervorgehn sollte.

*) Siehe die Nummern IV., V., VI. der Belege.

Achtes Capitel.

Beaumarchais sucht Lord Ferrers und den Chevalier zu entzweien. — Die Papiere des eisernen Koffers. — Ferrers Antwort. — Beaumarchais wagt nicht, bei ihm zu erscheinen. — Der Chevalier schreibt an den Grafen von Vergennes. — Beaumarchais Leben in London. — Die Tempel von Convent-Garden und ihre Vestalinnen. — Morande's Geständniß. — Mylord Ferrers verklagt Beaumarchais bei dem Grafen von Vergennes. — Morande macht ein Pasquill auf den Chevalier und schickt es ihm. — Des Chevalier Antwort. — Bruder und Schwester. — Morande's Billet. — Er weigert sich, sich zu schlagen. — Gründe seiner Weigerung, aus dem entnommen, was er gesehn und berührt hat. — Der Chevalier flucht. — Die Esel und die Stockprügel. — Die Nachkommenschaft. — O'Gorman. — Morande und der Oberrichter. — Der Chevalier muß Caution stellen. — Er klagt Morande als Libellisten an. — Dieser fleht um Verzeihung. — Dritter und letzter Brief der Frau von Courcelle. — Die dringende Gläubigerinn. — Mann und Weib. — Der Hahn und die Henne. — Marcenay und der Chevalier von Eon. — La pure vérité.

Beaumarchais konnte es dem Chevalier nicht vergessen, daß er von ihm geschlagen war. Er suchte sich unter der Hand zu rächen, und versuchte, ihm

die Freundschaft und das Wohlwollen des Lord Ferrers zu entreißen. In einem Briefe an diesen letztern, der dem Anscheine nach dazu dienen sollte, ihre Gelddifferenz zu schlichten, ließ er, im Vorbeigehn und wie zufällig, die tief und treulos ausgesonnenen Worte mit einfließen: »Fräulein von Eon, welche wir damals den Chevalier von Eon nannten, hatte mir gesagt, alle ihre Papiere seien in einem Koffer enthalten, den sie, um Sie wegen Ihrer Vorschüsse zu sichern, bei Ihnen deponiert habe; aber die sorgfältige Untersuchung, welche ich bei Ihnen damit anstellte, hat ergeben, daß dieser Koffer nur den kleinsten und unwichtigsten Theil enthielt. Daraus konnte ich schließen, daß entweder Ihre Schuldverschreibung auf diese Dame illusorisch war, oder daß sie Ihr Vertrauen gemißbraucht hatte, um Ihnen beträchtliche Summen zu entziehen, unter dem Vorwande, daß sie bei Ihnen wichtige Papiere als Pfand deponierte. Sie gestand mir, daß sie in der That diesen Betrug ausgeübt, und führte mich in ihr Haus, wo sie mir die Papiere zeigte, die Sie in Händen zu haben glaubten. Dieses Benehmen gegen Sie, Mylord, hat mich zu ernstem Nachdenken über die Vorsichtsmaßregeln vermocht, welche ich selbst gegen eine so verschlagene Person zu nehmen für nothwendig erachte.«

Der boshafte Verfasser des »Barbier von Sevilla« erwartete einen großen Erfolg von dieser kleinen diplomatischen Verrätherei; aber die Antwort des guten, naiven Lord Ferrers vereitelte seine Hoffnung völlig *).

»Beaumarchais,« sagt der Chevalier von Eon, »war von dieser Antwort und der meinigen vom 30. Januar so betroffen, daß er nicht nur nicht antworten konnte, sondern sich nachher auch weder bei Mylord, noch bei mir sehen ließ.«

»Am 20. Februar jedoch ließ er mir durch meinen Freund Duval, einen reichen Banquier der City, nach London schreiben, daß er mich bäte, ich möchte mich zu einer letzten Conferenz mit ihm in dem Hause eines Dritten, des Herrn Duval, nach London begeben. Ich erfüllte seine Bitte. Kaum aber hatte Beaumarchais meine Ankunft erfahren,

*) „Es thut mir leid, mein Herr, Ihre Versuche zu sehn, mich mit meinem Freunde, dem Chevalier von Eon, zu entzweien. Ich kümmere mich nicht darum, von welchem Geschlecht er oder sie ist, und habe nur auf Herz und Handlung gesehn. . . . .“

„Indeß scheint es mir für den französischen Hof sehr entehrend, daß seine Minister nicht ehrenhaft ein Ende machen, einer so außerordentlichen Person, als der Chevalier von Eon ist, der seinem Vaterlande so große Dienste leistete, und dafür so schändlich behandelt wurde, das ihr Schuldige zu bezahlen. Ferrers.“

als er Herrn Duval meldete, daß eine Sache von der größesten Wichtigkeit ihn gezwungen habe, plötzlich nach Paris zu reisen; daß er aber sein Ehrenwort gäbe, weder den Ministern in Versailles, noch irgend Jemandem in Paris von dem Zwiste zu sagen, der zwischen uns stattgefunden, und daß er mich bäte, auch meinerseits nichts an den Grafen von Vergennes zu schreiben; so wie, daß es gleich nach seiner Rückkehr seine erste Sorge sein solle, sich zu Herrn Duval zu begeben.

»Dem Worte des Herrn Beaumarchais vertrauend, habe ich mich weder gegen den Herrn Grafen von Vergennes, noch gegen irgend einen Andern in Frankreich beklagt. Herr Caron war nicht so scrupulös; er hat sich über mich beklagt, namentlich gegen Herrn Drouet, ehemaligen Secretair des Herrn Grafen von Broglie, um mich dadurch in diesem Hause zu verdächtigen, wie er früher vergeblich gesucht hatte, mich mit Lord Ferrers zu brouillieren.«

»In keinem Lande verbinde ich mich fest mit der Partei eines Hauses, sondern nur mit der des Königs, meines Vaterlandes und der Wahrheit, und daher kommt es, daß ich keine versteckte Intriguen zu fürchten brauche. Nach seiner letzten Rückkehr nach London vergingen drei Wochen, ohne daß

Beaumarchais es der Mühe werth hielt, bei Mylord Ferrers, bei mir oder bei Duval vorzusprechen. Letzterer ärgerte sich um so mehr darüber, als er durch das Publicum erfuhr, daß Beaumarchais die Abende und Nächte mit seinem Freunde Morande und einigen russischen und andern Herren in Freudenhäusern zubrächte.«

Als der Chevalier von Eon nichts mehr von Beaumarchais hörte, entschloß er sich, an den Grafen von Vergennes zu schreiben, und ihm Alles zu erzählen, was zwischen seinem Envoyé und ihm vorgefallen war. Sein Brief ist voll von vertraulichen, merkwürdigen Details über den Verfasser von »Figaro's Hochzeit.« Er verlangt darin zum Schluß die Sendung eines anständigen Unterhändlers, der die Reputation eines tugendhaften Mädchens, dessen Betragen und Sittlichkeit jederzeit und überall untadelhaft gewesen, nicht compromittiere! *)

Mit diesem Briefe waren die Actenstücke seiner Polemik mit Beaumarchais verbunden, so wie eine vor Zeugen abgegebene Erklärung Morande's, daß er und Beaumarchais versucht

*) Siehe Belege, Nro. VIII.

hätten, wider Willen des Chevalier von Eon betrügliche Speculationen auf sein Geschlecht zu gründen *).

Auch Lord Ferrers, dem Beaumarchais trotz seines Versprechens, ihn zu bezahlen, sich nicht wieder gezeigt hatte, beklagte sich über dieses Verfahren bei dem Minister von Versailles. »Herr von Beaumarchais,« sagte er, »hat sich im Namen des Königs von Frankreich vorgestellt, um mit mir wie ein Jude zu handeln. Ich kann es Ew. Excellenz nicht verbergen, daß es mir unmöglich ist zu glauben, daß das sonderbare Benehmen Ihres Envoyé die Folge specieller Ordres sei, die er von einem Hofe, wie der von Frankreich ist, empfangen hat. Weit eher glaube ich, daß es die Folge des natürlichen Betragens des Herrn von Beaumarchais ist, und daß Sie darüber eben so empört sind, als ich.«

London, 24. Mai 1776.

Auch in Paris hatte Beaumarchais mit Anklagen aller Art zu kämpfen. Hinsichtlich des Chevalier von Eon beobachtete er stets das nämliche Stillschweigen; aber eben durch diese Zurückhaltung stieg sein Wunsch, sich an ihm zu rächen, nur noch

*) Siehe Belege, Nro. VIII.

höher. Beschäftigt, sich in Paris gegen seine Feinde zu vertheidigen, die ihm keine Ruhe ließen, beauftragte er Morande, seinen Lieutenant in London, gegen den in das Feld zu rücken, mit welchem er nicht selber kämpfen konnte. Auf Beaumarchais' Aufforderung ging Morande, ein erfahrner Verläumder, sogleich an das Werk und schmiedete ein Libell. Das war die ihm eigenthümliche Waffe. Er schlug sich mit Pamphlethieben und hatte stets ein ganzes Arsenal davon vorräthig. Sobald er fertig war, schickte er sein Werk noch ganz frisch an den Chevalier von Eon, in der Hoffnung, daß der Anblick des Dolches das Opfer zu einem Accommodement bewegen würde. Er war sogar unverschämt genug, um eine Zusammenkunft zu bitten, damit er ihm mündlich die Vortheile des Friedens und die Gefahren des Krieges auseinander setze. Aber der Chevalier von Eon war weder ein Ludwig XV., noch ein Marquis von Marigny, und nahm Morande und seine Anerbietungen auf eine Art auf, die derselbe nicht erwartete.

Der Chevalier schickte ihm schon am folgenden Tage eine beißende Antwort, und unmittelbar nachher erschienen der Chevalier von Piennes, ein Freund Eon's, und sein Schwager O'Gorman bei Morande, um ihn zu fragen, wann, wo und mit wel-

chen Waffen er sich ihnen zu stellen beliebte. Aber der Mandatar Beaumarchais' wollte sich auf dergleichen nicht einlassen und schlug es aus. Achtete er auch den guten Ruf Anderer gering, so hatte er doch eine ganz besondere Scheu vor Degen, besonders vor dem des Chevalier von Eon. Sein Muth verschanzte sich daher eiligst hinter folgendem Vorwande, den seine Geistesgegenwart ihm lieferte:

Billet Morande's an **Fräulein von Eon**, bisher unter dem Namen des **Chevalier von Eon** bekannt.

»Fräulein von Eon hat ihren Schwager, Herrn O'Gorman, und den Chevalier von Piennes gesandt, um Herrn von Morande den Antrag zu machen, sich mit ihr den Hals zu brechen; er antwortet ihr bestimmt und deutlich, daß seine Hand nicht gemein, sein Herz nicht niedrig genug ist, um sich mit einem Frauenzimmer zu messen, qui lui a levé sa chemise, qui lui a montré ce qu'elle porte, et, pour le rendre plus sûr de son fait, le lui a fait toucher!«

7. August 1776. Unterz.: »von Morande.«

Der Chevalier von Eon war wüthend, seinen

Feind durch diese Thür entschlüpfen zu sehn, die er seiner Feigheit nicht mehr verschließen konnte. Seine ohnmächtige Wuth machte sich in Flüchen, und endlich in einem Briefe Luft, den nur ein dreifach männlicher Dragoner gedacht und geschrieben haben konnte.

Billet des Chevalier von Eon an Herrn von Morande.

London, 8. August 1776.

»Ihre Reden, Ihr Benehmen gegen mich seit mehreren Monaten, Ihre Briefe oder vielmehr die Libelle, welche Sie an mich richten, sowie Ihre wiederholte Weigerung, sich mit mir auf Degen oder Pistolen zu schlagen, beweisen mir und werden der ganzen Erde beweisen, daß Sie nichts sind, als ein feiler Pasquillant, ein ehrloser Mensch und der feigste Poltron, der je in dem Reiche der Schufte existiert hat. Jedermann findet, daß ich Ihnen zu viel Ehre erzeigt habe, als ich meine Waffen mit den Ihrigen messen wollte: deshalb werde ich Sie so behandeln, wie man die Esel in Ihrem Vaterlande behandelt, d. h. mit Stockschlägen und Fußtritten in den Hintern.«

»Geh, unreines Thier, geh' und weide mit den Schweinen, zu denen Du gehörst. Armer gepan-

zerter Zeitungsschreiber! nimm Deinen Panzer, aus Furcht, daß Dich die Fliegen auf dem Misthaufen, aus welchem Du entstanden bist, todtstechen möchten!«

»Fabriciere, schreib, laß roth, schwarz oder weiß, für mich, oder gegen mich, oder wie Du willst, drucken. Du wirst in Deiner Sittenlosigkeit, in der Verderbniß Deines Herzens und in der Ausschweifung Deines Gehirns alle Verläumdungen finden, welche Du gegen Deinen eignen, gegen den besten der Könige hast drucken lassen. Bedenke nur, daß es in London einen Eon giebt, der die Manen Ludwigs XV. rächen wird. Erinnere Dich, daß noch nicht zwei Jahre verflossen sind, als Du von dem Grafen von Lauragais gezwungen wurdest, eigenhändig dreimal in den Londoner Zeitungen abdrucken zu lassen, daß Du ein Lügner, ein Betrüger und ein Verläumder seiest; daß Du es wärst, Morande, der Du die Libelle gegen Dich selbst schriebst, um das traurige Vergnügen zu haben, Dir selbst zu antworten, und daß Du ehrlos genug warst, Alles dem Grafen von Lauragais zuzuschreiben, der Deine Person eben so sehr verachtet, als Deine Schriften. Vergiß nicht, Schurke, daß dieser Herr, aus bloßem Mitleid mit der Tugend Deiner Frau und der Unschuld Deiner unmündigen Kinder (durch meine

und Herrn Audras' Vermittelung), die Großmuth gehabt hat, sich mit Deiner fußfälligen Abbitte zu begnügen.«

»Vergiß es nie, daß Du Deinen redlichen Vater vor Kummer hast sterben lassen; daß Du bereits eine Zeit lang mit Banditen in den Kerkern von Armantières saßest; daß Du in der ruchlosen Absicht nach England flohest, Deine unschuldige Mutter hängen zu lassen, welche schon unglücklich ist, solch ein Ungeheuer geboren zu haben.«

»Vergiß nie, daß man Dich gezwungen hat, in dem Feuerofen von Sodom und Gomorrha, bei Marybone, alle die edlen Producte, welche bis jetzt aus Deinem teuflischen Gehirne hervorgegangen sind, eigenhändig zu verbrennen. Das ist aber nur das Vorspiel von dem, was Deinen inficierten Körper noch treffen wird. Hättest Du Ehre und Gewissen, so würdest Du, ehe Du zu Deinem Großvater, dem hinkenden Teufel, fährst, meine beiden Wechselbriefe bezahlen, welche Du seit drei Monaten hast protestieren lassen, Geld, welches ich Dir im vergangenen Winter gratis geliehen habe, damit Du nicht im Gefängniß verfaulen müßtest.«

»Hoffentlich wirst Du, feiger Schurke, der Londoner Canaille bald Deinen Segen mit den Füßen

in Tyburn *) geben, und Bischof der traurigen Gemeinde von Onslow **) werden.«

Gezeichnet: »Eon von Beaumont, ehemaliger Capitain der Dragoner und Volontair der Armee von Broglie, Ritter des königlichen und Militairordens des heiligen Ludwig, und bevollmächtigter Minister von Frankreich in London, der Dich und Deine ganze gegenwärtige und zukünftige Nachkommenschaft, zu Fuß und zu Pferde, bespeit.“

P. S. »Schicke mir nicht mehr von Deinem Eselshufe besudeltes Papier; behalte es, um Deine Pistolen damit zu laden, wenn Du Muth hast.«

Aber unter dem Versteck, welches die Galanterie ihm darbot, lachte Morande über die Wuth des Chevalier von Eon. Dieser jedoch war ein eben so guter Jäger, als jener ein schlauer Fuchs. Er glaubte daher, ihn aus dem Versteck, in welchem seine Feigheit sich verschanzt hatte, dadurch herauszutreiben, daß seine Feigheit öffentlich bekannt würde, und rief deshalb seinen Schwager zu Hülfe, um ihm bei dieser Jagd als Frettchen zu dienen.

Morande jedoch blieb bei seiner Weigerung,

*) Der Ort in London, wo die Verbrecher aufgehangen werden.

**) Die Gemeine, wo man die Gehangenen in Ketten ausstellt.

und wandte sich endlich an Lord Mansfield, Chef der Justiz, dem er schwur, sein Leben sei in Gefahr, und er wolle sich weder mit dem Chevalier von Eon, noch mit dem Chevalier O'Gorman schlagen.

Der Chevalier von Eon wurde zu Lord Mansfield, Großrichter von England, gerufen, und gezwungen, sechs hundert Livres Caution zu stellen, daß er Morande nicht angreifen wolle. Dieser sah sich aber auf das Neue auf eben dem Terrain bedrängt, auf welches er seinen Gegner gerufen hatte. Zu seinem größesten Erstaunen ergriff der Chevalier von Eon ihn hier, und zog ihn vor das Tribunal, bei welchem er Zuflucht gesucht hatte, als Libelliſten. Als Morande sich von allen Seiten umzingelt, und zwischen dem Schwerte des Chevalier von Eon, dessen bloßer Anblick ihm einen Schauder verursachte, und dem Schwerte des Gesetzes, welches ihm eine gleiche Furcht einflößte, gefangen sah, bat er um Gnade. Einige Monate später schickte er seine Frau zu seinem Gegner, der, auf die Bitte der Gattinn, dem Gemahle verzieh und den begonnenen Proceß zurücknahm.

Wir schließen dieses Capitel mit einem Briefe der Frau von Courcelles, der um diese Zeit geschrieben wurde; es ist der letzte noch vorhandene von

dieser Dame, deren Spur sich hier für uns in dem Leben des Chevalier von Eon verliert.

Frau von Courcelles an den Chevalier von Eon.

Paris, den 18. Juli 1776.

»Ich wüthete gegen Sie, lieber Chevalier, als ich Herrn D'Gorman sah; was er mir sagte, hat mich entwaffnet, und ich möchte Sie um ein Nichts um Verzeihung bitten. Indeß würde mir ein Brief viel Vergnügen gemacht haben. Ich bin streng gegen die Freunde meines Herzens, und dazu gehören Sie. Rechnete ich mit Ihnen ab, so würden Sie mein Schuldner sein, und bei gewissen Sachen bin ich eine dringende Gläubigerinn. Ich erlasse nichts: Interessen und Capital, Alles muß mir bezahlt werden. Bedenken Sie, daß in meiner Lage Ihre Briefe wahrhafte Hülfsquellen für mich sind. Ich bin dem Anscheine nach das glücklichste Weib in Frankreich; aber! .... Der Kummer ist zurückstoßend, ich weiß es; indeß habe ich noch immer jenes lachende Gesicht, welches Sie in der Hauptstadt, die Sie bewohnen, an mir sahen; ja Sie werden darin, trotz meiner wirklichen Leiden, auch nicht die kleinste Spur von Kummer entdecken.«

»Und Sie, lieber Freund, wie geht es Ihnen?

Man spricht hier gar mancherlei von Ihren Angelegenheiten. Einige sagen, Sie wären in Paris im Kloster, Andere, Sie wären am Hofe. Sie geben mir Hoffnung zu einem baldigen Wiedersehn, das wünsche ich herzlich, wie auch meine kleine Constanze. Apropos, wissen Sie, daß Ihre Zukünftige sich recht herausgemacht hat und wunderschön geworden ist? Kommen Sie also rasch!«

»Schreiben Sie an mich, so brauchen Sie nicht zu unterzeichnen; ich mache es eben so. Ich schicke Ihnen eine sichere Adresse.« —

»Eben geht Herr Dangers fort; er kennt Sie, sagt er, als den liebenswürdigsten der Männer. Ich sage ihm dagegen, daß ich Sie als das liebenswürdigste aller Frauenzimmer anbete; er will davon nichts wissen, und behauptet, ich spräche nur so, um mein Spiel besser zu verstecken. Er versichert, Sie in Rußland gekannt zu haben, und zu wissen, woran er mit Ihnen sei. Wahrlich, lieber Freund, ich rase wie ein Hahn, dem man sein Huhn entreißen will, wenn ich dergleichen höre. Ferner, Herr Marcenay von Tonnerre, vor Ihrer Thür aufgewachsen, welcher behauptet, Ihnen in der Jugend die Ruthe gegeben zu haben, und der steif und fest erklärt, daß Sie grade wie er beschaffen sein müßten. Sagen Sie, liegt in diesen

Behauptungen nicht etwas, was mich vor Lachen toll machen könnte, mich, qui ai vu si souvent la pure vérité! .... Guter Gott, wenn man mit einem so handgreiflichen, zureichenden Grunde, als der meinige ist, Unrecht haben soll, so thäte man besser, ein Capuziner zu werden!«

»Leben Sie wohl; ich küsse Sie.«

Neuntes Capitel.

Beaumarchais sucht mit dem Chevalier wieder anzubinden. — Tod des Prinzen von Conti. — Der Sarg. — Neue Wetten. — Der Chevalier verliert einen Prozeß gegen die Spieler. — Er kommt in Frankreich an. — Der Dragoner in Versailles. — Befehl des Königs, die weibliche Tracht wieder anzunehmen. — Marie Antoinette und die Aussteuer. — Abschied des Chevalier von seiner Mutter. — Tod und Auferstehung. — Die Chevalière tritt auf. — Die Kupferstiche. — Die Jungfrau und die Dragoner. — Beaumarchais wird zornig. — Seine Epistel. — Antwort. — Aufruf des Fräuleins von Eon an die Frauen. — Pille, genannt La Grenade. — Die Wetten werden annulliert. — An die Frauen! — Nehmt mich in Eurem Busen auf. — Die Damen von St. Cyr. — Der Chevalier wird eine Jungfrau. — Acht Nächte im Nonnenkloster. — Der vierte Theil eines Mannes. — Die Krankheit. — Abgeschlagene Bitten. — Die Sonn- und Festtage. — Der Krieg. — Der Chevalier will dienen. — Will nach London gehn. — Mylord Ferrers Tod. — Resignation. — Ein Mädchen meines Schlages.

Beaumarchais indeß konnte noch nicht völlig die Hoffnungen auf Schätze aufgeben, die er auf den Chevalier von Eon gründete. Sein Geist wurde stets

von diesem schönen Traume gemartert, den die unerbittliche Chevalière mit einem Worte in Wirklichkeit zu verwandeln vermocht hätte. Er bedauerte es, diesem lebhaften weiblichen Zorne so schnell nachgegeben zu haben, statt ihn mit männlicher Nachsicht zu entschuldigen. Einer Frau verzeiht man Alles. Er beschloß daher, sich der Chevalière wieder zu nähern, und ihr geschickt Avancen zu machen. In diesem leider verloren gegangenen Briefe beklagte er sich über die Grausamkeit derjenigen, die er lange seine kleine Dragonerinn genannt; sagte, er sähe ein, daß seine Person ihr stets verhaßt gewesen, kurz, cajolierte sie brieflich auf jede Weise, um die so rasch abgebrochene Unterhandlung wieder anzuknüpfen. Aber der Chevalier, dem diese selbstsüchtigen Caressen nicht sehr zu Herzen gingen, und dem die Kralle unter dem Sammetpfötchen nicht verborgen blieb, entschloß sich erst einige Monate später, ihm zu antworten.

Diese Antwort war etwas cavaliermäßig. Doch bot die kleine Dragonerinn die Hand, und schien etwas menschlicher werden zu wollen; aber diese gehoffte Versöhnung zerschlug sich bald wieder. Was war die Ursache? Wir wissen es nicht. Vielleicht lag sie in Beaumarchais' Vergeßlichkeit, dessen Ere-

dit bei Hofe sich damals in absteigender Phase befand. Er hatte genug zu thun, sich auf diesem stürmischen Meere aufrecht zu erhalten, in welchem ohne Unterlaß Klippen auftauchten, und in jedem Augenblicke drohten, seine Hoffnungen zu zerschellen.

Als nun der Chevalier von Eon nach sieben Monaten neuen Harrens nichts von Herrn von Beaumarchais vernahm, schrieb er an den Grafen von Vergennes, und bat ihn um definitive Erklärung, ob er hinfort Mann oder Weib sein müsse; ob er dieses Geschlecht, oder jenes, oder gar keins habe. Es war nun nachgerade Zeit, zu erfahren, woran er sei. Er bat daher, nach Frankreich zurückkehren, und direct mit dem Minister unterhandeln zu dürfen, vorausgesetzt, daß man ihm vollkommene Freiheit und Sicherheit garantiere.

Herr von Vergennes antwortete ihm eigenhändig:

An Fräulein von Eon, Chevalière in London.

Versailles, 12. Januar 1777.

»Ich habe Ihren Brief vom 1. d. M., mit welchem Sie mich beehrten, mein Fräulein, empfangen. Hätten Sie sich nicht vom Mißtrauen verleiten

lassen, welches Sie, ich bin davon überzeugt, nicht aus Ihren eigenen Empfindungen schöpften, so würden Sie schon längst in Ihrem Vaterlande der Ruhe genießen, welche jetzt mehr als je den Gegenstand Ihrer Wünsche bilden muß. Ist es Ihre ernstliche Absicht, zurückzukehren, so sind die Thore Ihnen noch immer geöffnet: Sie kennen die Bedingungen: vollkommenstes Schweigen über die Vergangenheit; ein Zusammentreffen mit den Personen zu vermeiden, welche Sie als die Ursache Ihrer Leiden ansehn; und endlich die Wiederannahme der Kleider Ihres Geschlechts. Gefällt Ihnen der Aufenthalt in Frankreich nicht, so bleibt es Ihnen unbenommen, sich nach Belieben an jeden Ort zu begeben.«

»Alles Obige melde ich Ihnen auf Befehl des Königs, und füge hinzu, daß der Ihnen zugestellte Geleitsbrief genügt; es steht also der Partie, welche Sie zu ergreifen wünschen, nichts im Wege. Erwählen Sie das bessere Theil, so wünsche ich Ihnen Glück; wo nicht, so bedaure ich, daß Sie der Güte des Herrn, der Ihnen die Hand bietet, nicht besser entsprochen haben. Sein Sie unbesorgt; sind Sie in Frankreich, so können Sie sich direct an mich wenden, ohne der Hülfe eines Unterhändlers zu bedürfen.«

»Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten Hochachtung zu sein,

»mein Fräulein,

»Ihr

»ergebenster und gehorsamster Diener

»von Vergennes.«

Durch diesen Brief bestimmt, entschloß sich der Chevalier, abzureisen; bevor er jedoch England verließe, wollte er auf diesem klassischen Boden der Wetten eine unübersteigliche Schranke zwischen sich und den Policen auf sein Geschlecht, die sich stets erneuerten, zurücklassen. Er reichte daher dem Großrichter von England eine Bitte um gerichtliche, feierliche Annullierung dieser scandalösen Wetten ein. Sein Gesuch wurde verworfen, und dadurch Assurancen aller Art auf das Neue Thür und Thor geöffnet. Der Chevalier appellierte gegen diese Entscheidung, welche ihn den Wölfen der Agiotage zum Fraße hinwarf. Er mußte fürchten, daß die Nachricht von seiner Abreise den Krieg unter den Spielern nur noch mehr anfeuerte, und er fürchtete, jeden Augenblick an einer Straßenecke ergriffen und gewaltsam einer genauen Untersuchung des streitigen Punctes unterworfen zu werden. Er entschloß sich daher, heimlich zu entfliehen. In der Nacht des

13. August 1777 verließ er London, und betrat am folgenden Tage, in seiner Uniform als Dragonercapitain, den französischen Boden, den sein Fuß seit vierzehn Jahren nicht berührt hatte. Am 17. kam er in Versailles an, und stellte sich, in seiner Uniform, dem Grafen von Vergennes vor, der ihn gütig und mit Auszeichnung empfing, ihn aber bat, Frauenzimmerkleider anzulegen. Der Chevalier sucht den Minister von der Unnöthigkeit dieser Metamorphose zu überzeugen; aber der König befiehlt sie. Am 27. August wird von der Hand Ludwigs XVI. folgende Ordre unterzeichnet, und demjenigen zugestellt, der darin noch Chevalier benannt ist:

Ordre des Königs, am 27. August 1777 dem Herrn Chevalier von Eon in Versailles eigenhändig zugestellt.

» Auf Befehl des Königs,

» Wird dem Charles Geneviève Louise Auguste André Thimothée von Eon von Beaumont aufgegeben, die gewöhnlich von ihm getragene Dragoneruniform abzulegen, und sich wiederum in die Tracht seines Geschlechtes zu kleiden, mit dem Ver-

bot, in andern Kleidungsstücken, als weiblichen, in dem Königreiche zu erscheinen.«

»Geschehen zu Versailles, 27. August 1777.«

Gezeichnet: »Ludwig.«

»Gravier von Vergennes.«

Der Chevalier macht den Einwurf, daß er nicht das geringste weibliche Kleidungsstück hat. — »Gut, ich übernehme seine Ausstattung,« sagt Marie Antoinette. Und nachdem die junge Königinn eine Zusammenkunft mit dem Dragoner gehabt, den sie in eine Begwine verwandeln will, nachdem sie ihm lachend anempfohlen hat, hübsch verständig und sanft zu sein, läßt sie ihre eigene Schneiderinn kommen, um selbst den Chevalier in eine Chevalière umzukleiden. Er mußte sich also ergeben, und kündigte seine bevorstehende Verwandlung dem Minister an. Während man seine Kleider und Hauben verfertigte, benutzte der Chevalier die letzten Tage seiner männlichen Existenz, um seine alte Mutter zu umarmen, die er seit vierundzwanzig Jahren nur ein einziges Mal gesehn hatte, als er sich durch Burgund zur Armee in Deutschland begab. Er wollte ihr zum letzten Male ihren Sohn zeigen, und seine Thränen mit den ihrigen vermischen, wenn er ihr seinen bevorstehenden Tod und seine Auferstehung anzeigte. Wie schmerzlich mußte

diese arme Frau erstaunen, als sie erfuhr, welche Veränderung in ihrer Familie geschehen sollte! Sie sollte zwei Töchter und keinen Sohn haben, und seufzte; denn ein Mutterherz findet für solchen Verlust keinen Trost. Der Sohn der Familie ist ein König, den nichts ersetzt. Fällt er, so verliert das Haus sein Diadem.

Man hatte dem Chevalier nur einen Monat zu seinen Sterbebesuchen gestattet. Am 2. September von Paris abgereist, kam er erst am 14. October zurück. Er hatte also eben so viele Tage für sein gegenwärtiges Leben von dem zukünftigen gewonnen.

Endlich wurde das Opfer gebracht, und an einem Novemberabende des Jahres 1777 verschwand der Chevalier von Eon, um am folgenden Tage mitten in dem erstaunten Paris und Versailles als Chevalière wieder zu erscheinen.

Hof und Stadt klatschten bei dieser Art sichtbarer Verwandlung in die Hände. Jeder drängte sich, die neue, in einem Dragoner gefundene Jeanne d'Arc in der Nähe zu betrachten, die von ihrer Uniform nichts behalten hatte, als ein großes, schönes Ludwigskreuz, welches stolz auf einem Baumwollenkissen ruhte, das bestimmt war, dem natürlichen Mangel eines Busens abzuhelfen. Kupferstiche stellten sie von allen Seiten und in jedem Costüme den

Augen des begierigen Publikums dar. Auf einem derselben, welches in London graviert war, war sie als Pallas dargestellt, mit dem Helme auf dem Kopfe, eine Lanze in der rechten Hand, und in der linken mit einem Schilde, um welches die Worte geschrieben waren: At nunc dura dedit discrimina Pallas. Zur Seite liegen Fahnen mit der Devise: Impavidam ferient ruinae.

In Paris stellte sie ein Künstler, Namens Pradel, unter beiden Formen dar, auf der einen Seite als Capitain, auf der andern als Jungfrau. Unter ersteres Bild hatte der Chevalier schreiben lassen: »den Dragonern der Armee gewidmet.« — »Das hätte er unter das zweite schreiben lassen sollen,« meinte ein Witzling.

In allen Häusern, in allen Salons riß man sich um die Chevalière, dieses Wunder, die Geliebte des berühmten Beaumarchais. Durch letztern Umstand wurde die Neugierde so sehr erregt, daß Spaßvögel sich nicht selten darüber lustig machten. Beaumarchais ärgerte sich; er, der so oft das Publikum angeführt, war nun selbst der Betrogene, und gerieth mit dem Chevalier in einen brieflichen Streit, der zum Theil sogar öffentlich, und oft recht bitter geführt wurde. Folgendes merkwürdige Bruchstück ist aus dem ersten

»Aufruf an die Frauen.«

»Herr von Beaumarchais hat mir die Achtung rauben wollen, auf der meine Existenz beruht. Ich verwirre ihn, indem ich seinen ohnmächtigen Zorn verlache. Er ist ein Thersites, den man peitschen muß, weil er es gewagt, mit Insolenz von Leuten zu reden, die besser sind als er, und die er achten mußte. Ich denunciiere und übergebe ihn allen Frauen meines Jahrhunderts, als einen Menschen, der seinen Credit auf Kosten einer Frau erheben, auf Kosten einer Frau sich Schätze erwerben, und endlich seine vereitelten Hoffnungen dadurch rächen wollte, daß er eine Frau verläumdete, der der Triumph und Ruhm ihrer Genossinnen über Alles am Herzen liegt.«

Die Copieen zweier seiner Briefe hatte Beaumarchais eigenhändig beglaubigt. Darauf bezieht sich folgende Nachschrift:

»NB. Pierre Caron, genannt Beaumarchais, hat die Copieen zweier von ihm publicierten Briefe eigenhändig beglaubigt und unterzeichnet. Ich lasse die Copie der beiden meinigen von Barthélémi Pille, genannt La Grenade, meinem Kammerdiener, beglaubigen und unterzeichnen, dessen Unterschrift stets vor Gericht und außerhalb desselben gültig gewesen ist.«

»Ich bescheinige, daß die beiden Briefe wörtlich

mit dem Original übereinstimmen, welches ich in meinen Händen habe.«

»Am 2. Februar 1778.«

Gezeichnet: »Pille, genannt La Grenade.«

Einige Tage nach diesem Federkriege empfing der Chevalier von Eon die Nachricht, daß der Oberrichter von England seinen eignen Urtheilsspruch entkräftet, und sämmtliche Policen und Wetten auf das Geschlecht des Chevalier annulliert habe. Auch diesen Triumph verkündigte er sogleich in einem zweiten Briefe an die Frauen, welchen er mit den Worten schloß:

»Ihr Beamten, die ihr meine Schwüre empfingt, Minister, die ihr mich accreditiertet, Generale, die ihr mich commandiertet, Cameraden, die ihr mir folgtet, Orden des heiligen Ludwig, dessen Mitglied ich bin: — theilt meine Freude! Ich habe England dem Gesetz der Ehre unterworfen! Frauen, nehmt mich in Eurem Busen auf, ich bin Eurer würdig.

»Die Chevalière von Eon.«

Wie man sieht, war es ihm mit seiner Metamorphose Ernst; er gab sich ganz für ein Weib.

Als solches nahm ihn denn auch das Pariser

Publikum. Die Damen öffneten ihm ihren Busen, wie er es dreist gefordert hatte. Schwesterschaften und Nonnenklöster boten von allen Seiten der kriegerischen Jungfrau die Hand. Denn der Chevalier von Eon machte jetzt auf allen Ruhm der Jeanne d'Arc Ansprüche, selbst auf den der Jungfrauenschaft! . . . Besonders zeichneten sich die Damen von St. Cyr durch ihre christliche Liebe aus, und ließen nicht eher mit Bitten nach, bis er versprochen hatte, zu ihnen zu kommen.

Wirklich begab er sich auch dahin. Aber das ist noch nicht Alles; er schlief daselbst acht Nächte, von den Damen und jungen Mädchen zurückgehalten, welche der edlen Schwester ihre Zelle und ihr Bett anboten. Der verkleidete Dragoner befand sich in dieser Caserne einer ganz neuen Art vortrefflich, und hielt daselbst mit Freuden eine lange Garnison . . . . Aber die Minister Ludwig's XVI. erfuhren den Streich. Der Graf von Vergennes und der Graf von Maurepas, ersterer erschrocken, dieser von ganzem Herzen lachend, schickten eilig eine Stafette ab, worin sie dem Satan befahlen, sogleich die heilige Stätte zu verlassen. Der belauerte Wolf gehorchte, aber sehr ungern. In Versailles wurde er tüchtig mitgenommen, versicherte aber, daß er nur in St. Cyr geblieben sei, um daselbst seine Andacht

zu verrichten, und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß die jungen Mädchen, unter denen er heilig gelebt habe, von ihm eben so unberührt und rein gelassen seien, als sie bei seinem Eintritt gewesen wären. Man war genöthigt, ihm auf das Wort zu glauben, und die Sache wurde unterdrückt. »Ach,« sagte bei dieser Gelegenheit der witzige Maurepas, »wie wird er diese Zeit benutzt haben, wenn er auch nur der vierte Theil von einem Manne ist! Will sich einer oder der andere von meinen Freunden verheirathen, so werde ich ihm zuverlässig nicht rathen, sich eine Frau aus St. Cyr zu holen.«

Dieses Abenteuer und einige andere, deren Spuren wir in den Papieren des Chevalier finden, waren die Vortheile seiner Metamorphose. Aber wenn auch einige Beneficien mit dieser Verkleidung verbunden waren, so war sie ihm doch stets eine schwere, drückende Last. Seine Constitution wurde wankend, und er fiel allmälig in jenen Zustand des Vergehens, der täglich und stündlich Qual ist. Bald endlich wurde er krank. Er bat Herrn von Sartines, Minister des Innern, und den Grafen von Vergennes um Erlaubniß, wiederum männliche Kleider anlegen zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. Als seine Krankheit zunahm, erneuerte er sein Gesuch in Ausdrücken, in welchen sich auf

eine einfache, rührende Art seine Leiden malten, erzählte die Qualen, welche er bei so veränderter Lebensart ausstehe, die Kosten seines Unterhalts, welche jetzt bedeutend höher seien, da er Bedienten, einen Wagen, Kleider und Putzsachen ohne Ende bedürfe, während in seinem Militairstande eine einzige Uniform, ein einziges Pferd und ein einziger Bediente hingereicht hätten, und bat endlich um die Gnade, nur an Sonn- und Festtagen verpflichtet zu sein, seine weiblichen Kleider zu tragen.

Auch diese zweite Bitte wurde, wie die erste, verworfen.

Indeß hatte das Cabinet von Versailles offen Partei für die Vereinigten Staaten von Amerika genommen, und mit Benjamin Franklin, ihrem Gesandten, einen Alliance- und Handelsvertrag geschlossen. Der Krieg war also zwischen Frankreich und England erklärt. Bei dieser Nachricht erhob der Chevalier sich von seinem Schmerzenslager. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß er seinem Vaterlande noch nützlich sein könnte, und hoffte, daß man zum Lohn für die Dienste, welche sein Arm leisten könnte, ihn von seinen Fesseln befreien würde. Er schrieb daher zum dritten Male an Herrn von Sartines, stellte ihm vor, daß er es bei einem Kriege unmöglich aushielte, in Frauenkleidern zu stecken,

und um Erlaubniß bäte, seine Uniform und Waffen wieder anlegen zu dürfen, um dem erhabenen Enkel Ludwigs XV. sein Leben und seine Pension zu opfern. Nur so lange der Krieg währe, bäte er um dieses Recht, das er sein ganzes Leben hindurch genossen habe, und dem er, da er es in seiner Jugend nicht gemißbraucht habe, gewiß auch in dem Alter von 50 Jahren Ehre bringen werde. »Im Frieden,« schrieb er, »werde ich willig meine Weiberkleider wieder anlegen. Ueberdies will ich schriftlich allen Ministern mein Ehrenwort geben, nie Jemand anders anzugreifen, als die Feinde Frankreichs. Sie wissen, was ich damit sagen will. Ich werde mir nur das natürliche Recht vorbehalten, mich gegen diejenigen zu vertheidigen, welche mich angreifen möchten. Zitternd erwarte ich Ihre Antwort, und bin Ihre Sie hochachtende ergebenste Dienerinn

»von Eon.«

Dieselbe unerbittliche Weigerung!

Da er von seinen Kerkermeistern nichts erlangen konnte, so suchte er sich zu entfernen, um ihnen aus den Augen zu kommen und ihre Wachsamkeit zu täuschen.

Er hatte in London noch einen Theil seiner

Effecten, ein beträchtliches Mobiliar, seine Papiere und seine Bibliothek, »welche,« sagt er, »aus 8000 Bänden und 200 kostbaren Manuscripten bestand, die ich in meiner Wohnung ließ, für welche ich jede Woche einen Louisd'or zahlte.« Er bat um Erlaubniß, eine letzte Reise nach England machen zu dürfen, um die verschiedenen Gegenstände, welche dort nur verderben würden, zu verkaufen oder mitzubringen. Seine Bitte würde verworfen, wie folgender Brief zeigt:

An Herrn von Vergennes.

Versailles, 21. October 1778.

»Mein Herr,

»Ich habe die Antwort erhalten, mit welcher Sie mich gestern beehrten, indem Sie mir den Willen Sr. Majestät, in Bezug auf meine Bitte, notificierten. Ich habe keinen andern Willen, als den des Königs und den Ihrigen. So begnüge ich mich denn, Ihnen zu bemerken, daß ich, weil ich so willig dieser Einladung folgte, mich durch diese Rückkehr, durch meine Metamorphose, durch eine lange Krankheit, durch diesen Krieg, durch den beinahe plötzlichen Tod des Lord Ferrers *), durch die

*) Wir finden in den Papieren des Chevalier von Eon

Nichtbezahlung des Restes, welchen man mir gesetzlich schuldet, mich in meiner Gesundheit, meinem Vermögen, meinen Effecten und meiner Bibliothek, dieser für meine Börse so theuren Geliebten, ruiniert sehe. Alles dieses, glaubte ich, verdiente wohl einige Beachtung von Seiten eines so erleuchteten, billig denkenden Ministers, wie der Herr Graf von Vergennes ist, der mir versprochen hatte, mich nach meiner Rückkehr nach Frankreich glücklich zu machen, der mir versprochen hatte, mich gehn zu lassen, wohin ich wollte, nach seinem Briefe vom 12. Juli 1777, und nach dem eigenhändigen Versprechen Ludwigs XV. vom 1. April 1766; und der Minister weiß ja, daß ich in meiner jetzigen Lage weder glücklich, noch frei bin.«

»Ich weiß recht gut, daß Sie mir sagen können, der gegenwärtige Krieg verändere die Umstände. Darauf antworte ich: daß ich nicht nach England gehe, um daselbst zu intriguiren, sondern allein in meinen eigenen Angelegenheiten; daß ich dem Könige und der Königinn von England, ihren Ministern, Mylord Bute, ihrem Günstlinge, und dem brittischen Publikum so bekannt bin, daß sie mir auf

---

keine Details über den Tod dieses wackern Seemanns, der so lange sein treuer Liebhaber und ergebener Freund war.

meine einfache Aussage glauben, während die Gesandten und Andere viel Mühe haben, sich durch den ganzen Pomp der Majestät Vertrauen zu erwerben. Ich habe die schriftliche Versicherung, daß ich in London gut aufgenommen werde, und werde selbst die des Königs bekommen, sobald ich will; aber nur mit des Königs und Ihrer Erlaubniß werde ich davon Gebrauch machen. Ich kenne die englischen und französischen Gesetze genug, um zu wissen, daß ich nach London gehen kann, wann ich will, und ich gehe einzig deshalb nicht dahin, weil ich dem Könige meinem Herrn und seinem Minister gehorsam sein will.«

»Ich bin und werde stets mit der ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit sein, gnädiger Herr,

»Ihre ergebenste Dienerinn

»die Chevalière von Eon.«

Die Minister wurden durch diese Ergebung, durch diese passive Resignation des Märtyrers nicht gerührt! *)

Ein düstere, stumme Verzweiflung ergriff ihn.

*) In einem Postscriptum richtete er sich jedoch bei dem bloßen Namen Beaumarchais wieder auf.

„Was Herrn von Beaumarchais betrifft," sagte er, „der Mylord Ferrers und mich, trotz seines Ehrenwortes, betrogen hat, so hege ich die tiefste Verachtung gegen ihn,

Er behielt seine Kette, und protestierte nicht mehr gegen seine schimpfliche Gefangenschaft. Nur wenn er bisweilen, den Kopf in die Hand gestützt, an Vergangenheit und Zukunft dachte, drangen ein Paar Thränen aus seinen Augen und rollten über seine eingefallenen Wangen.

Der Himmel jedoch hatte noch nicht alle seine Schläge erschöpft. Nachdem er den Mann und den Krieger getroffen, die unter der Verkleidung auf gleiche Weise litten, griff er noch eine andere Seite seines Wesens an, und bereitete ihm einen Schmerz, der weit empfindlicher, stechender war, als die vorigen.

---

seine Schützer, seine Gönner und seine Anhänger; und es wird eine Zeit kommen, wo ich genanntem Caron meine Denkweise in Bezug auf Worthalten und Ehre per argumentum ad hominem demonstrieren werde. So, mein Herr, denkt und muß ein ehemaliger Vertrauter Ludwig's XV., ein ehemaliger Dragonercapitain, ein ehemaliger Ludwigsritter, ein ehemaliger königlicher Censor, ein ehemaliger bevollmächtigter Minister Frankreichs, ein ehemaliger burgundischer Edelmann und ein neues Fräulein meines Schlages denken!"

Zehntes Capitel.

Unerwarteter Besuch. — Freude und Ueberraschung. — Die Chevalière wird nach dem Chevalier gefragt. — Du bist's! — Mein Kind? — Uebermaß von Glück. — Achtzehn Jahre zuviel. — Geschichte von Nadège's Verschwinden. — Der aufgefangene Brief. — Wuth einer Kaiserinn. — Das Crucifix. — Die Abreise. — Der Kerkermeister. — Ich war Mutter! — Die Festung Jaick. — Der falsche Peter III. — Pugatscheff. — Der eiserne Käfig. — General Bibikoff. — Flucht. — Graf Panin. — Ankunft in Paris. — Er und sie. — Ein Name für das Kind und die Ehre für die Mutter. — Dramatische Situation. — Warum diese Verkleidung? — Antwort. — Die zerrissenen Kleider. — Vater und Mutter knieen. — Bedenken Sie! — Tod des Kindes. — Reise des Chevalier nach Tonnerre. — Die Magd.

»Ich hatte mich,« sagt er, »in meine Einsiedelei des Pont-Montreuil bei Versailles eingeschlossen, und wollte nicht mehr ausgehn; denn die Kleider, welche ich trug, waren mir ein Abscheu. Ich glich dem Verurtheilten, der, eben erst in dem Bagno angekommen, sich scheut, am hellen Tage mit der Livree

zu erscheinen, deren Unehre er sich noch nicht zu eigen gemacht hat. Er wagt nicht, die Füße zu bewegen, um die Kugel nicht zu fühlen, welche er unerbittlich nach sich schleppt. So schämte ich mich vor mir selbst, und wagte kaum mich zu rühren, um diese Kleider und Röcke nicht zu bewegen, deren Rauschen meinem Ohre wie Kettengerassel klang. Ich suchte die Gegenwart, mich selbst, die Erde zu vergessen, und Auge und Gedanken richteten sich auf zum Himmel, als zu dem Wohnsitze der Freiheit. — Da kam mein Kammerdiener und weckte mich aus meiner Träumerei mit den Worten, daß eine Dame mich zu sprechen wünsche. Ich sagte Pille, er möchte sie bitten, ein ander Mal wiederzukommen. Nach einigen Minuten jedoch kam er wieder, und sagte mir, die Dame sei eine Fremde, und bitte inständigst, vorgelassen zu werden.

»Eine Fremde,« sagst du? »Aus welchem Lande ist sie?«

»Sie ist eine Russinn, oder kommt wenigstens aus Rußland.«

»Aus Rußland!« rief ich unwillkürlich. Die Erinnerung an Nadège überfiel mich wie ein Blitz.

»Seit 17 Jahren hatte ich sie nicht gesehn, und da ich seit sechszehn Jahren gar keine Nachricht von ihr erhalten hatte, so hielt ich sie endlich für

todt. Und dennoch stritt fortwährend ein geheimer Instinct in mir gegen die Stimme des Raisonnements, auf welches dieser Glaube gegründet war. Ich dachte, sie sei todt, und fühlte, daß sie noch leben müsse. Besonders des Nachts erschien mir Nadège und an ihrer Seite ihr Kind; denn durch den Brief des Doctor Poissonnier vom 10. Febr. 1761 war ich überzeugt, daß sie Mutter sei.

»Als ich von Pille, meinem Kammerdiener, das Wort »Russinn« aussprechen hörte, glaubte ich zwar nicht, daß es Nadège sei; aber es schwebte mir dunkel die Möglichkeit vor, daß sie es sein könne.

»Laß sie eintreten!« rief ich meinem Diener zu, und sprang so rasch auf, daß er erschrocken zurückfuhr, und eilig hinauslief. — Mein Herz schlug so heftig, daß ich genöthigt war, mich wieder zu setzen.

»Die Thür öffnete sich .... es erschien eine Frau, in die Tracht des nördlichen Rußlands gekleidet .... meine Augen fallen auf ihr Gesicht .... ich schreie laut auf und stürze mich, rascher als der Blitz, in ihre Arme. »Nadège!« rief ich; denn sie war es. Ich erkannte ihr schönes, männliches Gesicht, trotz der Veränderungen, welche Leiden und Zeit darin hervorgebracht hatten ....

So hänge ich an ihrem Halse, umschlinge sie, bedecke, ersticke sie mit meinen Küssen .... Sie empfängt alle diese Beweise der Zärtlichkeit mit Aufregung, aber ohne sie zu erwidern. Ja, sie scheint sogar eine Beendigung derselben zu wünschen .... Ich erstaune über diese Kälte und sehe sie an .... Sie ist zerstreut .... Ihre Blicke durchsuchen ungeduldig und in sichtbarer Zerstreuung das Zimmer.

»Was hast Du? was suchst Du?« frage ich.

»Ihren Herrn Bruder,« antwortet sie verlegen .... »denn Sie sind seine Schwester, nicht wahr? O, ich habe Sie sogleich an der Ähnlichkeit erkannt .... aber wo ist er? Im Namen des Himmels, sagen Sie mir's, damit ich ihn sehe.«

»Zittern ergreift mich bei diesen Worten, aus meinen Gliedern dringt ein kalter Schweiß.

»Ich bin es selbst,« sagte ich mit innerer Schaam; »ich selbst bin der Chevalier von Eon, Dein Freund, Dein Geliebter .... der, welchen Du suchst.«

»Unmöglich.«

»Und doch wahr! Nadège, meine Nadège, Du glaubst mir nicht? Wäre ich nicht der Chevalier, wie würde ich Dich erkannt haben?«

»Es ist wahr,« antwortete sie, noch immer zögernd .... »aber diese Verkleidung? ....«

»Ich werde Dir Alles erklären.«

»Er ist's . . . . Du bist's! Jetzt erkenne ich Deine Stimme!« Nun warf sie sich in meine Arme, und umschlang mich, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Vergebens bewegen sich ihre Lippen, ihr Herz ist zu voll, als daß es auch nur einer Sylbe den Durchweg gestattete.

»Und Dein Kind!« rief ich instinctmäßig, als hätte ich wirklich gewußt, daß sie Mutter sei.

»Du weißt es also,« sagte sie, fast wahnsinnig vor Entzücken . . . . »Es ist in Frankreich, bei mir, in Paris . . . . Es erwartet uns.«

»Ich that einen Schritt nach der Thür, um fortzueilen und sie mit mir zu schleppen; aber die Kraft hatte sie verlassen. Sie sank auf die Kniee nieder . . . . ich laufe zu ihr, hebe sie auf, trage sie auf ein Ruhebett, reiße an dem Glockenzuge, als ob ich ihn abreißen wollte, und rufe aus vollem Halse nach meinem Kammerdiener und seiner Frau.

»Es ist nichts,« sagte sie; »rufe nicht . . . . es war eine Schwäche . . . . ein Übermaaß von Glück . . . . Ich war zu glücklich und konnte es nicht ertragen. Ich begreife nun, daß die Freude tödten kann! Aber jetzt bin ich gerettet.«

»Pille und seine Frau liefen auf mein Geschrei

herbei. Ich schickte sie wieder fort, denn Nadège hatte sich bereits erholt.

»Aber löse mir,« sagte ich nach einer Weile, »das Räthsel Deines Verschwindens; besonders das Deiner Rückkehr.«

»Ich will Dir Alles erzählen,« sagte sie, mich umarmend. »Meine Geschichte wird nicht lang sein. Einen Monat nach Deinem Abschiede hatte ich weder von Dir, noch von Sophie Charlotte von Mecklenburg, auf deren Freundschaft und Hülfe ich gerechnet hatte, eine Nachricht empfangen. Ich lag in allen Ängsten der Erwartung, Ungewißheit und des Schmerzes, als ich eines Morgens zu der Kaiserinn Elisabeth beschieden wurde.«

»Ich fand Ihre Majestät in einer Wuth, die ich nicht schildern kann. Ich kannte die Ursache nicht, errieth aber sogleich, daß mir ein Unglück drohe.«

»Bei der Kaiserinn war ein Mann, den ich damals nicht kannte, nachher aber nur zu gut kennen lernte. Es war der Gouverneur einer am Ufer eines Flusses, dessen Namen Du wohl nie gehört hast, des Jaick, erbauten Festung. Sie liegt weit, weit von Rußland entfernt, in der Provinz Orenburg. *)«

*) In dem asiatischen Rußland, im Lande der Tartaren, 450 Lieues von St. Petersburg entfernt.

»Vor Elisabeth stand ein Tisch mit einem offenen Briefe; in der Hand hatte sie einen andern Brief, den sie zerknitterte, als wolle sie ihn zerreißen. Sie nahm mich bei dem Arme, zog mich heftig an sich heran und hielt mir rasch das Papier dicht vor die Augen, in welchem ich sogleich Deine Handschrift erkannte.«

»Ha! er war Dein Geliebter!« rief sie. »Er will Dich heirathen! Und deshalb läßt er Dich durch diese kleine Herzoginn reclamieren.« Dabei zeigte sie mir Sophie Charlotte's Brief. »Er wollte Dich meiner Gewalt entziehen. Wahrlich, der Plan ist nicht schlecht ersonnen. Zum Glück habe ich ihn entdeckt; und was ich einmal habe, das halte ich fest.«

»Sie werden abreisen,« fuhr sie fort; »aber weder nach Frankreich, noch nach Deutschland. Sie werden mich verlassen, aber nicht, um zu Ihrem Geliebten zu gehen! . . . .«

»Ist Alles bereit?« fragte sie dann den Mann, der unbeweglich neben uns stand.

»Es ist Alles bereit,« antwortete der Mann.

»Sie erhob sich, nahm ein an der Mauer hängendes Crucifix, und sagte, indem sie es ihm reichte: »Schwören Sie auf dieses Crucifix, daß Niemand erfahren soll, wohin Sie dieses Mädchen

führen. Schwören Sie, daß selbst nach meinem Tode Niemand es erfahren soll; daß sie, so lange Sie leben und Gouverneur von Jaick sind, ihre Gefangene bleibt, wer sie auch zurückfordern mag, und wäre es der Souverain, mein Nachfolger! Schwören Sie, und ich werde halten, was ich Ihnen versprochen habe.«

»Ich schwöre es,« sagte der Mann, indem er die Hand auf das Crucifix legte.

»Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und fiel der Czarinn, um Gnade flehend, zu Füßen. Aber sie lachte kalt und eisig. Ich fühlte, daß mein Schicksal unwiderruflich bestimmt war, und nie habe ich diese unerbittliche Rache begreifen können. War ich denn so strafbar, weil ich Dich geliebt hatte? verdiente dieser Fehltritt eine ewige Folter?«

»Führen Sie sie jetzt fort,« sagte die Czarinn zu demjenigen, in welchem ich nun meinen Kerkermeister sah.

»Als ich diesen Befehl hörte, sprang ich zurück, um der schrecklichen Hand auszuweichen, welche sich schon nach mir ausstreckte. Ich wollte fliehen, aber die Kraft verließ mich, und ich stürzte ohnmächtig nieder.«

»Als ich wieder zu mir kam, war ich allein mit dem Manne, in einem hermetisch verschlossenen

Wagen. Ich flehte ihn an um Schutz und Freiheit, aber auch er lachte. »Ah, mein schönes Fräulein,« sagte er unter andern Spöttereien, »Ihr Fang ist reicher, als ich hoffte. Ich glaubte, wir wären nur unsrer zwei, und jetzt sehe ich, daß wir zu drei reisen.« Ich verstand nichts von dieser dunkeln Ironie. Späterhin erzählte er mir, ich hätte lange Zeit in dem Zimmer der Czarinn in Ohnmacht gelegen: diese habe an mir etwas Außerordentliches bemerkt (das sind seine eigenen Worte), sie habe dann einen Arzt gerufen, und dieser habe erklärt, ich sei schwanger.«

»Bei dieser Erklärung sah mich der Mann mit einem wilden Vergnügen an; er wollte sich an meiner Verwirrung, meinen Thränen weiden, war aber sehr erstaunt, als diese Nachricht, statt mich niedergeschlagen zu machen, meine Kräfte und meinen Muth wieder belebte. Ich war Mutter! war folglich nicht ganz mehr von Dir getrennt. Ich bat den Himmel, Dir zu offenbaren, daß ich die Frucht unsrer Liebe in meinem Schooße trüge .... Er hat mich erhört, denn Du zuerst hast von unserm Kinde geredet.«

»Ich erzählte Nadège, welche Ereignisse und Vermuthungen mir diese Hoffnung gegeben hätten, und sie fuhr fort.

»Nach einer Reise, deren Dauer ich nicht bestimmen kann, so lang erschien sie mir, kamen wir an dem Orte unsrer Bestimmung an. Ich wurde in die Festung am Ufer des Flusses eingesperrt; vierzehn Jahre lang war dieser Fluß meine einzige Zerstreuung.«

»Indeß war ich Mutter geworden, und mein Sohn .... ah, dieses Wort erfüllt Dich mit Beben, es macht Dich glücklich, nicht wahr? .... mein Sohn wuchs an meiner Seite heran. Meine Henker waren in ihrer Grausamkeit so mitleidig gewesen, uns nicht zu trennen. Ich hatte ihm zwei Namen von Dir, Charles Thimothée, gegeben, und glaubte, wenn ich sie aussprach, mit Dir zu reden. Uebrigens ist Dein Sohn Dir so ähnlich, daß auch meine Augen sich dieser süßen Täuschung hingaben.«

»Dreizehn Jahre lebte ich so mit meinem Sohne allein, als plötzlich unsre Einsamkeit durch Kriegslärm unterbrochen wurde. Ein unbekannter Mann, ein Cosack glaube ich, war in das Land gekommen, und hatte sich für den Mann der regierenden Kaiserinn ausgegeben, die, wie es scheint, schon lange todt ist. Dieser verwegene Mann wußte sich Anhänger zu verschaffen, und bewirkte eine Empörung in der Provinz, in welcher ich war. Man schickte

Truppen gegen ihn; auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt, und eines Morgens sagte mir der Gouverneur, ich müsse mein Gemach, das verwahrteste in der ganzen Festung, verlassen, um es dem ihm von den Seinigen ausgelieferten Betrüger einzuräumen. In der That wurde auch dieser Cosack, den man, glaube ich, Pugatscheff nannte, mit Ketten beladen von einem Corps russischer Soldaten herbeigeführt.«

»Dadurch gewann ich einige Freiheit. Die Aufmerksamkeit des Gouverneurs und der Garnison war ausschließlich auf den Gefangenen gerichtet. Auch lebte ich nun bereits so lange in der Festung, daß sich Alle an mich gewöhnt hatten und kaum noch auf mich Achtung gaben.«

»Am Tage vor der Abführung dieses armen Cosacken nach Moscau in einem eisernen Käfig, betrachtete ich mit meinem Sohne die Exercitien der Soldaten, welche sich zur Abreise anschickten, als meine Augen denen des Generals begegneten, welcher die russische Division commandierte .... ich erkannte in ihm einen Officier, den ich oft am Hofe Elisabeth's gesehn hatte, und der ein Freund und Camerad meines Vaters gewesen war. Es war der General Bibikoff .... Ich stellte mich ihm so in den Weg, daß ich von ihm bemerkt werden mußte.

Er erkannte mich sogleich, und wollte auf mich zu kommen; aber ich gab ihm mit der Hand ein Zeichen; er unterdrückte sein Erstaunen, entfernte sich von seinen Officieren und folgte mir endlich in das Zimmer, in welches er mich eintreten sah. Dort erzählte ich ihm meine Leiden und flehte ihn um Beistand an. Er wurde von meinen Thränen gerührt, und versprach mich zu retten.«

»Am folgenden Morgen sollte der Cosack Pugatscheff die Festung verlassen. Der General verzögerte die Abreise bis zur Nacht. Im Laufe des Tags ließ er mir zwei vollständige Männeranzüge für mich und meinen Sohn zukommen, und des Abends, als alle Hände beschäftigt waren, verschwanden wir mitten unter den auf Posten stehenden Soldaten, deren Uniform wir trugen. Sichere Leute erwarteten uns und brachten uns rasch vom Jaick nach der kleinen Stadt Simbirsk, wo ein anderer Freund meines Vaters und Bibikoffs commandierte, der General Graf Panin. Mein Befreier hatte mir einen Brief an ihn mitgegeben .... Panin nahm mich väterlich auf, und ließ mich ohne Zeitverlust nach einem seiner entferntesten Schlösser bringen. Er fürchtete, daß der Gouverneur von Jaick mich verfolgen lassen, und mir überall Steckbriefe nachsenden würde. Dann würde ich ohne

Zweifel von Neuem arretiert und in meinen Kerker zurückgeschleppt worden sein.«

»Du irrtest Dich, ach!« unterbrach ich Nadège. »Katharina II., die neue Kaiserinn, hätte Dich gnädig aufgenommen. Sie hat lange Nachsuchungen für Dich anstellen lassen, um Dich der Freiheit wiederzugeben!«

»Großer Gott! warum habe ich das nicht gewußt! . . . . ich hätte Dich drei Jahre eher wiedergesehn! Der Graf Panin wollte mich nicht eher abreisen lassen. Endlich, als er glaubte, daß man mich sammt den Verfolgungen vergessen haben würde, entließ er mich aus dieser Einöde. . . . Nach einer langen, ach! sehr langen Reise kam ich in Paris an. Kaum aus dem Wagen gestiegen, spreche ich Deinen Namen aus, vor Angst zitternd, ich möchte Dich nicht finden können. Aber zu meiner größesten Freude kannten alle Personen, welche ich fragte, Dich ganz genau. ‚Sie wollen ihn besuchen?‘ fragten die Einen, ‚Sie wollen sie besuchen?‘ die Andern. Hast Du denn eine Schwester, welche berühmt geworden ist?«

»Ja,« antwortete ich zögernd.

»Das dachte ich, und als ich hier eintrat, glaubte ich von dieser Schwester umarmt zu wer-

den. In diesem Glauben habe ich Deine Zärtlichkeit nur halb erwidert.«

»Damit warf sie sich von Neuem in meine Arme, und küßte mich in trunkner Wonne. . . .

»So habe ich Dich denn wiedergefunden!« rief Nadège in wahnsinniger Freude. »Endlich bin ich bei Dir, um Dich nie wieder zu verlassen!«

»Aber unser Kind, mein Sohn . . . . warum hast Du ihn nicht mitgebracht?«

»Ach! ich konnte es nicht. Als wir in Paris ankamen, ist der arme Charles, durch die Reise erschöpft, von einem Fieber befallen worden. Er wollte mit mir gehen, aber der Arzt des Hôtels, in welchem wir abgestiegen, erlaubte es nicht . . . . versicherte indeß, daß seine Unpäßlichkeit nichts zu bedeuten habe. Da ließ ich Charles unter seiner Obhut, und ging allein, seinen Vater und meinen Gatten zu suchen!«

»Bei diesen letzten Worten erbebte ich. Sie enthüllte mir einen Gedanken, den ich bis dahin noch nicht gehabt, ein Licht, welches plötzlich meine und Nadège's Zukunft erhellte. Die Unglückliche suchte die Ehre für sich und einen Namen für ihr Kind . . . . sie kam zu mir als zu einem Gatten, einem Vater! Und ich konnte weder das Eine, noch das Andere sein, denn ich war ja nicht einmal mehr

ein Mann. Unversehens überraschte mich dieses neue Resultat meiner Metamorphose, an welches ich nie gedacht hatte. Seit sechzehn Jahren hielt ich Nadège für todt, ich hatte sie beweint. Ihre Ankunft war für mich eine wirkliche Auferstehung. . . . Als ich den durch meine eignen Hände und für immer zwischen Nadège, ihrem Kinde und mir ausgehöhlten Abgrund bemerkte, wurde ich von einer Art Schwindel befallen; ich fuhr mit der Hand an meine Stirn, bebte erschrocken zurück, und schrie unwillkührlich: »O, mein Gott! mein Gott! . . . .«

»Was ist Dir?« fragte Nadège, indem sie sich mir erschrocken näherte.

»Nichts, nichts,« antwortete ich.

»Aber Du zitterst. Vielleicht quälen Dich diese abscheulichen Kleider. Gott verzeihe mir, er hat ein Corsett an! geschwind das Corsett weg! . . . . Wozu überhaupt diese Verkleidung? Du hast es mir noch nicht gesagt. Vielleicht wieder eine diplomatische Verkleidung? . . . . Spielst Du auch hier die Vorleserinn bei irgend einer Fürstinn? . . . . O, Du bist nicht mehr der kleine Eon von neunzehn Jahren; Du siehst aus wie eine alte Matrone, wie Deine Kammerfrau in St. Petersburg . . . . weißt Du noch? die, welche Du Deinen Tambour-Major nanntest.«

»Dabei umarmte sie mich lachend.

»Allons,« fuhr sie fort, »wirf diese Spitzen und schönen Kleider von Dir; Charles mag sie zum Carneval anziehn. Du bist zu alt zum Verkleiden. Das war gut vor zwanzig Jahren, bei Deiner Nadège. Zieh rasch Deine Männerkleider wieder an; ich sehe Dich lieber als Papa, denn als Mama. Schnell, schnell!«

»Schon begann ihre geschickte Hand mir die Nadeln auszuziehn.

»Halt!« sagte ich, indem ich ihre Hand festhielt.

»Du wirst doch hoffentlich nicht in diesen Kleidern bleiben? Du wirst doch in diesem Costüm unsern Charles nicht besuchen wollen?«

»Ich werde ihn in diesem Costüm besuchen.«

»Und warum? Darfst Du es nicht ablegen?«

»Nein.«

»Nicht auf einen Tag?«

»Nicht heute, nicht morgen . . . kurz, nie.«

»Was sagst Du?«

»Die Wahrheit. Diese Tracht ist die meinige geworden, ich bin dazu auf ewig verdammt; auch nicht auf eine Stunde darf ich sie ablegen, denn ein Mann bin ich nur noch in den Augen Gottes und

der Natur; in den Augen der Welt und des Gesetzes bin ich ein Weib.«

»Nadège sah mich mit schweigendem Erstaunen an.

»Ja,« fuhr ich fort, »meine Zukunft ist unwiderruflich bestimmt; ich habe mein Schicksal mit eigner Hand unterschrieben . . . Ich erwartete Dich nicht, arme Nadège! Gott allein wußte, daß Du zurückkehren würdest, und hat nicht meinen Mörderarm aufgehalten, hat mir nicht gesagt: »Du willigst in Deinen Tod, und ein Weib und ein Kind leben noch für Dich. Deine Existenz, Dein Name gehören ihnen; sie werden Beides zurückfordern.« Er hat mir nichts gesagt, und ich habe über meine Existenz, über meinen Namen verfügt. Der Himmel warf mich in den Schlund, und als ich tief unten lag, zeigte er mir oben am Rande das Glück . . . O, es ist schrecklich, schrecklich! . . . . Du glaubtest hier einen Gatten für Dich, einen Vater für Dein Kind zu finden . . . . Du forderst von mir die Ehre zurück, welche ich Dir geraubt . . . Siehe, ich kann sie Dir nicht zurückgeben . . . ich habe mich selbst verleugnet, mich selbst verkauft! . . . . «

»Nadège war auf ihren Stuhl zurückgesunken, und weinte heiße Thränen.

»Oh, wie soll ich die Verzweiflung ausdrücken, welche diese einfachen Worte in mir erregten! Eine Art Wuth bemächtigte sich meiner, ich legte Hand an mich selbst, und die Kleider, welche ich trug, flogen in Stücken umher. Ich zerriß sie mit den Nägeln, mit den Zähnen, und zertrat das Uebrige mit den Füßen.

»Komm mit mir zu meinen Henkern,« sagte ich zu Nadège, »Dir werden sie vielleicht bewilligen, was sie mir abgeschlagen haben.« Und nachdem ich ein anderes weibliches Kleid statt des zerrissenen angezogen, nahm ich Nadège bei der Hand und ging direct zu Herrn von Vergennes.

»Herr von Vergennes war taub für unsre Bitten.

»Ich ging zu Herrn von Maurepas.

»Herr von Maurepas war taub bei unsern Bitten.

»Zu Herrn von Sartines.

»Herr von Sartines war taub bei unsern Bitten.

»Ich wollte mich dem Könige zu Füßen werfen.

»Halt!« sagte mir Herr von Sartines in einer Bewegung, der er nicht völlig Herr werden konnte. »Was wollen Sie beginnen? Einen für Madame unnützen, und für Sie verderblichen Scandal verursachen. Es giebt Verpflichtungen, die man allerdings ablehnen kann, die aber, hat man sie einmal unterzeichnet, unwiderruflich sind. Dahin gehört

Ihre Verkleidung. Sie verlassen Frankreich, werden Sie sagen . . . Erstlich wird Ihnen das schwer werden; aber wenn es Ihnen auch gelänge, so würde doch stets die nämliche Alternative bleiben: Bastille oder ewige Verbannung.«

»Es ist genug,« sagte Nadège mit einer Ruhe und Seelenstärke, welche ich verloren hatte, »wir kennen jetzt Beide unsere Pflicht. Es giebt hier nur noch eine Chevalière von Eon; für mich, wie für die Welt, existiert der Chevalier nicht mehr.«

»Ich verwarf das Opfer dieses Engels.

»Gut,« sagte der Minister, »wir werden sehen.«

»So lassen Sie mich nach England reisen.«

»Das können wir Ihnen erst nach dem jetzigen Kriege bewilligen.«

»Das war das Resultat dieses Schrittes.

»Ich sah meinen Sohn, Nadège's Kind . . . Das Fieber hatte zugenommen, so daß wir ernstliche Besorgnisse hegten. Dennoch verschaffte es uns Zerstreuung in unserm unsäglichen Kummer. Wir dachten nur noch an die Rettung dessen, den wir zu verlieren fürchteten. Aber die Vorsehung war entschlossen, mich den Leidensbecher bis auf den Grund leeren zu lassen. Vierzehn Tage lang wichen wir nicht von dem Lager unsers Kindes . . . .

Aber unsere Sorgfalt war unnütz. Die durch die lange Reise geschwächte Natur des armen Kleinen konnte sich nicht wieder erholen . . . Durch mich in die Welt gekommen, sollte er meinetwegen sterben.

»Die verschiedenen physischen und moralischen Erschütterungen warfen mich endlich auf das Krankenlager. Ich wurde so elend, daß die Aerzte mir, bei Verlust des Lebens, eine rasche Aenderung der Atmosphäre und der Lebensweise verordneten. Man rieth mir daher, mich in meine Heimath zu begeben. Anfangs weigerte ich mich, nach Tonnerre zu gehen, weil dort Jedermann mich kannte, Nadège also mich nicht begleiten konnte. Aber mein Zustand wurde mit jedem Tage schlimmer, und ich mußte endlich dem Willen der Aerzte gehorchen. Nadège wollte mir folgen. »Glaubst Du denn,« sagte sie, »daß ich meine Ehre mehr liebe, als Dich?« Aber ich machte ihr begreiflich, daß nicht *sie* es wäre, die ich zu beleidigen fürchtete. Ich müßte eine Familie, eine Mutter schonen.

— »Und doch nimmst Du eine junge, hübsche Kammerfrau mit.«

— »Sie hat einen Mann, der in meinem Dienste steht, und sie vor Verläumdungen sichert.«

»Sie ergab sich.

»Ich reiste mit Pille ab, dessen Frau uns in der That folgen sollte.

»Wenige Tage befand ich mich in Tonnerre, im Schooße meiner Familie, als Pille mir meldete, daß seine Frau so eben angekommen sei; er stellte sie meinen Verwandten vor.

»Wie groß war mein Erstaunen, als ich Nadège erkannte! Nadège, die Pille's Frau vermocht hatte, ihr ihre Stelle abzutreten! Nadège, welche, um mich zu sehn und zu behüten, sich bis zum Stande einer Dienerinn erhoben, sich bis zu einer Magd veredelt hatte.

»Bei dem Anblick dieser erhabenen Erniedrigung war ich auf dem Punkte, sie zu verrathen; aber das Wort erstarb mir auf den Lippen . . . Ich konnte nur anschaun, bewundern und anbeten.«

»Geschäfte vorschützend, schickte ich Pille zu seiner Frau nach Paris zurück, und Nadège blieb bei mir.

»In der Mitte zwischen ihr und meiner Mutter, das heißt, zwischen den beiden Wesen, welche ich auf dieser Welt am meisten liebte, von denen ich eben so wiedergeliebt wurde, bekamen meine Kräfte allmälig neues Leben, und ich wurde bald wieder hergestellt. —

Eilftes und letztes Capitel.

Die Chevalière von Eon und Nadège in Tonnerre. — Der alte Barbier. — Prinz Heinrich von Preußen. — Beaumarchais als Holzhändler. — Seine Geldnoth. — Der Chevalier im Gefängniß zu Dijon. — Abreise nach London. — Heirathsproject zwischen Eon und Nadège. — Besuch bei Sophie Charlotte in Frauentracht. — Zusammenkunft Nadège's und Sophie Charlotte's. — Die Chevalière von Eon wird dem Hofe von St. James vorgestellt. — Die Schwäne im Park und die Thronrede. — Erster Anfall Georg's III. — Seine Wiederherstellung. — Sein Haß gegen den muthmaßlichen Thronerben. — Beistand des Parlaments. — Polemik des Königs und des Kronprinzen. — Der Zweikampf. — Die Gräfinn Dübarry und die Diebe in London. — Bekenntniß und Reue. — Der Emigrant. — Die Chevalière von Eon und die Republik. — Die Tagesordnung. — Die beiden Matronen. — Tod des Chevalier von Eon. — Inspection und Autopsie des Leichnams. — Zweiter Anfall von Wahnsinn. — Attestate. — Pater Elysée. — Das Begräbniß. — Der Torso. — Sir Sidney Smith. — Moral.

Die Chevalière von Eon, und Nadège, ihre Gesellschaftsdame, blieben auf diese Weise etwa zwei Jahre in Tonnere. Die provinzielle Medisance,

welche überall etwas wittert, machte sich mit ihrem Zahne auch an dieses vertraute Verhältniß, dessen Schleier indeß kein Auge durchdrang. Nadège galt stets für Pille's Frau, und die Zeitgenossen wissen sich derselben noch genau zu erinnern.

Unter diesen Zeitgenossen existiert noch jetzt in Tonnerre ein mehr als achtzigjähriger Greis, von welchem wir schon geredet haben, der Barbier der Chevalière von Eon, die er täglich rasierte. Er heißt Bouquin. Fragen Sie ihn, so erzählt er Ihnen, bei wie viel Gelegenheiten er den Chevalier in naturalibus sah, und welche Damen seiner Zeit dasselbe Glück hatten. Er wird Ihnen zum Schluß die Antwort der Winzer anführen, wenn man sie fragte, ob die vorgebliche Chevalière wirklich ein Frauenzimmer sei. »Ah! bien oui, sagten sie, il pisse tout droit contre les murs!«

Während Eon's Aufenthalt in Tonnerre wurde die Stadt von zwei ausgezeichneten Personen besucht: Die eine war der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des großen Friedrich, der ihn besuchte und bei ihm zu Mittag speiste. Die andere Person besuchte den Chevalier von Eon nicht: es war Caron von Beaumarchais, jetzt Holzhändler und Adjudicator der Wälder von Tonnerre und Péquigny geworden.

Als dieſe ſonderbare und letzte Begegnung ſtattfand, waren dieſe beiden Feinde und ehemaligen Freunde auf verſchiedene Weiſe, aber gleich unglücklich. Und doch hatte der Chevalier Nadège wiedergefunden! Und doch war Amerika, dieſe Geliebte, deren Sache Beaumarchais ſich ſo warm angenommen, mächtig und frei geworden. Er war jetzt Kaufmann, machte bedeutende Speculationen, hatte ganz bedeutende Verluſte, und gerieth endlich ſo ſehr in Verlegenheit, daß er ſich in einem um Hülfe flehenden Briefe am 15. März 1783 an den Grafen von Vergennes wandte.

Indeß hatte der Chevalier von Eon der Verſuchung nicht zu widerſtehen vermocht, ſeine Männerkleidung wieder anzulegen. Aber die Polizei, deren Rumpf in Paris, und deren Augen und Glieder überall ſind, erfuhr dieſen Streich, und war ohne Erbarmen gegen ſeine Schwäche. Er wurde zur Strafe auf einige Monate in das Schloß von Dijon verwieſen. Hr. von Changé war damals Gouverneur. Der Chevalier ließ ſogleich Pille von Paris kommen, und unter der Aegide dieſes Dieners folgte ihm Nadège, die treue Nadège, in das Gefängniß.

Als er es verließ, war eben der Frieden zwiſchen Frankreich und England unterzeichnet. Treu

seinem Plane, seinen Männernamen wieder zu erhalten und ihn Nadège anzubieten, eilte der Chevalier nach Versailles, und erinnerte Hrn. von Sartines an sein Versprechen. Der Minister hielt sein Wort, und der Chevalier von Eon reiste mit der nunmehr von ihm unzertrennlichen Gefährtinn seines Lebens nach London.

»Bevor ich Frankreich verließ,« sagt er, »hatte ich Nadège ein vollständiges Bekenntniß der Ursachen meiner Metamorphose abgelegt . . . .

»Kaum waren wir in London angekommen, als ich der Königinn insgeheim meine Rückkunft melden ließ und sie um eine Unterredung bat. Sie wurde mir sogleich bewilligt . . . . Endlich faßte ich Muth, und erzählte ihr zugleich, daß Nadège noch lebe, und welchen Plan ich hätte, diesem unschuldigen Opfer meiner Verführung Genugthuung zu geben. Diese letzten Worte erfüllten sie mit eben so großem Erstaunen, als die Nachricht, daß Nadège lebe, ihr Freude gemacht hatte. Verwundert schaute sie mich an, und sprach endlich kopfschüttelnd: »Nadège — ein Opfer Ihrer Verführung? Erklären Sie sich deutlicher . . . .«

»Nun wohlan denn! Ich gelobte ewiges Schweigen; breche ich den Eid, so mag meine Qual mich

entschuldigen. Nadège verlangt einen Mann für ihre Ehre, und dieser Mann muß ich sein . . . .«

»Ich kann das wachsende Erstaunen der Königinn nicht beschreiben, als ich ihr so plötzlich erklärte, ich sei ein Mann. Sie hatte mich bis zu diesem Augenblicke für ein Frauenzimmer gehalten. Ihre erste Bewegung war Freude, eine unerkünstelte Freude über das Glück ihrer theuren Nadège. »Gehen Sie, Chevalier,« sagte sie dann ernst, »ich will Nadège sehn; denn an sie muß ich mich jetzt wenden. Wo ist Nadège?«

»In meiner Wohnung, in Brewer-street, Golden-square.«

»Morgen gehe ich zu ihr.«

»Wie! Sie wollen . . . .«

»Sie besuchen und umarmen; ist das nicht ganz natürlich? Adieu, mein lieber Freund. Entscheiden Sie nichts vor dieser Unterredung; das ist Alles, um was ich Sie bitte.«

»Am folgenden Tage kam die Königinn von England, als einfache Bürgersfrau der City von London gekleidet, wirklich in mein Haus, in Brewer-street. Seit acht und zwanzig Jahren hatten Nadège und sie sich nicht gesehn! Als sie nach dieser Trennung einander gegenüberstanden, schauten

sie sich einen Augenblick mit Rührung an; dann aber flogen sie sich in die Arme.

»Ich entfernte mich, um eine Unterredung nicht zu stören, bei welcher meine Gegenwart lästig sein mußte . . . .

Einige Tage nachher fand die Wiedereröffnung des Parlaments Statt; William Pitt überreichte dem Könige die Thronrede. Georg III. las sie, und erklärte, er sei damit nicht zufrieden. — »Und weshalb, Sire?« fragte der Minister. — »Weil darin die Schwäne auf dem Teiche in meinem Park nicht erwähnt sind.«

»Pitt sah den König an, um zu erfahren, ob Se. Majestät nicht vielleicht scherze; aber Georg war ernsthaft, und erklärte, er würde diese Rede nicht sprechen, wenn nicht darin die Schwäne angeführt würden . . . . Das erregte eine große Verlegenheit unter den Ministern. Wie sollte man es anfangen, im Parlamente von England, in der Thronrede über die politischen Angelegenheiten England's und Europa's, von den Schwänen auf dem Teiche im Park zu sprechen! . . . . Und dennoch mußte diese unbegreifliche Laune Sr. Majestät erfüllt werden. Pitt zerbrach sich den Kopf, und schaltete mit großer Mühe in seinem Werke einen Vergleich ein, in welchem es hieß: »Gleich wie die

Schwäne ꝛc. ꝛc.« Georg III. war zufrieden und hielt die Rede. Das Publicum fand, die Schwäne des Herrn Pitt wären etwas an den Haaren herbeigezogen, und wenige Tage nachher erfuhren Großbritannien und die Welt, daß König Georg III. blödsinnig geworden!« . . . .

Als Georg III. blödsinnig geworden war, vertrauten sie ihn der Obhut der Königinn und des Herzogs von York, seines zweiten Sohns.

Der König hielt den Prinzen von Wales, seinen ältesten Sohn, so knapp, daß sogar das Parlament sich für ihn verwandte, und ein Gesuch an den König richtete, 160,000 Pfd. Sterling zur Bezahlung seiner Schulden zu verwilligen, die es aufzubringen sich verpflichtete.

Später, während des Kriegs gegen Frankreich, wurde der Prinz von Wales, der muthmaßliche Thronerbe, von seinem Vater nur zum Dragoneroberst ernannt, während sein Bruder, der Herzog von York, en chef commandiert hatte, und alle seine Brüder Generale waren. Dadurch gekränkt, bat der Prinz um einen höhern, seinem künftigen Range angemessenern Grad. Georg III. ließ ihm durch den Staatsminister Addington sagen, er thäte wohl, davon zu schweigen. Nun richtete der Prinz einen öffentlichen Brief an den Kö-

nig, in welcher er die Gefahr des von Napoleon mit einer Invasion bedrohten England schildert, und erklärt, daß er, um nicht die Achtung des Volks und der Armee zu verlieren, bei seiner Bitte beharre, und sie öffentlich ausspreche.

Aber der in seinem Haß unerschütterliche Vater verwarf zum dritten Male die Bitte des Sohns, der die ungerechte Aversion, deren Opfer er war, vor die Schranken des englischen Volks gebracht hatte.

Als im J. 1792 die französische Republik errichtet wurde, war der Chevalier noch in London, wo ihn die Gelegenheit zurückgehalten hatte, bisweilen seine männlichen Kleider anlegen zu dürfen, die seinem Herzen stets theuer, und seiner Gesundheit oft nothwendig waren.

»Ziemlich spät in der Nacht,« sagt er, »ging ich einst durch eine öde Straße Londons, als ich in geringer Entfernung, in einem Quergäßchen, eine weibliche Stimme französisch um Hülfe rufen höre. Ich antworte und eile nach der Stelle, woher das Geschrei kam. Bei dem Geräusch meiner Schritte waren die Diebe anfangs geneigt, die Flucht zu ergreifen; als sie aber meine Kleidung sahen, blieben sie und dankten dem Himmel, der ihnen statt einer Beute, deren zwei sandte. Aber wie ich weibliche

Kleider hatte, so hatte ich auch einen sehr männlichen Stock, der mich nie verließ; ich ließ ihn so wacker auf dem Rücken meiner Spitzbuben spielen, daß sie plötzlich erschrocken linksum machten und mich für den Teufel in eigener Person hielten.

»Als ich reine Bahn gemacht hatte, näherte ich mich der so befreiten Dame, die sich mir in dem Enthusiasmus ihrer Dankbarkeit in die Arme warf.

»Sie sind eine Französinn,« sagte ich; »darf ich wissen, wem ich das Glück hatte . . . .«

»Das Leben zu retten; denn durch mein Hülferufen erschreckt, schlugen mich diese Elenden, als Sie erschienen. Ich bin die Gräfinn Dubarry.«

»Dubarry!« . . . . rief ich, und fuhr erstaunt zurück. *)

»Ich sehe,« fuhr die Gräfinn nach einiger Verlegenheit fort, »daß mein Name Ihnen nicht unbekannt ist: Darf ich auch meinerseits um den Namen meiner hochherzigen Landsmänninn bitten?«

»Man nennt mich die Chevalière von Eon.«

»Die Chevalière! . . . . rief die Dubarry und verstummte. Sie zitterte vor Schreck; denn sie verdankte demjenigen ihre Rettung, dessen Ver-

*) Die Gräfinn Dubarry machte in der That vier Reisen nach London, in den Jahren 1791 und 1792, um die ihr gestohlenen Diamanten wieder zu erhalten.

derben sie, als die Dritte, mit beschlossen hatte; dem Manne, dessen Existenz sie getödtet, und dessen moralischen Mord sie entschieden hatte!

»Ich offerierte ihr meine Begleitung und meinen Schutz in meiner Eigenschaft als emeritierte Dragonerinn. Sie nahm es an, und die Chevalière von Eon und die Gräfinn Dubarry gingen Arm in Arm durch London's Gassen. Eine seltsame Fügung des Schicksals.

»Auf ihre Bitte trat ich bei ihr ein; sie war ganz Rührung und Freimüthigkeit. Damals erzählte sie mir Alles, was in dem Cabinet Ludwig's XV. geschehen war, und bekannte, zu den Richtern jenes Tribunals gehört zu haben, welches das Verdammungsurtheil über meine Zukunft gesprochen. Als sie mir dieses Geständniß ablegte, vergoß sie Thränen und flehte mich um Verzeihung an. Ich reichte ihr die Hand wie einer Freundinn.

»Wenige Tage nachher reiste die arme Gräfinn nach Frankreich ab, wo das Schafott sie erwartete. Als ich von ihr Abschied nahm, hatte ich ihr gesagt: »Auf Wiedersehn! . . . . «

In der That schickte der Chevalier von Eon sich an, nach Frankreich zurückzukehren. Seit acht Jahren bereits ohne bekannte Ursachen von Paris abwesend, war er, als Chevalière, auf die Emi-

grantenliſte geſetzt worden. Er ſchrieb daher an die Convention, um der Republik ſeinen Arm anzubieten, wie er ihn Ludwig XV. und Ludwig XVI. geliehen; denn dieſe beiden Namen waren bei ihm eins, ſie hießen Vaterland. Aber die Republik hatte vor kriegeriſchen Jungfrauen die Achtung verloren; Jeanne d'Arc war für ſie eine geſtürzte Poeſie. Auch bedurfte man junger kräftiger Arme, und der Chevalier war 64 Jahre alt! Die Convention ging von ſeinem Geſuch zur Tagesordnung über.

Er blieb alſo in England.

Da die neue Regierung die Verſprechen der alten zu erfüllen für unnöthig hielt, ſo blieb die Penſion des Chevalier aus. Er konnte daher auch mit Fug und Recht ſeine weiblichen Kleider ablegen. Aber er behielt ſie freiwillig.

Durch das Ausbleiben der Penſion, die ſein ganzes Vermögen bildete, waren der arme Greis und die Gefährtinn ſeiner Leiden ohne Brot. Aber die Königinn von England und der Prinz von Wales verließen ſie nicht. Eine mäßige, doch für die materiellen Bedürfniſſe hinreichende Penſion ſicherte die Exiſtenz der beiden Märtyrer.

Noch ſiebzehn Jahre hindurch ſah man in London zwei alte Frauen, welche ſtets zuſammen ausgingen und zurückkehrten. Die eine, von Jahren

gebeugt, und stets einen kleinen Rohrstock mit elfenbeinernem Knopfe in der Hand, trug auf der Brust eine große schöne Decoration, welche sonst nur auf der Brust tapferer Krieger zu glänzen pflegte. Die andere, nicht so alt, und etwas mehr bei Kräften, gab ihrer achtzigjährigen Begleiterinn den Arm, welche sich mit Freude darauf zu stützen schien. Wenn die beiden Greisinnen bisweilen langsamen Schrittes eben in ihre kleine Wohnung zurückgekehrt waren, sah man einen mit dem königlichen Wappen geschmückten Wagen vor der Thür ihres Asyls halten, und Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Königinn von England, stieg aus dem goldstrahlenden Wagen, um an die Thür dieser bescheidenen Einsiedelei der Nadège Stein zu klopfen.

Endlich, am 21. Mai 1810, starb der Chevalier von Eon in London, New-Wilman-street, Nr. 26, in dem Alter von 83 Jahren. Ein Zeitgenosse zweier Jahrhunderte, sah er nach einander die beiden Monarchien Ludwig's XV. und Ludwig's XVI., die Republik und das Kaiserreich vor seinen Augen vorübergehn, und starb in dem Augenblicke, als Frankreichs Ruhm in der höchsten Blüthe stand!

Der Schleier, welcher den Leichnam bedeckte, wurde gehoben, und das bis dahin heilig und un-

verletzlich gebliebene Geheimniß seines Geschlechts profaniert.

Die Familie des Chevalier von Eon hat folgende, in Gegenwart des Leichnams und fast auf demselben geschriebene, und von in England allgemein bekannten und geachteten Namen unterzeichnete Actenstücke im J. 1823 von London kommen lassen und dieselben uns mitgetheilt.

Attestate

über das Geschlecht des Chevalier von Eon.

(Im allgemeinen Uebersetzungsbüreau der Sprachen, Paris, Rue des Bons-Enfans, Nr. 37, aus dem Englischen übersetzt.)

»Ich bescheinige durch Gegenwärtiges, daß ich in Gegenwart der Herren Adair, Wilson und des Paters Elysée den Körper des Chevalier von Eon untersucht und seciert, und die männlichen Zeugungsorgane in jeder Hinsicht vollkommen ausgebildet gefunden habe.

Wilman-Street, 23. Mai 1810.

»Tho. Copeland, Chirurg.«

Untenbenannte Personen waren gleichfalls gegenwärtig:

Sir Sidney Smith.
Der ehrenswerthe W. T. Littleton.

Douglas.
Der Graf von Yarmouth.
Stoskins, Procureur.
J. M. Richardson.
King, Chirurg.
Burton, desgl.
Joseph Berger Partney.
Joseph Bramble.
Jakob Delannoy.

Erklärungen zur Unterstützung.

(Französisch).

I. »Ich erkläre, das sogenannte Fräulein von Eon in Frauenzimmerkleidern gekannt und ihren Körper nach dem Tode gesehn zu haben. In Folge dessen attestiere ich, daß der Körper Alles enthält, was einen Mann characterisiert, ohne irgend eine Geschlechtsvermischung.

24. Mai 1810. »Chevalier Deger es.«

II. »Ich erkläre, daß ich mit der allgemein unter dem Namen des Fräuleins von Eon bekannten Person in Verbindung gestanden, und heute, New-Wilman-Street, Nr. 26, den Körper eines männlichen Individuums gesehn habe, welcher mir der Körper der nämlichen Person zu sein schien.

»von Dostanville.«

(Französisch.)

III. »Ich erkläre, das sogenannte Fräulein von Eon in Frankreich und England gekannt, und im Regimente Harcourt als Dragonercapitain gedient zu haben, als das genannte Fräulein im J. 1757 als Lieutenant im Regimente Caraman stand, und daß ich, als man mich aufforderte, den Körper nach dem Tode zu besichtigen, dieselbe Person des Chevalier von Eon erkannte, sowie Alles, was die männlichen Zeugungstheile an ihm bildet, und daß man mir den Körper nackt gezeigt hat.

London, 68, Deanstr., 24. Mai 1810.

»Graf von Béhague, General-Lieutenant.«

IV. »Ich erkläre, daß der Chevalier von Eon bei mir etwa drei Jahre gewohnt hat, daß ich ihn stets für eine Frau hielt, nach seinem Tode aber bei Untersuchung des Leichnams gefunden habe, daß er ein Mann war. Meine Frau erklärt das Nämliche.

New-Wilmanstreet, 26. »William Bouning.«

Folgende Documente sind französisch.

»Wir Unterzeichneter, General-Consul von Frankreich in London, bescheinigen, daß obige Copie vor unsern Augen genommen, und durchaus wörtlich

mit dem bei Herrn Adair deponierten authentischen Original übereinstimmt.

London, 14. October 1825.

Gezeichnet: »Baron Séguier.«

Im Namen des Herrn Consuls

Gezeichnet: »Nettement, Viceconsul.«

»Ich Unterzeichneter, geschworner Dolmetscher am Cassationshofe, am königlichen Hofe, am Tribunal erster Instanz, am Handelstribunal u. s. w., bezeuge, daß gegenwärtige Uebersetzung treu und mit dem Original in englischer Sprache, welches mir vorgelegt ist, übereinstimmt.

Ne varietur.

Paris, 27. December 1825.

»Frédéric Lemeyer.«

Todtenschein

des Kirchspiels St. Pancraz, Grafschaft Middlesex, im J. 1810.

André Thimothée von Ear *) von Beaumont, beerdigt den 28. Mai, in dem Alter von 83 Jahren.

Gezeichnet: »Brackemburg, Pfarrer.

»Thiselton, Clerc.«

*) Ein Schreibfehler, der indeß keinen Zweifel an der Identität zuläßt.

Pater Elysée, dieser berühmte Arzt Ludwig's XVIII., war auch der Arzt der Chevalière von Eon.

»Auf das Zeugniß dieses glaubwürdigen Mannes,« sagt Herr von Propiac in der Biographie universelle von Michaud, »ein Zeugniß, welches er uns zu veröffentlichen autorisiert hat, erklären wir, daß der Chevalier von Eon ausschließlich dem männlichen Geschlechte angehört. Nachdem er ihm bis zu seinem Todestage, dem 21. Mai 1810, assistiert, und bei der am 23 d. M. stattgehabten Section seines Leichnams gegenwärtig gewesen, ist der Pater Elysée bereit, alle Zweifel unwiderruflich zu heben.«

Zu diesen Beweisen fügen wir noch hinzu, daß wir bei Herrn Marron, Diener des protestantischen Cultus und ausgezeichnetem Schriftsteller, einen Kupferstich gesehn haben, der den Rumpf des Chevalier von Eon auf eine Weise darstellte, die auch die Ungläubigsten überzeugen muß. Unter dem in England erschienenen Kupferstiche befindet sich folgendes Attestat:

»Ich bescheinige durch Gegenwärtiges, in Gegenwart der Herren Adair, Wilson und des Pater Elysée den Körper des Chevalier von Eon

untersucht, und die männlichen Organe vollkommen ausgebildet gefunden zu haben.«

23. Mai 1810, Golden-Square.

Gezeichnet: »Th. Copeland.«

»In Folge der Note obengenannter Personen habe ich den Körper untersucht, welcher männlichen Geschlechts war. Die Originalzeichnung ist von Herrn C. Turner in meiner Gegenwart angefertigt.«

Deanstreet-Sohosquare, 24. Mai 1810.

Wir unsrerseits fügen hinzu, daß wir die Bestätigung aller dieser Thatsachen, nebst den genauesten Details, aus dem Munde des Admirals Sir Sidney, des ersten Unterzeichners des oben mitgetheilten Attestats, der bei der Inspection und Section des Leichnams gegenwärtig war, empfangen haben.

So endigte das Leben des Chevalier von Eon; es war zwiefach getheilt, und von den 83 Jahren, welche es umfaßt, gehörten 49 dem Manne, und 34 der Frau.

Diese ihm von seinem Schicksal auferlegte Umwandlung war eine Folge davon, daß er sich zu Ränken gebrauchen ließ, welche durch die Politik und Sittenverderbniß jener Epoche vielleicht

entschuldigt werden, die eine gesunde Moral aber mißbilligt und verdammt. Hätte der Chevalier sich nicht anfangs zu jener, der Manneswürde widerstreitenden Verkleidung wegen der Gesandtschaft am Hofe Elisabeth's hergegeben, hätte er sie wenigstens einzig nur zum Dienste seines Vaterlandes verwandt, statt sie auch zu seinem Vergnügen und einer strafbaren Verführung zu benutzen, so wäre seine Würde und Männlichkeit stets geachtet gewesen und Niemand würde Hand an dieselbe gelegt haben. Aber er hatte sich zuerst profaniert und entwürdigt, indem er sich zu der Rolle eines Spions erniedrigte. Das Wort ist hart, aber wahr.

Mit den Kleidern glaubte der Chevalier von Eon für immer die Schmutzflecke dieser Vergangenheit von sich abgestreift zu haben; aber die Hand Gottes hatte dieselben aufgelesen. Durch den Beschluß der Vorsehung geschah es, daß das Ende seines Daseins durch den Anfang verrathen und verdammt wurde; die zweite Hälfte mußte die Strafe der ersten tragen! Nachdem er mit Hülfe eines lügnerischen Kleides ein junges Mädchen in St. Petersburg verführt, lag späterhin die Strafe für den Fehltritt in dem Fehltritte selbst, per idem punitus, per quod peccaverat. Aber die Strafe war grausam; einige Monate der Verirrung mußte er mit

vierunddreißig Jahren der schrecklichsten Sclaverei bezahlen.

Das Ziel der menschlichen Handlungen, so frivol oder so nützlich es dem Anscheine nach sein mag, trägt also nicht die Rechtfertigung der Mittel, zu ihm zu gelangen, in sich? Der Zweck heiligt also nicht immer das Mittel? . . . . Es ist mit der Wahrheit, der politischen oder nicht politischen, der allgemeinen oder besondern, wie mit diesen heiligen Dingen, welche nie ungestraft entweiht werden. Alles leichtfertige Spiel mit denselben ist gottesschänderisch, und trägt sein Anathema in sich. Es ist die Strafe des Antiochus, der das Heiligthum verhöhnt, und die Hand Nicanors, welche in dem Tempel aufgehangen wurde, den sie besudelt hatte.

Das ist die Moral und die Lehre, welche die Geschichte aus dem Lebenslaufe des Chevalier von Eon uns ziehen läßt; falls dieser Lebenslauf nicht vielleicht eine jener zufälligen Launen und eine der unerklärlichen Bizarrerieen jener blinden Macht ist, welche man Zufall oder Fatalität nennt!

Was aus der armen, interessanten Nadège geworden, deren Leben, ganz Selbstverläugnung, Liebe und Treue, ein besseres Loos verdient hätte, ist unbekannt.

Belege.

I.

Copie des Befehls und Auftrags des Königs für Herrn Caron von Beaumarchais, die geheimen Papiere der geheimen Correspondenz nach Frankreich zu bringen.

Durch genannten Herrn Caron von Beaumarchais beglaubigt.

»Auf Befehl des Königs:

»Da Se. Majestät erfahren, daß in den Händen des Chevalier Eon von Beaumont sich mehrere Briefe, zu der geheimen Correspondenz mit dem verstorbenen Könige, sowie mit einigen seiner Staatsminister befinden, so beauftragt Sie hiedurch Herrn Pierre Augustin Caron von Beaumarchais, sich nach London zu begeben, und von dort die genannten Papiere Sr. Majestät zu bringen; ferner, alle dazu nöthigen Maßregeln zu ergreifen und jede Vorsicht anzuwenden, indem Se. Majestät sich dabei ganz

auf seinen Eifer und seine Einsicht verläßt. Und zum Zeichen dessen hat Se. Majestät diese Ordre eigenhändig unterzeichnet, und durch mich, den Staats- und Finanzrath, contrasignieren lassen.«

Versailles, 25. August 1775.

Gezeichnet: »Ludwig.«

(Mit dem Siegel von Frankreich.)

Gezeichnet: »Gravier von Vergennes.«

In fidem copiae: »Caron von Beaumarchais.«

»Und am 4. November 1775 sind mir alle diese Papiere, die geheime Correspondenz, die Depeschen, Briefe, Memoires, Noten und Instructionen u. s. w., endlich die Entwürfe der Briefe des Chevalier von Eon an König Ludwig XV., von 1762 bis 1774, treu überliefert, worüber hiedurch quittiert wird.«

»Caron von Beaumarchais.«

II.

Erlaubniß

für Fräulein von Eon von Beaumont, bisher unter dem Namen des Chevalier von Eon u. s. w. bekannt, mit Geleitsbrief und Sicherheit der Person in das Königreich zurückzukehren.

»Auf Befehl des Königs:«

»Da Seiner Majestät die verschiedenen Aufträge, welche der verstorbene König dem Fräulein C. G. L. A. A. T. von Eon von Beaumont, bisher unter dem Namen des Chevalier von Eon bekannt, anvertraut hat, gemeldet sind, so hat Se. Majestät daraus die Anhänglichkeit und Treue derselben gegen das Vaterland ersehen, und bewilligt aus dem Grunde dem genannten Fräulein die Fortdauer der Pension von 12,000 Livres, welche der verstorbene König demselben im Jahre 1766 aussetzte, und die ihm bis zu diesem Tage ohne Unterbrechung ausgezahlt wurde.«

»Da Se. Majestät will, daß die unseligen, zum Scandal ausgebrochenen Zwistigkeiten in ewige Vergessenheit begraben werden, so fordert Se. Majestät hinsichtlich derselben das vollkommenste Stillschweigen. Unter dieser Bedingung gestattet Se. Majestät dem genannten Fräulein, nach Frankreich zurückzukehren, hier zu bleiben und ihren Geschäften frei obzuliegen, sowie jedes andere Land zu wählen, wie der verstorbene König unter dem 1. April 1766 dieses erlaubt hat. Und da Se. Majestät nicht will, daß besagtes Fräulein irgendwie gekränkt oder angegriffen werde, so hat sie ihm vollständige Sicherheit verheißen, und wird es unter ihren besondern

Schutz nehmen; und hat zum Zeichen ihres authentischen Willens gegenwärtige Ordre und Geleitsbrief eigenhändig unterzeichnet, und von mir, dem Staatsrath der auswärtigen Angelegenheiten und Finanzen, contrasignieren lassen, damit Niemand sich mit Unwissenheit entschuldigen könne.«

Versailles, 25. August 1775.

Gezeichnet: »Ludwig.«

(Mit dem Siegel Frankreichs.)

Weiter unten:

»Gravier von Vergennes.«

III.

Ordre für Fräulein Eon von Beaumont, die Kleidung ihres Geschlechts wieder anzunehmen, mit der Erlaubniß, das Kreuz des heiligen Ludwig zu tragen.

»Auf Befehl des Königs:

»Es wird dem Fräulein ꝛc. ꝛc. Eon von Beaumont ꝛc. ꝛc. aufgegeben, sogleich die Kleidung ihres Geschlechts wieder anzulegen, mit dem Verbot, ohne dieselbe in Frankreich zu erscheinen. Nur unter dieser und den andern bekannten Bedingungen kann sie sicher und auf mein königliches Wort nach Frank-

reich zurückkehren, und hier aller Freiheiten, Ehren und Wohlthaten genießen, welche unser erhabener Großvater ihr bewilligt hat. Und da Se. Majestät aus besonderer Gnade die Dienste anerkennt, welche jene in mehr als zwanzig Jahren dem höchstseligen Könige zu leisten das Glück hatte, so geruhen wir zu befehlen, daß das Kreuz des heiligen Ludwig, welches sie mit Gefahr ihres Lebens erwarb, ihr nie genommen werde, und daß sie das Recht, es auf ihren weiblichen Kleidern zu tragen, bis an den Tod behalte. Urkundlich dessen hat Se. Majestät ꝛc. ꝛc.

Versailles, 25. August 1775.

Gezeichnet: »Ludwig.«
»Gravier von Vergennes.«

IV.

Erste Antwort des Chevalier von Eon an Herrn von Beaumarchais in London.

Im Schloß des Lord Grafen von Ferrers, Staunton-Harold, in Leicestershire, 7. Januar 1776.

»Seit lange, mein Herr, kenne ich die Superiorität Ihres Geistes und Ihrer Talente, und Sie haben mir in Frankreich zu deutliche Beweise Ihres trefflichen Herzens gegeben, als daß Sie sich nicht

ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben haben sollten; aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der despotische Ton, welchen Sie seit Ihrer Rückkehr von Paris gegen mich annehmen, sehr empörend für mich ist, und bewirkt, daß sich mit Ihnen eben so schlecht unterhandeln läßt, als mit Herrn Pitt im Jahr 1761 bei der Friedensunterhandlung.«

» . . . Ich gebe Ihnen schriftlich die detaillierte Aufzeichnung aller meiner Schulden, welche zusammen 8,223 Pfund Sterling betragen. Ebenso sende ich Ihnen für Herrn von Vergennes die beiden Etats des Geldes, welches mir der Hof gesetzlich schuldet, eine Summe von 13,933 Pfund . . . «

»Während unsers Aufenthalts in Staunton sagte Mylord Ferrers mir jeden Abend: »Es ist sonderbar; Herr von Beaumarchais spricht nie von unserer Abrechnung.« Ich antwortete ihm nur: »Sein Sie ruhig, Mylord, er wird zuverlässig bezahlen, ich kenne seine schwache Seite; er trennt sich nicht gern von seinem Gelde, und wird erst im letzten Augenblick bezahlen!« In der That warteten unsere Pferde und Caroſſe vor der Thür, als Sie, wie in einem Wirthshause, sagten: »Jetzt, Mylord, haben wir noch ein kleines Geschäft zu regulieren, ich muß Sie bezahlen.« Sie gingen Beide in die Bibliothek, dann wurde ich gerufen und die Rechnung reguliert. Sie

belief sich auf die Summe von 5,333 Pfd. Sterling. Sie waren stets erstaunt über den Betrag der Rechnung, und sagten, Sie hätten nicht so viel Geld bei sich. Sie ließen zwei Billets zurück,

eins von . . . . 150 Pfd.
und das andere von . 83 »

Summa . . 233 Pfd. Sterling,

welche gleich nach Ihrer Rückkehr nach London von dem Banquier bezahlt werden sollten. Mylord indeß versichert, daß Sie in Ihrem Portefeuille noch etwa 2000 Pfd. gehabt hätten. Trotz dieses Beweises Ihres wenig generösen Benehmens gegen ihn und mich, wollte er doch nicht dringend werden; er sagte Ihnen, daß er sich ganz auf Ihr Ehrenwort verließe, und in diesem Vertrauen gab er Ihnen den schriftlichen Befehl für seinen Portier, den eisernen Koffer aus seinem Hôtel in London abholen zu lassen. Bei Ihrer Rückkehr nach London ließen Sie den Koffer abholen, ohne mich davon zu benachrichtigen. Ich würde gewiß kein Hinderniß in den Weg gelegt haben, da Mylord und ich zu viel Vertrauen in Ihr Ehrenwort setzen, sondern die Sache nur etwas geheimer betrieben haben . . . . «

»Muß ich die Artikel unserer Transaction er-

füllen, so müssen Sie es nicht minder auch Ihrerseits thun. Ich habe Ihnen alle ministeriellen Papiere der geheimen Correspondenz nach Ihrer Forderung ausgeliefert, und bitte Sie daher jetzt um die Güte, mir die Summen zur Bezahlung meiner Schulden in England einzuhändigen.«

Der Hof schuldet mir 13,933 Pfd. 12 S. 7 P.
Sie haben für mich an
Mylord Ferrers bezahlt 4,625 » — » — »

Ich habe also noch zu fordern 9,308 Pfd. 12 S. 7 P.

»Noch muß ich auf den letzten Artikel Ihres Briefes antworten, in welchem Sie sehr elegant bemerken, daß es die größeste Ungeschicklichkeit sei, zu früh zu triumphieren, oder besser gesagt, daß überhaupt nur ein Narr triumphiere.«

»Soll sich diese excellente Moral auf meine Annonce in dem Morning-Post vom 11. November beziehen, so wird das ganze gebildete Publikum einsehen, daß Ihre Sentenz zu gut im Allgemeinen ist, um auf diesen einzelnen Fall angewandt werden zu können. Uebrigens paßt die Maxime besser für den Mund des Sancho Panza, als für den des geistreichen Beaumarchais.«

»Auch die Großmuth halten Sie mir vor, mit

welcher mir in der Transaction 2000 Thaler, das heißt 250 Guineen zu meiner Aussteuer verwilligt sind, und halten eine solche Generosität für außerordentlich.«

»Ich erwiedere Ihnen darauf: daß nicht ich diese Metamorphose verlangt habe, sondern der verstorbene König und der Herzog von Aiguillon, der junge König und der Graf von Vergennes; ja Sie selbst, kraft Ihrer Vollmacht, und die Familie Guerchy, welche bei meinem bloßen Mannsnamen zittert. Man gebe mir den politischen Posten wieder, den man mir in den Augen Europa's so ungerecht genommen hat, man lasse mich meine militairische Laufbahn fortsetzen, und ich werde zufrieden sein.«

»Glauben Sie in der That, daß ich in London, und selbst in Paris, eine passende Mädchenaussteuer für 250 Guineen kaufen könne? Meine Mannskleider und meine Waffen, die ich, der Transaction zufolge, in London selbst zurückgeben soll, sind zweimal diese Summe werth. — Glauben Sie denn, lieber Beaumarchais, daß, da Sie als bevollmächtigter Agent freie Hand haben, meinen Leiden generös ein Ende zu machen, glauben Sie, daß 250 Guineen, welche Sie einem ehemaligen Dragonercapitain, Ritter des heiligen Ludwig, bevollmächtigten

Minister Frankreichs, der zwanzig Jahre lang mit seinem Herrn, dem Könige, in geheimer Correspondenz gestanden, und der nun endlich leider ein Mädchen ist, verwilligten, glauben Sie, daß 250 Guineen in den Jahrbüchern der Geschichte als ein Zug werden bezeichnet werden, welche Ihre Generosität unsterblich machen muß? — Ich glaube, mein guter Herr, König Ludwig XV. würde hundertmal verschwenderischer sein, als der generöse Beaumarchais, gegen eine Person, welche Mädchen, Mann, Frau, Soldat, Politiker, Secretair, Minister, Schriftsteller war, und unter allen diesen Formen stets glücklich gewesen ist und sich stets wie ein braver, redlicher Mann, selbst im Unglück, selbst mitten unter seinen Feinden betragen hat!«

»Uebrigens werde ich in meinen Leiden stets zu meinem Freunde Beaumarchais' meine Zuflucht nehmen, in welchem ich stets denselben Eifer, dieselbe Freundschaft zu finden überzeugt bin. Doch bitte ich Sie, daß, wenn wir von Geschäften zu reden haben, Niemand zugegen sei, selbst nicht Ihr Freund Morande. Ich liebe sein gutes Herz, keineswegs aber die Leichtfertigkeit seines Kopfes und seiner Reden. Gegen solche Züge bin ich nicht gepanzert genug. Mein Herz, welches sich bis jetzt sorgfältig vor allen übrigen Menschen verschloß, öffnet

sich in Ihrer Gegenwart von selbst, wie eine Blume sich vor dem Strahl der Sonne aufschließt, von welcher sie nur einen sanften Einfluß erwartet.«

»Ich bin und werde stets Ihre zärtliche, treue Freundinn sein: Worte drücken nie die Empfindungen des Herzens deutlich genug aus.«

V.

Caron von Beaumarchais an Fräulein Eon von Beaumont, in Staunton-Harold.

London, 18. Jan. 1776.

»Mein Fräulein,

»Ich habe Ihren langen Brief vom 7. Jan. erhalten; was ich darauf antworte, ist der letzte Grad einer Achtung, welche Ihr Brief sehr erschüttert hat.«

»Wenn ich mich großmüthig nenne, so meine ich damit mein Benehmen, und nicht jene falsche Generosität auf Kosten des Geldes des Königs, die Sie vergeblich anrufen; sparsam und gerecht zu sein ist Alles, was ich vermag. Und haben Sie denn Ihre Pflicht gegen den großmüthigsten der Könige erfüllt? Ich erinnere Sie zum letzten Male an Ihre Pflichten, von denen Ihr Brief sich weit und strafbar entfernt.«

»Ich gebe Ihnen acht Tage, um sich abzukühlen, den Brief noch einmal zu lesen und zu bereuen. Nach Verlauf dieser Frist sehe ich mich gezwungen, allen Verkehr mit Ihnen abzubrechen, und die traurige Ueberzeugung mit nach Frankreich zu nehmen, daß Sie Ihre Feinde besser kennen, als Ihre Freunde. Wie schmerzlich müßte es für mich sein, wenn ich mich keines andern Erfolgs rühmen kann, als unter dem Mantel eines treulosen Mannes, wofür Ihre Ankläger Sie stets hielten, ein Mädchen entdeckt zu haben, welches tolle Streiche macht!«

»Aus dem unwürdigen Geständnisse, daß Sie mir bei weitem nicht alle Papiere gegeben hätten, welche Sie doch mir treu übergeben zu haben beschwuren und unterzeichneten, erkenne ich nun, daß ich Ihnen zu leicht den Contract über 12,000 Livres Renten, 120,000 Livres zur Bezahlung Ihrer Schulden und den Geleitsbrief ausgeliefert habe, deren Ihre Treulosigkeit Sie durchaus unwerth macht. Se. Majestät mag zwischen Ihnen und mir richten.«

»Was die 120,000 Livres betrifft, die ich Ihnen so thöricht übergeben habe, so werde ich, statt sie dem Könige anzurechnen, mein Uebermaß von Vertrauen eingestehn, und es Sr. Majestät ersetzen, indem ich mich deshalb an Sie halte; und der Dienst, welchen ich Ihnen leistete, indem ich bewirkte, daß eine

precaire Pension von 12,000 Livres in eine sichere Rente verwandelt wurde, bietet mir das Mittel dazu; mit Ihren Billets und der Quittung des Lord Ferrers bewaffnet, richte ich einen Civilproceß gegen Sie, und bitte das Parlament um Rückzahlung von 120,000 Livres, welche ich für Sie bezahlt habe, oder um die pünctliche Vollziehung unsrer Transaction.«

»Das wird das Benehmen gegen Sie sein, zu welchem Sie mich zwingen, wenn Sie nicht schnell wieder zu sich selbst kommen. Möchten dann die Verachtung, die stillschweigende Verbannung und das Vergessen Frankreichs Ihre einzige Strafe sein! möchte besonders ihre edle, unglückliche Familie Ihre persönlichen Leiden nicht mitempfinden! das ist der innigste Wunsch meines Herzens. Erwägen Sie Alles dieses, mein Fräulein, ich beschwöre Sie, so ernsthaft als möglich, und sein Sie überzeugt, daß ich nur mit dem lebhaftesten Schmerze mich gezwungen sehn würde, den mir so angenehmen Titel Ihres Freundes mit dem Ihres unversöhnlichen Anklägers zu vertauschen.«

Gezeichnet: »Beaumarchais.«

Am 19. Januar.

P. S. Ich habe so eben meinen Brief wieder gelesen, welchen ich gestern schrieb; er ist voll von

der Bitterkeit, mit welcher Sie mein Herz durch den Ihrigen erfüllt haben; da ich aber dieser schriftlichen Unterhandlungen müde bin, so bitte ich Sie, nicht ein Wort darauf zu erwidern, wenn Sie nicht geneigt sind, völlig in meine Anträge einzugehn.«

VI.

Zweite Antwort des Fräuleins Eon von Beaumont an Hrn. Caron von Beaumarchais.

Staunton-Harold, 30. Jan. 1776.

»Meine Unpäßlichkeit hat mich verhindert, mein theurer, sehr theurer Beaumarchais, Ihnen eher den Empfang Ihres letzten Briefes zu melden.«

»Weder auf die Vorwürfe, noch auf die Schmähungen, welche Sie in Ihrem lebhaften, männlichen Zorne ausstoßen, werde ich antworten, und betrachte dieses als die erste Wirkung der übeln Laune des gewandtesten, liebenswürdigsten Affen, welchen ich je getroffen habe, der immer und ewig derselbe ist, und nie ärgerlich wird, als wenn es eine Rechnung zu bezahlen gilt.«

»In der That, mein Herr, ich erkenne Sie nicht mehr, wenn Sie in Ihrem Briefe sagen: »Bereuen Sie, mein Fräulein, ich beschwöre Sie,

bereuen Sie .... Ich gebe Ihnen acht Tage zur Reue, wo nicht, so .....« Das klingt grade wie die Worte des Beichtvaters Girard, der zu seiner Beichtenden an dem Sprachgitter des Klosters sagte: »Bereuen Sie, meine geliebte Tochter; wo nicht, so sprenge ich das Gitter und gebe Ihnen die Peitsche!«

»Aber, lieber Beaumarchais, habe ich Ihnen je eine so alberne Meinung von meinem Character und meinen Grundsätzen gegeben, daß Sie glauben, ich würde Drohungen für Gründe nehmen, und mich überreden wollen, meine Forderungen seien übertrieben, während ich sie voll Vertrauen der Billigkeit des jetzigen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten überlasse, ja selbst der des am meisten gegen mich eingenommenen englischen Geschwornen?«

»Uebrigens, mein Herr, messe ich mein Benehmen und meine Handlungen so sehr nach den Gesetzen der Klugheit und der Politik ab, daß ich bis jetzt noch nicht Ursache gehabt habe, eine einzige meiner Handlungen zu bereuen.«

»Ich erlaube Ihnen daher, sich dem Könige, ja allen Königen und Ministern der Erde zu Füßen zu werfen, um mich als das unsinnigste Mädchen von der Welt darzustellen.«

»Ihr Vorwurf wegen unvollständiger Ablieferung

rung der Papiere ist schlecht gegründet, mein Herr; erstlich, weil weder Sie, noch irgend ein Minister, noch der Prinz von Conti, noch selbst der Graf von Broglie Alles wissen kann, was in den Jahren 1755 bis 1756 zwischen dem Könige, der Kaiserinn Elisabeth und dem Großkanzler von Rußland, Graf Woronzow, Wichtiges verhandelt ist. Tercier, Douglas und ich waren die Einzigen, welche diese wichtige Unterhandlung führten, welche nicht einmal Rouillé, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, kannte. Erst 1757 wurde der Graf von Broglie in einen Theil des Geheimnisses eingeweiht. Und jetzt, mein Herr, sage ich Ihnen, daß ich Sie nicht betrog, da ich durch zwanzig Briefe den Herrn Grafen von Broglie, die Minister von Versailles und Sie selbst benachrichtigt habe, daß ich, so lange man mir nicht meine gesetzlichen Forderungen bezahlte, nie sämmtliche Papiere herausgeben würde. Ich freue mich jetzt, daß ich Wort gehalten, und erkläre, daß ich verständig gehandelt habe, Ihnen meine besten Papiere nicht auszuliefern.«

»Zweitens, mein Herr, wenn Sie erst, wie ich, unter den Waffen und in der Politik ergraut sind, so werden Sie wissen, daß, wenn eine Macht dritten Ranges mit einer Macht ersten Ranges Frie-

den schließt, diese dritte Macht stets zwei andere Mächte des zweiten Ranges zu Bürgen nimmt (falls sich nicht eine Macht ersten Ranges verbürgt), daß die Bedingungen erfüllt werden.«

»Und da ich mich nun im Vergleich mit der, mit welcher ich die Ehre habe zu contrahieren, für die schwächste Macht der Erde halte, und keine andere Garantie haben kann, so habe ich meine Vorsicht und meine Erfahrung zu treuen Bürgen meines Vertrags genommen. Fragen Sie alle guten Politiker von Versailles und Europa, ob ich Unrecht habe, und ob ich so dumm bin, als Sie glauben.«

» . . . . Warum haben Sie auf Ihrer letzten Reise nach Frankreich sich eine venerische Krankheit geholt, welche ganz Paris kannte, während Sie, ohne Zweifel um auf meine Kosten zu scherzen, in Ihren eleganten Cirkeln äußerten, Sie würden mich heirathen, nachdem ich einige Monate in der Abtei der Damen von St. Antoine gewesen.«

»Ich gestehe, mein Herr, daß ein Weib sich oft in so unglücklichen Situationen befindet, daß die dringendsten Umstände sie oft zwingen, Dienste zu benutzen, deren Lächerliches sie von vorn herein einsieht, weil sie den Grund derselben kennt. Je gewandter und zarter der Mann ist, welcher sie ver-

pflichten will, desto größer ist die Gefahr für dieselbe .... Aber woran erinnern mich diese Gedanken! Daß ich in blindem Vertrauen auf Sie und Ihre Versprechungen Ihnen das Geheimniß meines Geschlechts entdeckt, Ihnen aus Dankbarkeit mein Portrait gegeben habe, und daß Sie mir dagegen aus Achtung das Ihrige versprochen haben. Andere Verpflichtungen haben nie zwischen uns stattgefunden. Alles was Sie, wie man mir aus Paris schreibt, im voraus über unsere bevorstehende Hochzeit gesagt haben, kann ich von Ihrer Seite nur für eine wirkliche Persifflage halten. Warum habe ich mich nicht erinnert, daß die Männer auf Erden zu nichts gut sind, als die Leichtgläubigkeit der Mädchen und Frauen zu betrügen! Ach, es giebt Ungerechtigkeiten, welche so tief verwunden, wenn sie von jemand kommen, zu dem man sich so innig hingezogen fühlt, daß auch die vorsichtigste Person dabei den Kopf verliert. Ich glaubte nicht, daß Ihrem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren lassen, Ihre Talente, Ihre Großmuth bewundern, schon Liebe sei! Aber diese Situation war für mich so neu, daß ich weit entfernt war zu glauben, die Liebe könne mitten unter Verwirrung und Schmerz entstehen. Nie würde eine tugendhafte Seele für die Liebe empfänglich werden, wenn die Liebe sich

nicht der Tugend selbst bediente, um zu rühren. Schonen Sie mich, mein Herr, und benutzen Sie mein Unglück nicht, um mich eben so lächerlich zu machen, als Sie, vor dem ich so viel Achtung empfand, den ich für den tugendhaftesten der Männer hielt, der Sie mich glauben ließen, Sie hätten einige Achtung vor meiner seltsamen Stellung. Ach! nur zu sehr habe ich die Verachtung verdient, mit welcher Sie mich überhäufen, weil ich Sie die Schwäche meines Zustandes erkennen ließ, die ich vor mir selbst hätte verbergen sollen. Wie schwer bin ich dafür bestraft. Aber mußten Sie meine Bestrafung auf sich nehmen?« —

»Die Verkleidung, in welcher ich fünfundvierzig Jahre gelebt habe, ohne mich von den Männern erkennen zu lassen, ist der sicherste Beweis meiner Verständigkeit.«

»Welchen Dienst kann ich dem Könige in meinen Mädchenkleidern leisten? Dagegen kann ich ihm unter der Uniform im Kriege und im Frieden dienen, wie ich seit zweiundzwanzig Jahren stets den Muth und das Glück gehabt habe, es zu thun. Beharren Se. Majestät und die Minister jedoch bei der Vollziehung unsrer Transaction, so werde ich sie gehorsam erfüllen; Sie aber sind dann auch Ihrerseits gehalten, den vierten Artikel zu vollziehen

und mir alle meine gerechten Forderungen zu bewilligen. Dann werde ich alle übrigen Papiere treulich herausgeben. Geben Sie mir meine Aussteuer, bezahlen Sie die Hochzeitskosten, dann ist sogleich das gute Vernehmen zwischen uns vollkommen hergestellt; dann werde ich, so krank ich auch bin, sogleich nach London zurückkehren, um Sie zu umarmen . . . .

Der Chevalier und die Chevalière von Eon.«

VII.

Erklärung

daß die Herren von Morande und von Beaumarchais, wider Willen des Chevalier von Eon, betrügerische Speculationen auf dessen Geschlecht zu machen versucht haben.

»Wir Unterzeichneten, C. G. ꝛc. Eon von Beaumont, ehemaliger Dragonercapitain ꝛc., François von la Chèvre, in Queenstreet Golden square wohnhaft, Jaques Depré, Esqu., in New-Bondstreet, und Jean von Vignolles, Esqu., in Warwickstreet, bezeugen auf unsre Ehre, daß, als wir Donnerstag, den 11. April des gegenw. Jahrs 1776, zum Diner bei dem Chevalier von Eon, und mit ihm

und Herrn Charles Théveneau von Morande zusammenwaren, den wir als den vertrauten Freund des Herrn Baron von Beaumarchais kennen, welcher Letzterer, wie uns bekannt, von dem Könige von Frankreich beauftragt ist, mit dem ꝛc. Eon wegen seiner Rückkehr nach Frankreich zu unterhandeln, das Gespräch darauf kam, daß man im Monat November versucht habe, die Wetten auf das Geschlecht des genannten ꝛc. Eon zu erneuen; daß der ꝛc. Eon vor uns erklärte, daß der Herr Caron von Beaumarchais und der gegenwärtige Herr von Morande ihn ersucht hätten, mit ihnen bei dem Policenhandel gemeinschaftliche Sache zu machen, als ein unfehlbares Mittel, bedeutende Summen zu gewinnen.«

»Und als der genannte Herr von Morande einer kategorischen Antwort auszuweichen versuchte, drang genannter Chevalier von Eon lebhaft in genannten Herrn Théveneau von Morande, deutlich zu erklären, »ob er, Morande, nicht im October 1775 dem genannten Chevalier von Eon, während Herr Caron von Beaumarchais wegen der Unterhandlungen hier war, den Antrag gemacht habe, mit ihnen in den, auf sein Geschlecht errichteten Policen gemeinschaftliche Sache zu machen?« worauf Herr von Morande bejahend und ohne Umschweife antwortete. Als der Chevalier von Eon hierauf er-

widert hatte, daß er sich selbst zu sehr achte, um je an solcher Infamie Theil zu nehmen, als womit Herr Caron von Beaumarchais und er, Morande, ihn besudeln wollten, fragte er, »ob, trotz seiner Weigerung, er und sein Freund Caron von Beaumarchais nicht die Thorheit begangen hätten, mit den genannten Policen auf sein Geschlecht Handel zu treiben?« und hierauf hörten wir Herrn von Morande antworten, daß er wirklich diese Absicht gehabt, jedoch, um nichts dem Zufall zu überlassen, berühmte englische Rechtsgelehrte gefragt habe, ob das Gesetz, im Fall er durch diese Policen gewönne, gestatte, die Verlierenden zur Bezahlung zu zwingen; und daß allein die einstimmig verneinende Antwort der Advocaten ihn auf dieses Project, Geld durch benannte Policen zu gewinnen, habe verzichten lassen. Auch zeigte er sich sehr ärgerlich wegen der beharrlichen Weigerung des Chevalier von Eon, sich zu der schimpflichen Operation herzugeben, welche er, Morande, und sein Associé, Caron von Beaumarchais, auf das weibliche Geschlecht des genannten Chevalier zu machen gesonnen wären.«

London, 8. Mai 1776.

Gez.: »Jacques Dupré, J. von Vignolles, La Chèvre, der Chevalier von Eon.«

CANTON DE VAUD BIBLIOTHÈQUE CANTONALE LIBERTÉ ET PATRIE